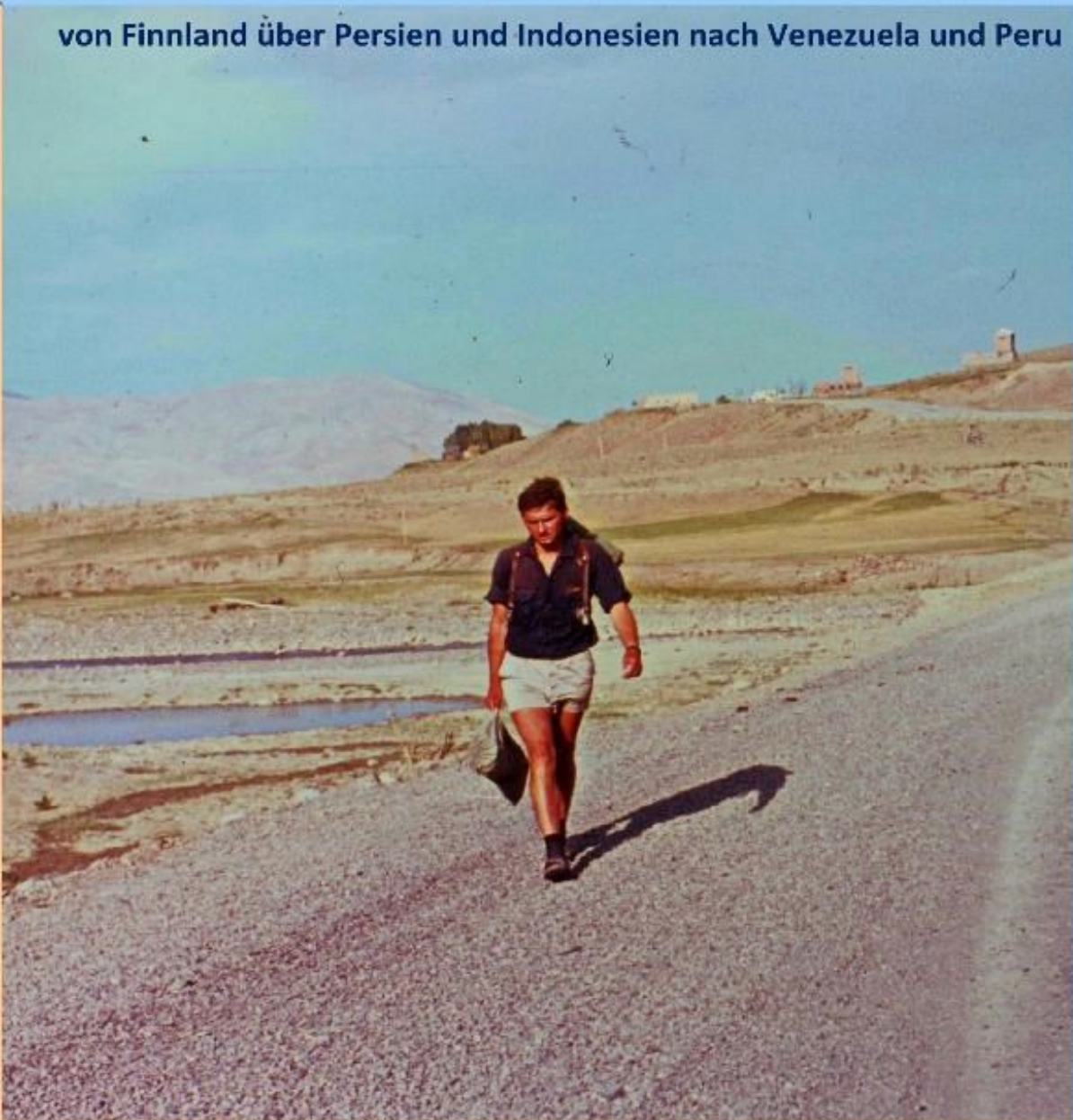


REISEN

**mit Blick auf gestern,
um morgen zu gestalten**

von Finnland über Persien und Indonesien nach Venezuela und Peru



Elmar Römpczyk

Bd. I

INHALT

TEIL 1: Von Gössnitz bis Borneo	4
über exotische Nebenstrecken: Rovaniemi – Isfahan – Bangkok – Bali / Borneo	
TEIL 2: Venezuela als Arbeits- und Studienaufenthalt	95
mit Nachbereitungen in : Mexico – Guatemala – Ecuador – Kolumbien	
TEIL 3: Peru I - UNESCO junior expert	156
TEIL 4: das Deutschland – Paket	202
mit Nelkenrevolution, Promotion, Kinder, Kirche	
TEIL 5: Peru II - DED Landesdirektor	219
TEIL 6: Über BONN und BRÜSSEL nach HAITI	264
Millionenauftrag und schwelgen in Korruption	
 EINGESTREUTE ABSTECHER	 282
CUBA, ein spontaner Revolutions-Besuch	283
BOLIVIEN-ARGENTINIEN-CHILE, eine Familien-Rundreise	288
PARAGUAY, zwischen Strössner und Mennoniten	298

Fotos REISEBAND I

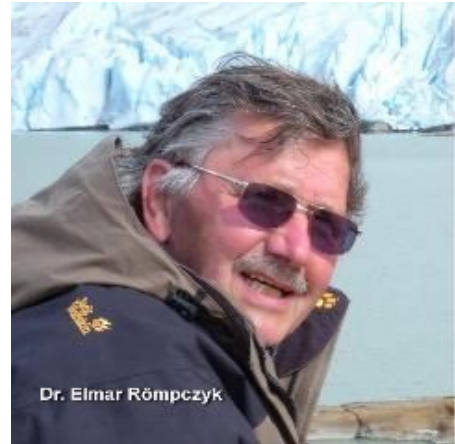
vorn: durchs wüste Kurdistan. Persien
rück: Dienstritt durch die Anden, Peru

Text & Fotos: © Dr. Elmar Römpczyk
Druck: Druckwelle, Bonn
Königswinter 2021

Zum Autor

Tätigkeiten

- 2009-2019 **Consultant** für Nachhaltige Entwicklung.
Einsätze in Lettland Zypern, Portugal;
diverse Vorträge im In- und Ausland zu
Nachhaltigkeit, Demokratie, Umwelt....
- 2004-2008 Koordinator der Friedrich Ebert Stiftung für
die baltischen Staaten **Estland, Lettland, Litauen** mit
Sitz in Riga
- 2004-2006 Lehrveranstaltungen an der *Stradiņa-*
Universität und Universität von Lettland, (Bereich:
Sozialwissenschaften), **Riga**
- 2000-2003 Projektleiter für die Umweltpolitik-
Projekte der deutschen Entwicklungs-Gesellschaft GTZ in **Kolumbien**
- 2001-2003 Lehrauftrag an der Universidad Nacional de Colombia, **Bogotá** (Politische
Wissenschaften)
- 1993-1999 Beauftragter für Umweltpolitik der Friedrich Ebert Stiftung, **Bonn**
- 1994, 1998 Lehrauftrag für Politische Wissenschaften an der Universität **Bonn**
- 1989 und 1993 Koordinator der Friedrich Ebert Stiftung in Santiago de **Chile**
bis 1989 Lateinamerika-Referent der Friedrich Ebert Stiftung in **Bonn**
zwischen 1987 und 1989 Lehrauftrag an der Universität **Bonn** (Soziologie)
- 1981-1982 freier Consultant beim Afrika-Asien-Büro (PROIND), Köln
mit Projektentwicklungsauftrag für die Europäische Gemeinschaft in **Haiti**
- 1979-1981 Landesdirektor des Deutschen Entwicklungs-Dienstes in **Peru**
- 1976-1978 Lateinamerikareferent der EZE, **Bonn**
- 1974-1976 Dissertation in **Bielefeld** ("Internationale Umweltpolitik und
Nord-Süd-Beziehungen") mit Forschungsaufhalten in New York, Genf, Nairobi
- 1973-1974 UNESCO Junior Expert in **Peru** (Schnittstelle Bildungspolitik und Agrarpolitik), **Cusco**
und **Trujillo**
- 1973 Diplomarbeit in **Bochum** („Erwachsenenbildung als Faktor des Sozialen Aufbruchs“,
Forschungsaufenthalt in **Venezuela**)



zahlreiche private Reisen durch arabische Länder, Südost-Asien, Australien, USA,
Skandinavien.....

Berufliche Ausbildung

Lehre als Bauzeichner
Studium der Sozialwissenschaften und Germanistik
Diplomarbeit: *Erwachsenenbildung als Faktor des sozialen Wandels*
Dissertation: *Internationale Umweltpolitik und Nord-Süd-Beziehungen*

Publikationen

<https://www.elmar-roempczyk.de>

Von Gössnitz bis Borneo

über exotische Nebenstrecken:
Rovaniemi – Isfahan – Bangkok – Bali / Borneo



bei den Erdölarbeitern auf Borneo, 1968

INHALT

REISEN - WANN IMMER ES PASST	6
Reisereflexe mit der Muttermilch und ein bißchen Autobiographie	
Schulische Pirouette	
„Kommune No. 1“ mit Oma Johanna	
Die erste Wohnung im Taubenschlag	
Mein erster Medienkontakt	
Chaos am Gymnasium	
ARCHITEKT WERDEN - EINE SEHR ANDERE LERNZEIT	13
Ins exotische Frankreich	
Ins exotische Finnland	
SINNVOLLES DENKEN UND HANDELN	19
Sozialisierung in der Gemeindejugend	
Boyscouts und die Reise nach innen	
Universitätsreife und studentische Wanderjahre	
ERZÄHLUNGEN AUS 1002 NÄCHTEN	25
Entdeckung des Vorderen Orients	
Bagdad oder Persepolis – ein Zufall entscheidet	
Exkurs: autokratische Türkei	
Exkurs: der Fall Mossadegh gegen MI5 und CIA und die Ölindustrie	
MEINE ENTWICKLUNGSPOLITIK –	51
wer oder was entwickelt sich da eigentlich?	
ARBEITS-UND STUDIENAUFENTHALT im globalen Süden :	54
JAVA - BALI - BORNEO	
Ein Gefühl von Thailand	
Malaysia-Impressionen	
Am Ziel : Indonesien	
Im größten Inselstaat der Welt	
Ein bisschen Geschichte muß sein	
Bandung und seine Luxus-Gastfreundschaft	
Bali zur Vertiefung unserer Landeskenntnisse	
Java und noch mehr Landes-Erkenntnisse	
Von Vulkanen, Gamelan und Batik	
Exkurs: Teak	
Bandung : Korruption ist identitätsstiftend und systemstabilisierend	
Aus Regenwald wird Öl	
Dayaks – Mike erzählt	
Exkurs: unheilige Allianz zwischen indonesischer und deutscher Politik	
Ost-West / Nord-Süd - Debatten in der Universität Bandung	
ETWAS GELERNT DURCH ASA	92

REISEN – WANN IMMER ES PASST

und : ein bißchen Autobiographie

Ich halte hier Reiseerlebnisse von frühester Kindheit bis über das Ende der aktiven Berufslaufbahn hinaus fest. Ein Grund dafür ist die Erinnerung daran, wieviel ich durch die ganz unterschiedlichen Formen der Reiserei für mich selber lernen konnte. Z.B., dass Europa oder gar Deutschland keineswegs der Mittelpunkt der Welt sind – aber ebenso wenig die USA oder China oder Russland. Bei meinen Reisen habe ich genug Gründe gefunden, die Kulturen und Werte der anderen Länder auf ihrem eigenen Podest stehen zu lassen – aber auch anderen Kulturen kein Recht einzuräumen, meine kulturellen Werte zu bekämpfen. Durch die Reisen war es leicht, die falschen Überheblichkeiten von Religionen und von dogmatischen Wirtschaftssystemen als verantwortlich für die Zerstörung unserer Erde deutlich zu erkennen (d.h., praktizierter Sozialismus wie praktizierter Spätkapitalismus oder chinesischer Staatskapitalismus). Je länger meine Reise-zeiten andauerten, desto klarer wurden diese Erkenntnis. Und desto stärker war das Interesse, die Reisen mit der Frage zu verbinden, wem nützen sie außer mir selbst? Vielleicht war ich ein bißchen privilegiert, weil ich in sehr unterschiedlichen Ländern unterwegs sein konnte und dabei gegenüber sehr unterschiedlichen Institutionen verantwortlich sein mußte.

Und etwas muß in der heutigen Zeit wohl besonders betont werden: bei meinen Reisen standen immer richtige Menschen im Mittelpunkt, keine Algorithmen und keine Künstliche Intelligenz.



Schwerpunkte meiner Welterkundung im Laufe der Zeit

REISEREFLEXE MIT DER MUTTERMILCH

Ganz am Anfang steht Großvater Alwin Heinig aus Gössnitz (Thüringen). Er wird 1861 geboren und stirbt 1939. Dazwischen muß er dreimal heiraten und dreimal versterben ihm die Frauen. Die dritte wird die Mutter meiner Mutter Mara. Sie wird 1922 geboren, auch in Gössnitz. Und sie bringt mich im selben Haus in Gössnitz 1943 zur Welt.

*vor dem Gössnitzer Geburtshaus,
das Großvater Alwin gebaut hat, 2006*



*Mutter
Mara
mit ER,
1944*

*Vater Franz als
Pilot, 1944*



Mara war da 21 und hatte seit 4 Jahren beide Eltern verloren, hatte sich zunächst auf die Wanderschaft begeben, um eine Arbeitsstelle zu finden, hatte sie in Bad Blankenburg als Kontoristin im Harfe-Verlag gefunden und bald auch den nur ein paar Jahre älteren Franz, der gerade dabei war, Fernaufklärer-Pilot zu werden und gleichzeitig mein Vater wurde. Meine eigene Reiselust hat daher konkrete Wurzeln beim Vater, auch seine Abenteuerlust und das Maß an Unerschrockenheit, das Franz bewies als er mit seiner Me 110 über der Krim abgeschossen wurde und die Maschine trotzdem noch runterbrachte und schwer verwundet überlebte. Die andere Seite von Reisefreudigkeit wurzelt in Mara. Sie ist mit mir zwischen gerade-schon-laufen-können und erstem Schuljahr mehrmals über die „grüne Grenze“ zwischen DDR und BRD gewandert. Verschwommen haften geblieben ist bei mir vor allem eine von mehreren Festnahmen durch russische Soldaten oder Volkspolizisten und die Verbringung in Lagerbauten mit vernagelten Fenstern. In meiner Erinnerung lag eine große Anzahl anderer Gefangener in einem Raum eng beieinander. Wie immer: vernagelte Fenster.

Von draußen das Pfeifen von Dampflok und das harte Anschlagen von Wagons zu hören, wenn sie aneinander gekoppelt wurden. Durch den untersten Bretterspalt sah ich sekundenlang auch Uniformen und Gewehre. Es gab keine Toilette außerhalb des Raumes, für keinen der Eingepferchten. Mara erzählte uns später, dass ich immer viel Hunger hatte und wir schon mal ein Stück Brot geschenkt bekamen. Diese Auffanglager waren wohl nicht mit körperlicher Gewalt verbunden; sie waren allerdings immer gleichgesetzt mit dem klaren Befehl "zurück auf Null"; zurück in die Kleinstadt Gößnitz. Mara hatte als junge Mutter schon genug erlebt, um nach einer solchen Gefangennahme nicht einfach aufzugeben. In dem Sinne erinnere ich mich auch an eine andere Sommerreise, alles bevor ich in die Schule kam. Wieder hatte sich Mara mit ihrem Köfferchen und dem Söhnchen aufgemacht. Wir waren schon Tage marschiert, es war heißer Sommer; die Thüringer Wälder und der Harz hatten uns Deckung und Schatten geboten. Jetzt hockten wir schon eine ganze Weile unmittelbar vor der Grenze nach Westen, im Schatten am Waldrand. Der Westen war dort auf der anderen Seite des Baches. Drüben war noch mehr Sommer als bei uns, ein reifes Kornfeld. Totaler Frieden. "Wir müssen jetzt rüber", war das Einzige, das Mara in der lange angespannten Zeit sagte und vorsichtig, aber zügig liefen wir auf den Bach zu. Nur ein paar Schritte fehlten noch, da tauchten 2 Köpfe aus dem hochstehenden Roggen auf der anderen Seite auf. Der Bach war zu breit und zu tief, um Koffer und Kind gleichzeitig rüberzubringen. Hätte Mara erst den Koffer drüben abgesetzt, hätten die beiden den sofort an sich genommen. Hätte sie erst das Kind rüber getragen, hätten die beiden mich wahrscheinlich als Geisel genommen, um mich gegen alles Wertvolle einzutauschen, dass Mara noch bei sich hatte. Sie war verzweifelt und schrie einfach nur "Hilfe, Hilfe, Hilfe". Wahrscheinlich würde im nächsten Augenblick eine russische Streife hinter uns auftauchen und wir müssten den Bach für alle Zeiten vergessen. Die Patrouille tauchte auf - aber am Westufer. Es waren Amerikaner. Die zwei Getreideköpfe waren verschwunden. Kind und Koffer landeten im sicheren Westen.... Aus der Sicht der späteren Jahre war durch diese Grenzgängerei vielleicht der Sinn für vorsichtiges und umsichtiges Durchstreifen fremder Lande geschärft worden; war auch die Bereitschaft angelegt, Risiken einzugehen und die Disziplin, wenn es sein musste, lange und gezielt warten zu können. Aber auch der Sportsgeist, dass man nicht immer siegen wird und aus Niederlagen gelernt werden muss für den nächsten Versuch. In späteren Jahren habe ich selber ähnlich abenteuerliche Grenzgänge erfolgreich bestanden und mich gelegentlich an diese Episode erinnert. Und vielleicht noch eine weitere Dimension, eine Kombination aus beiden Elternteilen. Nach der Verwundung konnte Franz nicht mehr als Pilot eingesetzt werden. Er wurde zum Fliegerhorst-Kommandanten in Seifersdorf (Schlesien) ernannt. Kurz vor Kriegsende hörte man auch in Seifersdorf schon die russische Artillerie sehr nahe. Franz sollte die sensiblen Teile der Flugzeuge ausbauen lassen, damit einen letzten Zug nach Westen beladen und den Flugplatz räumen. Als der Zug trotz naher Front endlich losfahren konnte, sahen Mara und Franz die vielen Flüchtlinge, die sich durch den Schnee ebenfalls nach Westen retten wollten. Jetzt hieß diese dritte Dimension Solidarität. Franz ließ den Zug stoppen und so viele Flüchtlinge aufsteigen, wie irgend machbar. Der Zug kam durch, diese Reise überlebten alle Beteiligten. Sie endete zunächst auf dem Fliegerhorst Köthen bei Dessau. Der eigentliche Nachkriegsstart vollzog sich dann in Oberhausen, der „Wiege des Ruhrgebiets“, bei den Großeltern Anna und Peter. Dort begann meine Schulzeit und es folgten die erforderlichen Jahre bis zur Universität in Bochum – auch wenn längst nicht alles normal verlief.

Schulische Pirouette

Die einzügige Schönefeldschule in Oberhausen nahm mich für die ersten vier Volksschuljahre auf mit pflegebedürftigen Toiletten auf dem Hof, einem Kanonenofen im Klassenraum, auf den im Winter Schneebälle aus den hinteren Reihen verzischten, einem Musiklehrer mit Weidenstöckchen, der gerne gezielt auf die Fingerspitzen schlagen konnte, wenn es zu unruhig im Raum wurde und einem Bach in Sichtweite, der viele Kaulquappen nach Unterrichtsende bereit hielt. Volker und ich wurden schnell die Anführer in der Klasse. Wir hatten einen guten Stand bei Frau Knabe, der Klassenlehrerin. Sie empfahl beiden Elternpaaren, uns auf jeden Fall aufs Gymnasium zu schicken. Zuvor mußten wir beide allerdings immer mal ausprobieren, wer nicht nur die grössten Kaulquappen fangen konnte, sondern wer denn tatsächlich der Stärkere von beiden war. Wir prügelten uns in aller Freundschaft auf dem Nachhauseweg. Der Rest der Klasse war fachkundiges Publikum. Volker organisierte eines Tages auch die ersten Zigaretten aus dem Vorrat seines Vaters. An die Zigarren von Franz war ich nicht ran gekommen. Im Schrebergarten hinter der Schule waren wir zu viert bei dem ersten Raucherexperiment. Es blieb unser einziges zwischen 1950 und 1954.

„Kommune No. I“ mit Oma Johanna

Oma, Opa, Mara, Franz, dessen Bruder Leo mit Frau Hanni – wir alle wohnten zusammen in einem unglaublich kleinen Häuschen, 10 Minuten Fußweg von der Schule. Eine Waschschüssel im Miniflur, ein Kohlenkellerchen für den Herd, auf dem Oma Johanna tolle Suppen, Kakao und Malzkaffee kochte; sonntags ihren berühmte Rührkuchen mit oder ohne Rosinen und Quark herzauberte, ihre eisernen Bügeleisen auf dem Kohleherd vorwärmte und wo mir eines Tages meine getigerte Katze zulief und solange mit mir im Bett schlief bis sie eines anderen Tages ein Nachbar zum Schutz seiner Tauben vergiftete.... Das war jetzt Oberhausen, die Wiege des Ruhrgebiets, wo jede Nacht der Himmel rot leuchtete und Oma nichts von Hochöfen erläuterte, sondern geduldig wiederholte, dass jetzt das Christkind seine Weihnachtsstollen backte (die ich ja bestens von Gössnitz her kannte). Es war Oberhausen, wo die weißgewaschenen Betttücher der Großmutter jedes Mal beim Trocknen im Garten am Ende mit Rußflocken gesprenkelt waren und eigentlich in der hölzernen Waschmaschine mit ihrer Handkurbel erneut hätten durchgerührt werden müssen. Also, das Oberhausen, wo der größte Arbeitgeber noch Gutehoffnungshütte hieß und wo der wichtigste Fluß der Rhein-Herne-Kanal mit seinen Frachtkähnen war, auf die wir als Mutprobe drauf zu schwammen bis der Schiffer uns entrüstet von Bord jagte. Allerdings auch das Oberhausen, wo ich vom Opa die nötigen 20 Pfennige erbetteln konnte, um mir am Kiosk die nächste Nummer einer Heftchen-Serie über den Wilden Westen zu kaufen. In meiner Phantasie saß ich mit auf den Pferden und kannte jeden Winkel der weiten Prärie und eigentlich auch jeden Indianerhäuptling und fast jeden Büffel persönlich. Immerhin lernte ich durch die Heftchen mein erstes englisches Wort: Thank you. Es brauchte eine Weile bis ich verstanden hatte, was genau gemeint war. Und es war das Oberhausen der Oma, die im Schlaf-zimmer ihre selbst eingelegten Gewürzgurken verwahrte und daneben den prächtigen Rumtopf mit allen Sommerfrüchten. Ich war sicher, dass Oma Anna die kleinen Qualitätstest niemals bemerkte, die ich mir beim Lesen erlaubte

Opa war damals noch Kranführer bei Thyssen. Er kam pünktlich um 14.30 nach Hause. Immer. Er übergab jede Woche seine Lohntüte ohne Murren an Oma Johanna. Und

dann stand da Enkel Elmar und wartete, dass Opa Peter mit ihm Radfahren übe. Opa hielt den Gepäckträger fest und rannte so mit mir die hügelige Straße hinunter und irgendwie auch wieder hinauf. Noch bevor er in Rente ging, hatten wir es geschafft. Fast noch attraktiver waren nur die Samstagabende. Oma und Opa nahmen mich die 5 Minuten Fußweg mit zur inzwischen eigenen Wohnung von Onkel Leo. Er hatte als einziger in der Familie einen Fernsehapparat. Die Quizsendungen am Samstagabend hatten rituellen Charakter. Die Quizmaster Kuhlenkampf und Frankenfeld waren eine nationale Institution. Man durfte sie nicht verpassen.

Und dann entwickelte sich allmählich das Allerwichtigste: die Reisen mit Oma Anna, sehr andere Reisen als zuvor mit Mara. Oma Johanna war streng katholisch und ihr Enkel Elmar (bei dessen Geburt sie die lebensrettende Hebamme gespielt hatte) sollte ebenso fromm aufwachsen. Oma nahm mich mit auf alle möglichen Pilgerfahrten. Ich hatte bald den ganzen Kanon an Fürbitten, Kirchenliedern und sonstigen frommen Sprüchen parat. Ich war gerne mit unserer Oma unterwegs zwischen Kevelaer und Nevigis bis Lourdes. Aber Omas Missionierung behielt immer einen schlichten Charakter und schadete daher meiner Seele nicht. Gelernt habe ich von ihr ganz sicher vor allem Solidarität mit Menschen, die Unterstützung brauchen. Darin war unsere Oma ganz groß.

Die erste Wohnung im Taubenschlag

Als meine Schwester Rose in Oberhausen geboren wurde und Franz, jetzt Bau-ingenieur und Architekt, eines Tages eine eigene Wohnung nur 15 Minuten von Omas Häuschen entfernt für uns beschafft hatte, war Mara eine Sekunde lang in Gößnitzer Erinnerungen versunken. Sie war sicher, jetzt wieder große Räume, hohe Decken, einen Kachelofen, große Fenster mit viel Sonnenlicht für sich und die Kinder zu beziehen. Als sie die Augen öffnete stand sie vor einer klitzekleinen Dachwohnung; viel schräge Wand, kein Bad, Toilette als Bretterschlag auf dem Hof mit Schnee auf der Klobrille im Winter, über eine steile Treppe mit erkennbaren Bombenschäden hinauf in den 2. Stock. Mara war geschockt und träumte während der folgenden Jahrzehnte den ver-zweifelten Traum von der Altenburger Straße in Gössnitz.

Mein erster Medienkontakt

Wir füllten die erste Klasse am Novalis-Gymnasium mit 53 Schülern, einer davon Freund Volker. Wir hatten sehr schnell eine Fußballmannschaft zusammen-gestellt, weil das natürlich für unsere Seele und für die Klassengemeinschaft sehr viel wichtiger war als jede einzelne Lateinstunde. Nach einem der Fußballspiele hatte sich eine Entzündung am Schienbein gezeigt. Der Hausarzt hatte einen Blick darauf geworfen, etwas von Knochenmarksentzündung gemurmelt und mich sofort ins Krankenhaus bringen lassen. Dort stand es 3 Wochen lang Spitz auf Knopf, ob der Knochen geöffnet werden musste oder die Penizillin-Spritzen sich als stärker erwiesen. Penizillin war 1954 noch ein "junges" Medikament. Die Ärzte im St-Josephs-Hospital schauten jeden Tag voller Spannung, ob sie hier mit diesem Elfjährigen einen Präzedenzfall erfolgreich durchstehen würden. Ich selber biss nur jeden Morgen wieder die Zähne zusammen, wenn die Schwester ("hallo, kleiner Indianer") ihre Spritze in meine noch kleinen Pobacken drückte. Nach drei Wochen gab es wohl keinen noch so kleinen Fleck dort hinten, in den die Nadel nicht schon eingefahren war. Am 21. Tag war es vorbei. Die Ärzte waren sicher, das Bein musste nicht operiert werden. Um das Bein des Indianers

aber absolut still zu legen, wurde es ab da für 3 Monate in Gips gepackt. Mit dem Gips durfte ich dann auch wieder nach Hause und bekämpfte die Langeweile mit Kreuzworträtseln und Preisausschreiben. Bei einem dieser Preisausschreiben gehörte ich tatsächlich zu den Gewinnern eines besonderen Kinobesuchs.

Große Freude und jähes Entsetzen. Denn die Ärzte teilten mit, dass ich just an dem Kino-Tag wieder im Krankenhaus sein und hoffentlich genau an diesem Tag meinen Gips verlieren würde. Natürlich war ich wegen des entgangenen Kinos tieftraurig. Aber es ließ sich nicht ändern. Ich schrieb einen Brief an die Lokalzeitung, die das ganze Preisausschreiben organisiert hatte (wahrscheinlich hatte Mara mich entsprechend angestubst), bedankte mich für den Preis (die Kinokarte) und legte sie dem Brief wieder bei.

Die Zeitung machte daraus eine nette Lokal-Geschichte, zitierte auch teilweise den Brief (*"Vielleicht können Sie mit der Eintrittskarte noch einem anderen Kinde Freude bereiten. Und deshalb schicke ich sie Ihnen herzlich dankend zurück"*). Prägend war daran wohl für mich, dass die Zeitungsleute so intensiv auf die kleine soziale Geste reagiert hatten, die in dem Satz steckte, die Kinokarte einem anderen Kind weiterzugeben. Die Reporter waren zu zweit ins Krankenhaus gekommen, hatten sich eine Weile mit mir unterhalten, ihr Foto geschossen, sich noch mehrmals über diese freundliche Geste ausgelassen, die Karte weiterzugeben anstatt sie verfallen zu lassen oder sich gar nicht zu melden. Über die Indianer- und Abenteuerbücher, die die Reporter ersatzweise mitgebracht hatten, habe ich mich natürlich in dem Moment toll gefreut.

der erste Gehversuch ohne Gips, Januar 1955

Aber ich bin sicher, dass die Anerkennung der sozialen Geste ihre eigene Tiefenwirkung in den späteren Jahren entfaltet hat. Auch ein bißchen Omas Erbe.

Wieder in der Schule, war der Bericht in der Zeitung natürlich eine „Heldengeschichte“ – auch wenn die Reporter mit meinem Familiennamen gewisse Schwierigkeiten hatten. Allerdings war ich erst mal wieder zurück in der Schönefeld-Schule und mußte von dort erneut den Sprung aufs Novalis starten. Aus Solidarität blieb Volker sitzen. Dadurch waren wir im nächsten Jahr wieder zusammen in der Sexta und konnten mit sehr viel mehr Erfahrung an der neuen Klassengemeinschaft arbeiten.....

Chaos am Gymnasium

Die Novalis-Jahre wurden eine schwer schlingende Achterbahn für mich. Und für Mara. An unserem reinen Jungen-Gymnasium war da zunächst mein Tischnachbar Friedel. Er war mit Abstand der schnellste Läufer in der Klasse, bei Leichtathletik wie besonders beim Fußball. Nebenbei waren wir beide Spitzenschüler in Erdkunde und Geschichte.



Das erklärt, weshalb wir die meisten Lateinstunden für unser Lieblingsspiel nutzten: auf einer weißen Seite zeichnete der eine Länder- oder Kontinentumrisse. Flüsse und/oder Städte wurden darin als Punkt markiert und andere Eigenheiten. Der andere mußte sie richtig benennen und zeichnete dann seinerseits eine Skizze. Dabei ging nie die ganze Schulstunde drauf, aber doch meist ein Gutteil. Das änderte sich erst mit einem neuen Lateinlehrer, der keine pädagogische Notausbildung als Kriegsteilnehmer hinter sich hatte, sondern sehr wohl wußte, wie sich aus einem drögen Fach spannender Unterricht für Jungen gestalten ließ. Wußte, wie Cäsars „Gallischer Krieg“ in die geschichtliche Entwicklung Europas um die Zeitenwende einzubinden war und dass man die Jungen mit einer Dart-Scheibe neben der Tafel dazu bringen kann, sehr gerne auf eine grammatische Form zu werfen und in der getroffenen grammatischen Zeit ein Verb dann auch richtig zu konjugieren. Dieser Lateinlehrer war außerdem CDU-Mitglied und ließ sich oft genug auf so wichtige Themen der Zeit ein, wie Willy Brandt, F.-J. Strauss, Fidel Castro, J.F. Kennedy oder die Entwicklungen in beiden deutschen Staaten und Militärdienst ja oder nein.....

Bei mir hatte die illegale Unterrichtsgestaltung mit unseren Geo-Skizzen zunächst das Interesse verstärkt, zu einer Truppe zu stoßen, die gerne mit Rädern oder zu Fuß auf Wanderschaft ging. In Oberhausen bot sich der CVJM an. Nicht das „Christliche“ im Namen zog mich an, sondern die Gruppenabende, die Lieder und vor allem die Zeltlager. Zu einem der ersten großen Zeltlager auf einer der holländischen Inseln hatten sich auch Volker und Friedel überreden lassen. 1959 war ein glühender Sommer. Volker verbrannte sich am Meer ganz fürchterlich seinen Rücken. Er ging danach ziemlich auf Abstand, was das Zelten und Wandern etc betraf. Friedel war ohnehin klar der Stadtmensch, der uns überredete, das Auto seines Vaters heimlich aus der Garage zu holen und damit eine kleine Spritztour durch die Wiege des Ruhrgebiets zu wagen. Keiner hatte das Alter für einen Führerschein. Uns ging es nur ums Abenteuer (ohne das Wort Adrenalin zu benutzen).

Wir waren inzwischen ein Kleeblatt, die klare Führungsmannschaft unserer Klasse. Außer Friedel, Volker und mir gehörte noch Fanny dazu – ohne dass mir selber klar war, warum genau. Denn wir drei waren auch gemeinsam sehr engagiert bei den Aktivitäten und Projekten des jungen evangelischen Pfarrers Hönicke der Markus-Kirche. Wir spielten dort in der Theatergruppe mit, betrieben den „Kummerkasten“, in dem alte Gemeindeglieder um Unterstützung bei irgendeinem konkreten Alltagsproblem baten. Und wir drei waren natürlich auch bei allen Freizeiten dabei, die Pfarrer Hönicke organisierte - sei es im Sauerland oder am Stilfser Joch in Südtirol. Einen gewissen Anteil an unserer Standfestigkeit in der Gemeindejugend hatten auch die Mädchen dort. Friedels Freundin war eines Tages von einem älteren Mann ein paar Strassen von der Kirche weg dumm angemacht worden. Das Kleeblatt beschloss, eine Lektion zu erteilen. Nach Mitternacht malten wir alle Fenster seiner Parterrewohnung mit Ofenlack an, damit auch tagsüber immer alles stockfinster in der Wohnung bleiben sollte. Wir waren sehr leise. Aber auf der anderen Straßenseite hatte wohl jemand ein Problem mit seiner Blase, war aufgestanden, hatte uns im Mondlicht für Einbrecher gehalten und die Polizei alarmiert. Die kam sehr leise daher, schnappte uns alle. Und ich selber wurde gegen 5.00 Uhr in der Früh bei Mara abgeliefert. Kurz darauf hieß die Strafe: alle Fenster wieder vom Lack befreien. Das ging nur mit einer Rasierklinge in der Hand und war einigermaßen aufwändig. Zumindest kam es zu keinen weiteren Belästigungen.

Unser Klassenlehrer wußte sehr wohl Bescheid um die Rolle und das Gewicht des Kleeblatts. Zumindest was die Schule anging. Als dann eines Tages ein neuer Deutschlehrer vorgestellt wurde, der radikal andere Arbeitsmethoden und rigorose

Benotungen unserer Arbeiten und massig viele Hausaufgaben durchsetzen wollte, kam es zu einer handfesten Auseinandersetzung zwischen dem Kleeblatt und „dem Neuen“. Wir verloren. Denn Klassenlehrer und Rektor entschieden, dass alle vier die Schule verlassen mußten, sogar mit der Auflage, keinesfalls gemeinsam in ein anderes Gymnasium aufgenommen zu werden. An der Stelle war unser Pfarrer Hönicke unendlich wertvoll. Er half jedem einzelnen des Kleeblatts, in einer neuen Schule unterzukommen (dafür war ich ihm über Jahrzehnte dankbar und seit ich wieder in Deutschland am Rhein wohnte besuche ich ihn und seine Frau dort im Westerwald mehrfach im Jahr. Allerdings reden wir dann viel mehr über die verfehlte Politik der Kanzlerin Merkel als über die Jugendstrieche von damals). Im Mai 2020 verabschiedete sich unser Pfarrer endgültig mit 90 Jahren.

ARCHITEKT WERDEN - EINE SEHR ANDERE LERNZEIT

Ins exotische Frankreich

Auf dem neuen Gymnasium kam ich nicht zurecht. Das lag zweifellos auch an der aufgelösten Familiensituation. Vater Franz hatte zwar 1958 ein großes Grundstück (2000 m²) im gutbürgerlichen Oberhausener Süden erworben und dort auch gleich ein Mehrfamilienhaus gebaut. Aber er war ein derart schlechter Manager seines eigenen Projekts, dass er sich eines Tages hochverschuldet aus dem Staub machte und in der DDR untertauchte. An der Immobilie war Mara rechtlich nicht beteiligt (damals eher normal). Sie wollte Haus und Garten aber vor allem auch für ihre zwei Kinder erhalten und vor der anstehenden Versteigerung retten. Mit allem nur erdenklichen Engagement schaffte sie das auch in den Folgejahren und nannte es bis in ihr hohes Alter von 99 Jahren „ein absolutes Wunder“.

Ich verließ nach einem Jahr die neue Schule (oder wurde sehr ermuntert, das zu tun) und suchte und fand eine Lehrstelle bei dem damals bekannten Oberhausener Architekten Leo Wietz. Er akzeptierte mich als Lehrling und war begeistert von meinem obligatorischen Berichtsheft. Denn darin ließ sich nicht nur der abgearbeitete Wochenplan nachlesen, sondern auch ein Teil meiner Reiseberichte, wenn ich über Basel nach Belfort und noch ein paar Kilometer weiter getrampt war, um mir die Kapelle *Notre Dame du Haut in Ronchamp* anzuschauen. Offenbar war und ist das Interesse an Architektur wohl ein väterliches Erbe, vielleicht sogar ein großväterliches, dem Zimmermann Alwin. Die kleine Wallfahrtskirche in Ronchamp hatte der bekannteste Architekt der Zeit - Le Corbusier - erst vor wenigen Jahren in die Landschaft gesetzt.

*Wallfahrtskirche in Ronchamp,
von Architekt
Le Corbusier, 1955*



Obwohl sie nichts in meinem Arbeitsheft zu suchen hatten, klebte ich auch meine Fotos mit ein. Chef Wietz las und hockte sich zu seinem Lehrling, um über die Verwendung des Sichtbetons, über das Spiel von Licht und Schatten im Inneren der Kirche zu reden und über die Anlage von Corbusiers Fenster und Dachwölbung..... Ich konnte Leo Wietz sogar ein bißchen verblüffen, weil ich den eigentlichen Namen des Vorbild-Architekten mit aufgeschrieben hatte - Charles-Édouard Jeanneret-Gris. Selbst Wietz sprach immer nur von Le Corbusier.

Der Nordosten Frankreichs, verbunden mit der Wertschätzung eines Le Corbusier war also sehr im Sinne meines Chefs. Absolut überzeugt vom Architektur-Gen seines Lehrlings war Leo Wietz dann als ich im Sommer 1962 die nächste exotische Tramptour ankündigte und umsetzte, die Tour durch Finnland hinauf zum Polarkreis und zu den Bauwerken von Finnlands berühmtesten Architekten Alvar Aalto in Rovaniemi. Weder Wietz noch seine Architekten noch meine eigenen Freunde hatten je eine solche Reise angetreten. Finnland: kalt, dunkle Wälder, Rentiere, Elche, Bären, vielleicht auch Wölfe? Und was sind das für Bewohner? Und alles als Trampler mit kaum Geld in der Tasche

Ins exotische Finnland

Anfang der 1960er Jahre war für einen politisch interessierten und gleichzeitig reiselustigen jungen Mann Finnland durchaus geheimnisvoll. Es war weit weg vom vertrauten West-Europa. Dänemark musste durchquert werden und Schweden und dann entweder mit einer Fähre über die Ostsee oder auf der Straße den endlosen Weg um den Bottnischen Meerbusen herum. Die finnische Sprache ein Relikt eines lange vergangenen kulturellen Großraums, der bis ins heutige Litauen und hinunter nach Südeuropa reichte. Zu der Zeit wusste ich nur, dass die Ungarn und die Finnen sprachlich verwandt sind. Es herrschte immer noch intensiver Kalter Krieg und Finnland war der unmittelbare Nachbar der Sowjetunion.

Finnland versuchte seine herben Territorialverluste an die Sowjetunion in Karelrien zu verdrängen. Oder genauer: die Finnen bemühten sich um vorsichtige Annäherung an Westeuropa - ohne dadurch Moskau übermäßig zu reizen. Das Bisschen, das ich vom politischen Finnland wusste, ließ sich in dem Wort "Neutralität" zusammenfassen. Aber wie sieht das in der Praxis aus, nur ein Jahr nach dem Mauerbau der DDR gegen die BRD? Die Einladung der Sowjets zum Warschauer Pakt hatte Finnland einigermaßen elegant abgelehnt, ohne "nein" zu sagen; es hatte sich auf einen Beobachterstatus beim (sowjetischen) Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe - RGW - beschränkt und war gleichzeitig Mitglied in der westeuropäischen Freihandelszone EFTA geworden. Ungebrochen der Versuch, sich stärker mit den skandinavischen Nachbarn zu verbinden, besonders mit Schweden - obwohl auch Schweden über Jahrhunderte hindurch die wenigen finnischen Bodenschätze unter seine Kontrolle gebracht oder sogar Teile Finnlands zur Friedenssicherung an Russland abgegeben hatte.

Für einen eigenen Reiseführer hatte ich kein Geld gehabt. Ich hatte die überregionalen Tageszeitungen SZ und FAZ angeschrieben und einschlägige Berichte aus ihren Feuilletons erbeten. Besonders die FAZ war großzügig gewesen. Mit dieser Lektüre im Kopf hatte ich jetzt schon die ersten Etappen durch Norddeutschland, durch Dänemark und Süd-Schweden hinter mir. Nur einmal war ein alter Käfer unterwegs liegengeblieben. Wir hatten gemeinsam den Reifen gewechselt und an der nächsten Tankstelle auch gleich noch die Batterie aufgefüllt. Sie hustete schon, so trocken war sie. Die Tramptour nach Norden hatte mir eine sehr entspannte Bevölkerung in Schweden

gezeigt. Selbst in der Metropole Stockholm empfand ich die Menschen auf der Straße außerordentlich offen und freundlich diesem jungen Deutschen gegenüber. Mehr als die großbürgerliche Architektur beeindruckte mich das viele Wasser, in das die Stadt hinein gebaut ist. Leider gab es erst 30 Jahre später das Wasa-Museum. Der Besuch dort wäre sicher schon damals mein Einstieg in die Welt der schwedischen Herren der Meere geworden – bis zurück zu den Wikingern. Gleichwohl: auch 40 Jahre später sammelte ich jahrelang neue Eindrücke von Schweden und von Gesamt- Skandinavien bis hinauf zum Eismeer: immer wieder mit gleich guten Erfahrungen. Jetzt - im Sommer 1962 - hatte mich die Fähre von Stockholm nach Turku gebracht, Hafen und älteste Stadt Finnlands. Ich war wie immer glücklich, dass ich die Überfahrt an Deck bezahlen konnte, holte mir Trinkwasser aus den Toilettenräumen und kaute stundenlang nur an diesem süßlichen, kümmelhaltigen Brot, das ich mir für die lange Nacht der Überfahrt geleistet hatte.

Für die wenigen Stunden Weiterfahrt von Turku nach Helsinki hatte ich zwar drei verschiedene Autos benötigt, aber ich war tief beeindruckt von den finnischen Altersgenossen, die mich aufgepickt hatten. Alle brachten ganz selbstverständlich ihre gut fundierten Sprachkenntnisse in Englisch, Deutsch, Französisch in diese kurzen Reiseabschnitte ein (auf jeden Fall besser als meine eigenen). Zu der Zeit beherrschte ich selber noch kein Spanisch. Später, auf den Zeltplätzen wäre auch diese Konversation noch möglich gewesen. Und natürlich sprach man außer der Muttersprache auch noch Schwedisch. Ein beeindruckend polyglottes Finnland!

Bei unseren Auto-Gesprächen kam die Rede auf das berühmte Olympia-Stadion von Helsinki. Ich erinnerte mich dadurch wieder an einiges, worüber ich schon zu Hause gelesen hatte: Erst vor 10 Jahre (1952) hatten in Finnland ja die denkwürdigen Olympischen Spiele stattgefunden, an denen sich die Sowjetunion zum ersten Mal überhaupt beteiligt und dabei für ihr Team auf einem separaten olympischen Dorf bestanden hatte. Ich kannte die Skizze vom Olympiastadion in Helsinki von einer Briefmarke in meiner kleinen Sammlung und wollte diesen Bau unbedingt in natura sehen.

*Olympia-Stadion Helsinki,
aus ER-Briefmarkensammlung*



Auf dem Weg zum Stadion lag der Hauptbahnhof mit einer Eingangsfassade, die ich ganz spontan als „faschistisch“ bezeichnete.

Helsinki: Hbf

Nicht weit vom Hbf sah ich meine erste russisch-orthodoxe Kirche mit einem großen Reiterstandbild des russischen Zaren Alexander II davor (!). Aber ich

wollte ja zum größten Stadion Finnlands. Es war nicht schwer zu finden, eine gute Viertelstunde außerhalb des Stadtzentrums von Helsinki. Für 70.000 Zuschauer gebaut, jedenfalls deutlich größer als die Fußballstadien im Ruhrrevier, und gleichzeitig irgendwie schlicht. Als Bauwerk lebte es von seinem gewaltigen Turm und den aufgesetzten Partien der Außenfassade. Es fehlte das Bombastische, was am Berliner Olympiastadion so ins Auge stach. Irgendwo sah ich eine Tafel mit dem Namen des überragenden finnischen Leichtathleten aller Zeiten: Paavo Nurmi. Aber dann war ich sofort wieder abgelenkt durch den anderen Hinweis auf die Saunaräume... **Sauna**... Noch nie hatte ich eine Sauna von innen gesehen. Es war nur ein bisschen anders als zu Hause im Hallenbad. Auch hier hängte jeder seine Kleidungsstücke auf den Bügel, marschierte dann aber splitternackt zu den Garderobefrauen, übergab ihnen den Bügel und marschierte weiter zu den Duschen und in die Schwitzkabinen. Der Vorbeimarsch an den Garderobefrauen war etwas irritierend. Aber spätestens unter den Duschen und dann auf den Holzbänken als die kleinen Wasserfälle durch alle Poren nach außen drangen war Sauna normal. Jahre später in den baltischen Staaten oder auch in Bonn stand mir dann bei fast jedem Sauna-Besuch diese kleine Szene aus Helsinkis Olympiastadion wieder vor Augen. Nach dem ersten Aufguss war überraschend ein Gespräch mit meinem Banknachbarn zustande gekommen. Ich hatte ihn nach Nurmi gefragt. Und völlig unfinnisch sprudelte die Begeisterung aus ihm heraus. Mein Banknachbar Urho (so wie sein Staatspräsident Kekkonen) hatte alles im Kopf. Vor allem die Olympiade von 1924, bei der Finnland insgesamt 14 Goldmedaillen gewonnen hatte - und Paavo Nurmi, der Große, hatte allein 5 dazu beigesteuert. Urhos English war nicht ganz so gut, wie bei den Menschen, die ich später immer wieder traf. Vielleicht war es auch die Hitze. Ich hatte nicht alles verstanden, was Urho mir über sein Land mit auf den Weg geben wollte. Immerhin bin ich seiner Empfehlung gefolgt und habe anschließend die Route über Lahti (das sich später auch einen Namen als Olympiastadt für die Winterspiele machen sollte), über Tampere (in dessen Nachbarstadt Nokia später die berühmten Mobiltelefone entwickelt wurden) und Jyväskylä nach Norden genommen. Dann, auf dem Weg von Helsinki nach Lappland, fragte sich der in Thüringen und somit in der SBZ geborene Schüler-Lehrling, wie die Menschen hier im Norden ihr Alltagsleben mit der geopolitischen Schnittstelle zwischen Ost und West scheinbar mühelos miteinander in Einklang brachten. Mit der späteren Erfahrung aus den baltischen Ländern, lässt sich nur feststellen, dass Finnland unter seinem "ewigen" Präsidenten Kekkonen eine deutlich klügere Annäherung an das prosperierende (neutrale) Schweden und damit an Westeuropa betrieben hatte und viele der finnischen Arbeitslosen in dieser Zeit sich mit Erfolg in den schwedischen Arbeitsmarkt integrieren konnten. Dabei hatte das Land die weltweit bekannten industriellen Innovationen - vor allem den modernen Schiffsbau und die Elektronikinnovationen von Nokia - ja noch vor sich. Über Jyväskylä, das nächste Reiseziel, hatte ich gelesen, dass es eine wichtige finnische Industriestadt ist. Die Schornsteine der Papiermühlen und Holzfabriken waren tatsächlich nicht zu übersehen. Aber für jemanden aus Oberhausen, der "Wiege der Ruhrindustrie", wirkte die Stadt eher wie **Bad Jyväskylä**. Da war der See auf der einen Seite der Stadt und die bewaldeten Hügel auf der anderen. Im Stadtpark fehlten nur ein paar freilaufende Rentiere. Offensichtlich durchlief die Stadt einen Modernisierungsprozess. Überall in den schmalen Straßen standen noch jede Menge Holzhäuser, solide gebaut, offensichtlich Einfamilienhäuser. Zum Zentrum hin hatten sich aber schon weitgehend hohe Beton- und Steinbauten durchgesetzt. Beim Gang zum Stadtrand von Jyväskylä, hinaus zur wichtigen Nordroute A4 Richtung Lappland, fragte ich mich noch immer, wie die Menschen hier im Norden das alles miteinander in Einklang brachte. Da war das zuvor Angelesene und das jetzt Ange-

sehene und damit vergrößerte sich die Anzahl der Fragezeichen im Kopf. Gleichzeitig verfestigte sich immer mehr die Erwartung von dunklen Wäldern und Mooren mit Elchen und Wölfen und Bären und jeder Menge Rentiere - je länger die Wartepausen an den Straßen auf ein freundliches Auto wurden. Und irgendwo im Norden des Landes wartete noch der völlig andere Kulturraum der Lappen. Bis hinauf nach Lappland wollte ich diese Skandinavien-Tour auf jeden Fall durchziehen.

An der nördlichen Ausfahrt von Jyväskylä hielt endlich ein Personenwagen. Drei Männer darin. Sie fuhren in meine Richtung, nach Norden. Sie machten mir und dem Gepäck Platz. Nach vielleicht 20 Kilometern hielten sie schon wieder an. Weit und breit kein Haus zu erkennen. Einer der drei verließ den Wagen mit einer großen Papiertüte und trollte sich zwischen die dunklen Fichten. Wir anderen fuhren weiter. Auf meine großen Augen hin erklärte mir der Fahrer, dass sie ihren Freund am Nachmittag wieder aufsammeln würden. Er musste sich hier draußen nur einmal richtig volllaufen lassen. Und das sei in der Stadt verboten. Aber hier draußen würde es nur die Elche stören - und die störte es nicht. Finnische **Prohibition** und ihre Auswüchse. Das hatte sich auch nach 2004 noch nicht entscheidend geändert. Dann, als ich regelmäßig beruflich in Tallinn zu tun hatte Immer, wenn ich später in Tallinn zu tun hatte, wodie riesigen Fährschiffe aus Helsinki im Tallinn-Sadam (Tallinn Hafen) mehrmals am Tag anlegten und hunderte finnischer Tagestouristen sich über die Altstadt ergossen. Sie hatten schon während der Überfahrt in den Restaurants an Bord kräftig steuerfrei zu-gelangt, korrigierten dann an Land den Promille-Wert noch einmal deutlich nach oben und nahmen am Abend die letzte Fähre wieder zurück nach Hause - als Gepäck Sixpacks mit estnischem Wodka und große Mengen an estnischem Bier. Die estnische Industrie hatte sich nach der Unabhängigkeit schnell auf diesen besonderen Alkoholtourismus eingestellt und Sonderbehälter für die finnischen Kunden entwickelt, um die 10 oder 20 Liter Pakete leichter an Bord schaffen zu können.

1962 rollte unsere kleine Reisegesellschaft weiter durch die Wälder hinter Jyväskylä und erreichte dann doch noch eine Art Siedlung, wo ich aussteigen konnte und eine neue Chance auf ein neues Fahrzeug Richtung Norden haben würde. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Die Zeit, wenn die Sonne nicht mehr so sticht. Das wissen die Mücken und nehmen jeden Blutspender dankbar in Empfang. Offenbar herrschte Mangel an solchen Blutspendern, denn die Mücken hatten sich sehr schnell auf meine nackten Arme und Beine eingeschossen. Ich fand ein Plätzchen für mein Zelt, lieber nicht ganz so dicht am Seeufer und etwas weiter weg von den hungrigen Moskitos. Aber die Mücken fanden mich auch dort sofort wieder.

Hier gewöhnte ich mir für den Rest der Reise das Paffen einer Tabakpfeife an - und zwar im verschlossenen Zelt. Da wird die Luft dann irgendwann etwas knapp. Aber es lässt sich allemal besser mit weniger Sauerstoff schlafen als mit dem unendlichen und aggressiven Gesurre der Mücken - ganz zu schweigen von all den Stichwunden.

*mässiger Schutz gegen die Mücken
auf dem Weg nach Lappland, 1962*



Das Ziel dieser gesamten Tour hatte ich immer klar vor Augen: Lappland und seine Hauptstadt Rovaniemi. Soweit ich wusste, ist Inari am gleichnamigen See, hoch oben im

Norden, das eigentliche Zentrum der finnischen **Lappen**. Sie halten ihre flexible (nomadische) Lebensweise im ganzen ursprünglichen Siedlungsgebiet so gut es geht aufrecht, passen ihren Lebensrhythmus an den Futterzyklus der Rentiere an. Mir dämmerte allmählich, dass ich es bis Inari nicht schaffen würde. Es gab zu wenig Verkehr und wer weiß, wie es dann mit der Rückreise wird. Meine Stelle bei Leo Wietz wollte ich ja nicht riskieren.....

Aber **Rovaniemi** sollte es zumindest werden. Diese nette Provinzstadt am Polarkreis, die später als die Heimatstadt des Weihnachtsmanns weltweit akzeptiert wurde. Jetzt, da ich eine Lehre als Bauzeichner begonnen hatte und wie der Vater Architekt werden wollte, besaß Rovaniemi eine besondere Bedeutung. Die deutsche Wehrmacht hatte die Stadt im Zweiten Weltkrieg als „verbrannte Erde“ zurückgelassen. Den Wiederaufbau hatte der berühmteste finnische Architekt, **Alvar Aalto**, geleitet.



*Rovaniemi: das multifunktionale Lappiahaus, Architekt Alvar Aalto
(neu aufgenommen 2013)*

Zusammen mit anderen finnischen Kollegen hatten sie dem neuen Rovaniemi die Form eines Rentiers geben wollen. Von den Gebäuden, die das Aalto-Rovaniemi später international bekannt gemacht haben, war jetzt leider noch nicht viel zu sehen, also etwa das Stadthaus, die Bücherei und das Lappiahaus. Deren Besichtigung holte ich dann später, in den 2000er Jahren mehrfach nach. Aaltos Arbeiten an dem neuen Stadtteil "Tapiola" waren allerdings schon fertig gestellt. Schon ansprechend in seiner kühlen Zweckmäßigkeit und klaren Linien, aber eigentlich gefielen mir die mit dem Licht spielenden weicheren Formen eines Le Corbusier im Süden, im französischen Ronchamp, doch irgendwie besser. Sie blieben für viele Jahre der Maßstab für moderne, attraktive, lebendige Architektur in meinem Kopf.

Da wo die beiden Flüsse Rovaniemis zusammenkommen, schaute ich am Ufer des Kemijöki eine Weile einem Lachsangler zu. Wahrscheinlich strahlte ich ungünstige Energien aus, jedenfalls biss lange Zeit kein Fisch an. Dadurch kamen wir dann endlich doch ins Gespräch. Ein paar simple Standardfragen zu den Lappen korrigierte er nachdrücklich, indem er klarstellte, dass wir hier von **Sami** sprechen. Von den Sami, die eigene politische Rechte in Finnland haben, wie übrigens auch im benachbarten Schweden und Norwegen, sogar ihr eigenes Parlament.

Die Sami seien das letzte indigene Kulturvolk in Europa. Aber derselbe finnische Staat, der ihnen besondere Rechte zuspricht, lässt auch zu, dass immer mehr Waldgebiete

im Sami-Land, also in Nord-Finnland abgeholzt werden und in den Papiermühlen von Jyväskylä und entlang der Ostseeküste landen. Der durch-reisende Tourist (ich) merkt davon noch nicht viel, weil er sich immer nur entlang der normalen Durchgangsstraßen bewege. Aber die Sami haben schon erste Probleme mit ihren Rentierherden. Denn sie brauchen die Moose und die Flechten der Waldböden im Winter als Futter für die Tiere. Und wenn der Wald ver-schwindet, verschwindet die Grundlage jeglicher Sami-Ökonomie. Es wird wohl aufgeforstet, aber die Wälder wachsen hier oben langsam und die meisten einheimischen Bewohner Lapplands sehen mit großer Sorge in die Zukunft. Was hier an Symbiose zwischen Natur / Sami-Lebensphilosophie / angepasster Ökonomie durch moderne, kapitalintensive Industrieproduktion zerstört werde, kann durch eine allmählich wachsende Tourismusindustrie nicht ausgeglichen werden. Denn auch der Tourismus gehe in vielen Fällen mit einer Belastung durch mehr Autoverkehr, mehr Hotel-Komfort, mehr nicht-regionalen Nahrungsmitteln etc. einher. Der Fisch an der Angel war diesem Sami jetzt nicht mehr wichtig. Wir sprachen noch ziemlich lange über die sorgenvollen Ausblicke der einheimischen Bewohner hier oben am Polarkreis.

Auf andere Gedanken wurden auch alle anderen gerade durch Rovaniemi Reisen-den dann durch die weißen Nächte gebracht, Nächte, die als solche gar nicht erscheinen, wo man gegen Mitternacht immer noch die Zeitung im Freien lesen kann und wo bald darauf die Sonne wieder vollständig in Erscheinung tritt. Tag und Nacht verschmolzen zu einem 24-stündigen Endlosunternehmen. Da mochte auch ich mich nicht hinter dem Pfeifenquäl im Zelt einschließen. Sollten sie doch stechen, die finnischen Mücken. Später in Oberhausen schrieb ich natürlich wieder meinen Bericht mit Fotos. Dazu einen Bericht, den die WAZ abdruckte und für die Fotos auch ein paar Mark bezahlte. Diesmal passte nicht alles in das Berichtsheft. Es blieb viel zu erzählen im Büro, bei den Freunden, zu Hause

Mit und ohne Reiseberichte konnte ich meine Lehre als Bauzeichner nach 2 ½ Jahren erfolgreich abschließen. Darin eingebunden war ein Jahr praktischer Arbeit am Bau. Das hatte mir zwar zu guten handwerklichen Fertigkeiten verholfen, um am eigenen Elternhaus und bei Freunden etwa durch den Bau von Garagen ein zusätzliches Taschengeld zu verdienen. Aber ich war nicht mehr überzeugt, dass ich ohne die richtigen Beziehungen auch wirklich interessante Häuser entwerfen dürfte. Ganz unabhängig von der Ausbildung bei Wietz vollzog sich so etwas, wie die Sinnsuche für mein Denken und Handeln. Dafür gab es jetzt keine Anstöße mehr aus der Novalis-Umgebung. Aber Mara mußte jetzt auch kein Schulgeld mehr für mich bezahlen. Immerhin.

SINNVOLLES DENKEN UND HANDELN

Vater Franz hätte die Werte im Denken und Handeln an seine Kinder, an seinen Sohn, weiter geben sollen, für die er als Pilot hoch dekoriert wurde. Er tat es nicht. Durch sein Handeln gegen die eigene Familie und den zahllosen Betrug gegen Dritte und die Flucht vor der Verantwortung wurde er für mich zum Inbegriff von wertlos, von einem Menschen, der frei von moralischen und von gesellschaftlichen Werten nur auf sich bezogen lebt - und scheitert.

Ich war in den adoleszenten Jahren, in denen die Familie auseinander brach, tiefer betroffen als mir selber klar war; wollte aber vor allem anders als dieser Vater sein. Der Anfang dieses Weges waren meine Wanderjahre mit immer weiter gezogenen Kreisen, lange bevor ich selber die Vaterrolle übernahm und „anders sein“ eine zusätzliche

Dimension bedeutete.

Sozialisierung in der Gemeindejugend

Pfarrer Hans Hönicke hatte als noch junger Pfarrer einen ausgezeichneten Zugang zu uns pubertierenden Jugendlichen von 16, 17 Jahren. Gemischte Arbeitskreise. Theater-Gruppe. Kummerkasten. Freizeiten vom Bergischen Land bis nach Tirol.

Pfarrer Hönicke stand einerseits für die sozialen Werte einer solidarischen Mitmenschlichkeit. Er animierte uns nicht nur, auf die Menschen und ihre Fragen in seiner Gemeinde zu achten und zu helfen, wenn wir konnten. Er selbst setzte sich auch sehr konkret für Kriegsdienstverweigerer ein und unterhielt kirchliche Beziehungen zu Pfarrern in der DDR und schickte einige von uns zu Kirchentagen, wo wir auf Jugendliche auch aus anderen Ländern trafen. Ein wichtiger Türöffner für uns Kinder des Ruhrgebiets. Hönicke, dieser Sproß einer alten Hugenottenfamilie identifizierte sich selber sehr bewusst mit dem Ruhrgebiet. Das konnte jedermann klar erkennen, der seine neu erbaute Markus Kirche anschaute. Der junge Pfarrer hatte starken Anteil an dieser Konzeption aus Pflasterboden, Stahlkreuz an der Stirnwand und innovative moderne Glasmalerei. Und er war ein bißchen stolz, dass die bunte Transparenz und helle Offenheit seiner Kirche von der Gemeinde angenommen wurde und die Ruhrgebiets-Menschen sich damit identifizierten.

Wir als die sehr aktive Gemeindejugend hatten auch keine Einwände gegen häufigere entspannte Gesprächsabende im Wohnzimmer der Hönickes, an der selbstverständlich auch Frau Ingrid teilnahm. Wir fanden es auch in Ordnung, wenn dabei eine Flasche Wein auf den Tisch kam.

Seit ich Jahrzehnte später als Rentner wieder in Deutschland lebte, besuchte ich das Ehepaar Hönicke mehrmals im Jahr in ihrem Häuschen am Rand des Westerwaldes und habe mehr als einmal zu erkennen gegeben, wie wichtig dieser Pfarrer für die Ausrichtung meines eigenen Lebensweges war – ohne Druck zu kirchlicher Bindung, dafür mit viel Bereitschaft zur Solidarität mit anderen Menschen, die Solidarität brauchen und immer mit kritischem Blick auf die politischen Verhältnisse

*„unsere“
Markus-
Kirche*



Boyscouts und die Reise nach innen

Sehr lange hatte es mich nicht bei den Christlichen Jungen Männern gehalten, was wohl vor allem an der Oberhausener Leitung lag. Gemeinsam mit Manfred Keienburg, der

später das einzige Klaviergeschäft und Klavierwerkstatt in Oberhausen betrieb, wechselten wir zu den konfessionsfreien Pfadfindern. Dabei war es der Team-Geist, das gemeinsame Handeln als Gruppe, das Einstehen für einander, was mir bei den Pfadfindern gefiel und bis heute gefällt. Denn zu den Jungens der ersten Stunde besteht bis heute eine gute und stabile Beziehung – soweit sie bis heute überlebt haben.

Das Äußerliche und das Rituelle hat sich über die Jahrzehnte kaum verändert. Das Lagerfeuer ist und bleibt der Mittelpunkt. Hier gart gutes Rindfleisch am Spieß über der Glut und im verbeulten Hordentopf köchelt der angereicherte Tee (Tschai) vor sich hin. Zuvor wurde ausgeschwärmt und passendes Holz für die ganze Nacht gesammelt. Niemand muß etwas anordnen. Jeder packt da an, wo er gerade gebraucht wird.

*wenn
Boyscouts
graue
Haare
kriegern*

Je älter wir wurden und je mehr Lebens- und Berufserfahrung jeder mit ans magische Feuer trug, desto gehaltvoller

wurden (und werden weiterhin) diese Treffen. Immerhin ist noch ein halbes Dutzend von der alten Garde übrig. Heute wie damals: während jemand die Spieße noch langsam weiterdreht, haben die ersten zwei schon mal zur Gitarre oder zur Ukulele mit den vier Saiten gegriffen. Zum Warmwerden klingen immer erst mal die Lieder, die wir schon in den allerersten gemeinsamen Tagen und Nächten in die Welt hinausposaunten.

*ER und Fang auf dem
Weg durch den
Herbstwald zum
Lagerplatz im Hohen
Fenn, 2010*

Der Naturraum lag anfangs in der Heidelandschaft im Oberhausener Norden und



im Lipperland, später über viele Jahre im Hochmoor beim belgischen Eupen. Gerne im Herbst, auch schon mal mit Schnee auf den Tannen. Wenn ich meinen Heimaturlaub auf den Herbst legen konnte, bin ich aus Peru oder Kolumbien oder aus dem Baltikum ins Hochmoor gefahren. Der Kreis schrumpfte im Laufe der Jahrzehnte. Gerade deswegen war es wichtig, dabei zu bleiben. Einmal waren sogar Miriam und Dani mit dabei.... Es war der ganz zarte Versuch, sie vielleicht auch für diesen Blick auf die Welt und die Natur und auf die Wichtigkeit solcher Mitmenschen zu lenken, die gerne auch über die unmittelbaren persönlichen Bedürfnisse hinaus denken. Wieviel wirklich von diesen Eindrücken hängen geblieben ist, können die beiden nur selber beantworten.

Auch unseren chilenischen Adoptivhund *Quisco* hatte ich bei solchen Treffen schon dabei. Er war ein Schisser, wie einmal im Herbst. Es hatte stark geregnet. Ich war erst spät in der Nacht durch den Wald zum Lagerplatz im Hohen Fenn gestapft. Der Bach, den ich überqueren mußte, um zu der Lichtung zu gelangen, die wir über Jahre als „unsere“ Lichtung definiert hatten, war stark angeschwollen. *Quisco* traute sich nicht durchs Wasser. Ich zog mich aus, nahm *Quisco* auf die Schulter, balancierte mit ihm über die Steine im Bach, setzte ihn drüben ab. Er (bzw. sie) wäre nie alleine weitergelaufen. Ich balancierte zurück, holte alle meine Sachen. Und wir beide fanden wohlbehalten unsere Lichtung mit den Scouts am Feuer. An schönen Herbsttagen konnte man zur Not auch einen bürgerlichen Weg in Richtung des Lagerplatzes nehmen.

Jahrzehnte später schläft mancher in seinem Wohnmobil, das am Waldrand geparkt



ist, und nicht mehr auf Tannennadeln unter freiem Himmel. Denn inzwischen klagt mancher über „Rücken“. Dadurch hat sich allerdings auch der Aktionsradius ver-

grössert.

*unser moderner Boy Scout-Lagerplatz,
Friesland*

*„Flamme empor...“,
singt Sallus der Nacht entgegen*

Verabredet wird sich in Ostfriesland oder sehr gerne im Schwarzwald oder schon mal in der Camargue, um dort am winterlichen Strand das neue Jahr zu begrüßen. Mit dem Älter- und Reiferwerden (und sicher auch mit der sich rasant wandelnden Welt) ist im Übrigen die alte Naturverbundenheit bei uns Boy Scouts nur mehr gezielter und be-



wußter und auch kämpferischer geworden.

Intensiviert haben sich dabei nicht nur die Debatten untereinander über die Strauss- und SPIEGEL-Affäre während der Schulzeit bis hin zur Weltfinanzkrise von 2007/08 oder dem sog. „Dieselskandal“ der deutschen Autobauer (2018-19) oder dem Neokolonialismus der VR China mittels ihrer Seidenstraßen oder dem professionellen Lügner Trump auf dem US-Präsidentenstuhl (der mit dem unglaublichen Verhaltensmuster eines Zehnjährigen). Auch die Haltung zu den Liedern, die wir in so vielen Nächsten aufsteigen liessen, veränderte sich mit der Zeit. In den frühen Jahren haben wir ohne groß nachzudenken noch Lieder gesungen, die eindeutig im Geist der Nazi-Zeit verfasst waren, wie „Es tropft von Helm und Säbel...“ oder wenn vom Klingen der Landsknechtstrommeln die Rede war. Mich hatte von Anfang an das Lied der Moorsoldaten sehr angesprochen, also der KZ-Insassen, die in der Hitler-Zeit im Emsland Torf stechen mussten. Die letzte Strophe haben wir immer besonders laut gesungen: *„Doch für uns gibt es kein Klagen, ewig kann nicht Winter sein. Einmal werden froh wir sagen: Heimat, du bist wieder mein. Dann ziehn die Moorsoldaten nicht mehr mit dem Spaten ins Moor!“*

Im Laufe der Jahre mußte auch schon mal Töne in Moll angestimmt werden, so wie 2018 als wir uns in Friedeburg im hohen Norden von unserem Scout der ersten Stunde, von Lotter, in seiner Dorfkirche mit einem Pfadfinderlied verabschiedeten. Lotter war in seiner Dorfgemeinde mit einer kleinen Kunsthandwerkswerkstatt bestens integriert und hatte auch hoch im Norden seinen naturnahen Lebensstil nicht geändert. Pfarrer und Gemeinde hatten dem besonderen Auftritt dieser Pfadfinder-Herren aus dem Süden daher ohne Bedenken zugestimmt. Sie liessen unser Lied als Trauerlied zu und auch unseren Abschiedsgruß neben dem Altar:

*Gruß an Lotter
in Friedeburgs Kirche*

Universitätsreife & studentische Wanderjahre

Architekt Wietz und Pfarrer Hönicke hatten einen neuen Anlauf zur Universität dringend empfohlen, vor allem aber, Maras Sohn selber wollte es auch. Der Weg hieß „Zweiter Bildungsweg“ und ganz konkret Ruhr-Kolleg in Essen.

*Die Dämmerung fällt
wir sind müde vom Traben,
die Straßen sie haben
der Steine gar viel
laßt sie für heute allein*



Wer mindestens die Mittlere Reife erlangt hatte und eine abgeschlossene Berufsausbildung nachweisen konnte, erhielt auf dem Kolleg die Chance, sich innerhalb von 2½ Jahren die volle Hochschulreife mit Zugang zu allen Studiengängen zu sichern. Diese Voraussetzungen waren ja inzwischen gegeben und wurden von mir zwischen 1964 und 1967 auch genutzt. Geist und Atmosphäre im Kolleg waren sehr anders als auf dem Novalis. Die Lernenden wussten, was sie wollten und warum sie das Kolleg besuchten. Es ging nicht um Klassen-gemeinschaft und Schülerstreiche und sehr wenig um private Freundschaften. Jeder brachte schon sein eigenes Beziehungsgeflecht mit und war darin aufgehoben. Für mich gab es eine kleine Ausnahme insofern als die zwei Kollegen, zu denen ich den intensivsten Kontakt hatte, auch am stärksten von meiner inzwischen deutlich angewachsenen Liste größerer Tramp-Touren angetan waren. Besonders die Reise vom letzten Sommer durch Rumänien und Bulgarien, quer durch die Türkei und am Schwarzen Meer entlang hatten Gerd und Hermann ziemlich interessiert. Wir verabredeten also, die nächste Tour im Sommer 1966 gemeinsam, zu dritt, zu organisieren. Der Weg sollte wieder durch die Türkei führen, dann aber mit dem Endpunkt Totes Meer.

Wir hockten jetzt auch nach der Schule öfters zusammen, besorgten arbeitsteilig vielerlei Informationen über die Reiseroute, die Geschichte der Länder, stimmten den Aufwand ab, den wir betreiben wollten (wie übernachten, welche Verpflegung, in welcher Form reisen) – und machten die Zeitplanung für die notwendigen Jobs, die jeder noch leisten mußte, um das erforderliche Kleingeld für die Reisekasse beizusteuern. Auf jeden Fall stimmten wir in der Reise-Motivation überein, nämlich hinter die Medienberichte zu schauen, die über die Türkei, über Jordanien und Syrien und auch zu Israel dem normalen Zeitungsleser und Radiohörer vorgesetzt wurden. Wir wollten selber sehen und verstehen und anfassen und riechen und schmecken – und alles mit dem erforderlichen Schuss Abenteuer. Wir wohnten zu weit auseinander, um uns gemütlich in der Bude des einen oder des anderen zu verabreden. Wir suchten uns eine „Stammkneipe“ in der Nähe des Kollegs. Und dort mußte ich eine Menge über meine bisherigen Touren erzählen, weil weder Gerd noch Hermann noch deren Freunde bisher je per Autostopp durch Skandinavien oder den Ostblock oder gar die Türkei gereist waren und dabei mit finnischen Samen über den Verlust ihrer Identität „geplaudert“ hatten oder in Dresden und Prag Geld schwarz getauscht hatten, dabei aber auch mit Gleichaltrigen zusammen gekommen waren, die entweder von Flucht in den Westen träumten oder zumindest von einer anderen als der sowjetischen Ökonomie, wie sie von Prof. Ota Šik systemkritisch vertreten wurde. Ich hatte in der Wiege des Ruhrgebiets vorher nichts von Šik gehört. Sicher ist auch den meisten anderen Bundesbürgern dieser tschechisch-schweizerische Reform-Ökonom erst durch den „Prager Frühling“ 1968 aufgefallen als die Sowjetarmee ihre Panzer durch Prag rattern ließ, um die befürchteten „Aufweichungen“ im Keim zu ersticken. Darüber konnte ich vor allem mit Gerd lange diskutieren. Vielleicht auch deswegen, weil die Sozialisationsunterschiede zwischen uns beiden besonders groß waren: er kam aus einer Weinbauernfamilie an der Mosel und ich reiste 1x im Jahr mit Mutter und Schwester zu den noch verblieben Verwandten in die DDR nach Gößnitz. Zwischen der Pleiße in Gößnitz oder Leipzig und der Mosel in Traben Trarbach liegen auch heute noch Welten.

Ich erzählte von meinem Erstaunen vor allem in Bulgarien, vom so beliebten Sonnenstrand in der Bucht von Nessebar, dass hier ganz besonders deutlich die Grenzziehung zwischen ost-deutschen und west-deutschen Touristen zu erkennen war. Einzelne hatten zwar auch am Schwarzen Meer einen Fluchtversuch mit Schlauchboot oder anders versucht und dabei wahrscheinlich Unterstützung westdeutscher Freunde

gehabt. Aber DDR-Bürger hatten sich in der Heimat erst einmal einen Urlaub an der Schwarzmeerküste politisch „verdienen“ müssen. Sie waren in dem Sinne privilegiert. Beim Stichwort „verdienen“ sorgten die bulgarischen Kellner in den Restaurants dann aber sehr nachhaltig dafür, dass die BRD-Bürger immer vorrangig bedient wurden. Von denen war schließlich das Trinkgeld in harter D-Mark zu erwarten. Auch über die Türkei wollten beide Kameraden alles wissen. Aber das erarbeiteten wir uns dann bald darauf gemeinsam.

ERZÄHLUNGEN AUS 1002 NÄCHTEN

Ich glaube, für die damaligen Verhältnisse klangen einige Reiseepisoden, wie Geschichten aus 1001 Nacht – auch wenn ich selber keine attraktive Scheherazade war, die ihre persischen Nachtgeschichten dem König erzählte, um ihn von weiteren Frauenmorden abzulenken.

Entdeckung des Orients

Zu dritt wollten wir uns dem Orient nähern, nicht erobern, nur verstehen. Jeder von uns dreien musste noch ein bisschen Geld verdienen für die Reisekasse. Wir konnten deswegen nicht zusammen losfahren. Daher mußte der gemeinsame Start etwas genauer geplant werden.

Wir verabredeten das schönste Gebäude Istanbuls als unseren **Treffpunkt, die Hagia Sophia**. An drei aufeinander folgenden Tagen um 14.00, 15.00 und 16.00 Uhr sollte jeder versuchen, dort die anderen zu treffen. Das waren neun Gelegenheiten. Sollte einer es nicht pünktlich schaffen, würde er die anderen vielleicht später unterwegs treffen. Am zweiten Tag waren alle drei zur Stelle. Ich hatte den Vortag noch nutzen können, um zu den Prinzeninseln im Marmarameer hinüber-zufahren. Immerhin hatte Lew Dawidowitsch Bronstein, den wir auch auf dem Gymnasium nur als Trotzki kannten, hier die vier Jahre seines türkischen Exils verbracht, das Atatürk persönlich ihm zum Schutz vor Stalins Schergen gewährt hatte. Auf der sogenannten „großen Prinzeninsel“, Büyükkada, war es kein Problem gewesen, mir das Haus **Trotzkis** zeigen zu lassen. Es war ein sehr schöner, ruhiger Nachmittag gewesen. Es gab keine Autos auf der Insel, nur Esel und alles lag eigentlich in fußläufiger Entfernung, auch die kleine orthodoxe Kirche auf dem höchsten Punkt der Insel, St. Georg, 200 Meter über dem Meer. Auch hierher war Trotzki mit seinem Hund und seinem Enkel oft gewandert und hatte wahrscheinlich über sein damaliges neues Buch viel nachgedacht - *Die Geschichte der Russischen Revolution* - und darüber, wie er den immer gewalttätigeren Georgier aus dem Kreml wieder vertreiben könnte.

Viele, viele Jahre später (2011) las ich das ausgezeichnete Buch des Kubaners Leonardo Padura: „*Der Mann, der Hunde liebte*“, das die elf Jahre von Trotzkis Exil und natürlich seine schließliche Ermordung in Coyoacán, Mexico, als Roman aufarbeitet und mein kleiner Ausflug nach Büyükkada war sofort wieder präsent.

Jetzt standen wir also zu dritt in der uralten Kultur-Metropole auf den sieben Hügeln mit den verschiedenen Namen von Byzanz über Konstantinopel bis zum heutigen Istanbul. Die Brücke nach Asien. Der gewaltige kulturelle Schmelztiegel und das Sprachenbabylon. Mit den Geldwechslern konnten wir uns am besten unterhalten. Aber ich mied die Ecken am Bahnhof, denn am Vortag hatte ich dort getauscht, hatte zunächst ohne böse Absicht meinen Hundertmarkschein auf der Handfläche fest-

gehalten und der Händler hatte die türkischen Lira darauf gezählt und den DM-Schein dabei völlig zugedeckt. Er hat es nicht gemerkt und ich hatte es als ausgleichende Gerechtigkeit verstanden, weil ich selber im Vorjahr mit demselben Trick übers Ohr gehauen worden war. Mit der Kamera fest in der Hand und dem Geldfach im Gürtel genossen wir den großen Basar, die Gewürzdüfte und das Feilschen von Händler und Käufer. Es war ja nicht der erste Basar, den ich betrat, aber immer wirkten die Sprache oder die Wortfetzen, die sie sich zuwarfen, auf mich aggressiv. Nur in Tunesien fand ich es Jahre später deutlich zu aggressiv, so dass der Marktbummel dort extrem lästig wurde. Die Atmosphäre im Istanbuler Großen Bazar wurde durch die Handwerker geschaffen, die dich nachvollziehen lassen, wie der Kupferkessel langsam entsteht und der Hammelfleisch-Eintopf und das Fladenbrot (sie nannten es, glaube ich, Jufka oder so). Und natürlich die vielen tausend Menschen, die sich Tag für Tag zwischen den Ständen durchschieben und durchkämpfen; die zirkusreifen Teeverkäufer, die zwischen allen hindurchtanzen, ohne ihr Elixir zu verschütten; das Viertel der Teppichhändler. Aber dann vor allem der Gewürzmarkt, die Orgie von Orient und Duft und Sinnlichkeit.

Heute kennen Hunderttausende deutscher Touristen das magische Istanbul. Sie können seit 2016 drei Brücken über den Bosphorus (das Marmara-Meer) nutzen, darunter die Autobahn, die Anatolien mit Europa verbindet. Vor allem die zuletzt eingeweihte, die Sultan-Selim-Seilbrücke, ist der ganze Stolz des türkischen Präsidenten **Erdoğan**. Sie steht für ihn wahrscheinlich auf gleicher Stufe, wie der Präsidentenpalast mit über 1.000 Räumen, den er sich - wie frühere Sultane - errichten ließ, um seinem Ego zu frönen.

Dabei provozierten sowohl diese Brücke No.3 als auch der sog. „Weiße Palast“ Erdoğan im Lande und außerhalb sehr deutliche Kritik. Denn für die Brücke mußten Waldflächen gerodet werden, die eigentlich für die Trinkwasserversorgung Istanbuls unverzichtbar sind. Und schon 2 Jahre vor der Brücke hatte Erdoğan seinen Präsidentenpalast mit rund 270 Mio € Baukosten eingeweiht.

Der offizielle Name „Weißer (bzw. Sauberer) Palast“ hatte für bissigen Spott bei seinen Kritikern gesorgt. Sah Erdoğan sich doch zur gleichen Zeit massiven Korruptionsvorwürfen ausgesetzt. Andere Kritiker äußerten sich weitgehend heftiger, weil der Bau gerichtlich untersagt war, also illegal. Denn er wurde mit seinem Grundstück von 210.000 m² und einer Nutzfläche von 40.000 m² mitten in ein Naturschutzgebiet gesetzt. ...



Bosphorus-Brücke No.3,

Von diesen massiven innenpolitischen Widersprüchen war zur Zeit unserer Ankunft in Istanbul noch keine Rede. 1966 war diese Jahrhunderte alte Schnittstelle zwischen Orient und Okzident jedenfalls ein exotisches Reiseziel und wir drei saßen mehr als einmal an irgendeiner kleinen Strassenkreuzung im „Kahve“ und sinnierten, wie viele Stunden die türkischen Tischnachbarn mit ihrem Dominospiel verbringen konnten (später auf Cuba war das dann wieder sehr ähnlich). Oder auch, was wäre gewesen,

wenn die türkischen Belagerer vor Wien nicht ein paar Kaffee-Säcke zurück gelassen hätten. Dabei trinken sie hier und in den Dörfern eigentlich mehr ihren süßen kleinen Tee und reden gerne und viel dabei mit denen vom eigenen Tisch genauso wie mit denen vom Nachbartisch. Für uns blieb allerdings der Höhepunkt – trotz der endlosen Zahl an Szenen in den Gassen, am Hafen, auf den Märkten - die Besichtigung der **Hagia Sofia**. Wir hatten uns gemeinsam ein bisschen eingelesen und standen durchaus irgendwie ehrfürchtig vor der Endfassung der mehrfach abgebrannten und wieder erneuerten größten Kirche der frühen christlichen Kaiser – jedenfalls vor dem, was die muslimischen Sultane nach der Eroberung Konstantinopels 1453 und der Umwandlung in eine Moschee an Bauwerk belassen hatten.

Mich selber hatte schon beim Einlesen zu Hause besonders die architektonische Logik dieser beiden (heute würden wir sagen: griechischen) Baumeister fasziniert: zwei Mathematiker hatten eine Struktur aus sich gegenseitig stützenden Bögen und Kreisen entworfen, waren das ungeheure Abenteuer einer extrem weit gespannten Kuppel aus einem selbst erfundenen leichten Ziegelbeton eingegangen und konnten damit am 24. Dezember 563 in den Augen ihrer Zeitgenossen das Achte Weltwunder einweihen.



Hagia Sophia als Moschee und Museum 1966 (aus einem Bildband)

Politisch und sozial war diese orthodoxe Kirche ebenso wenig eine normale Kirche. Vielmehr fühlte sich Kaiser Justinian mit diesem Prachtbau König Salomon mit dessen ersten jüdischen Tempel in Jerusalem weitaus überlegen und sperrte – anders als in den folgenden Jahrhunderten – das gemeine Volk aus seiner Kirche aus. Sie war des Kaisers größtes Machtsymbol und blieb auch für seine Nachfolger die Krönungskirche der byzantinischen Kaiser. Die Größe der zentralen Halle fasziniert, das Licht, das von allen Seiten gewissermaßen um die Ecke in die große Halle gebogen wird, die Kuppel mehr als 50 Meter über uns. Ein solcher Bau vor bald 1.500 Jahren in einer aktiven Erdbebenregion errichtet – eigentlich in nur 5 Jahren durchgepeitscht. Unglaublich! Wenn heute bei den großen Tunnelbohrungen oder den gigantischen Brücken in Kalifornien oder Japan etliche Arbeiter ihr Leben für das Bauwerk lassen –

wie viele mögen es für die Hagia Sofia gelassen haben ... Und wie viel könnten sich die Baumeister des Berliner Flughafens BER von der Effizienz diesen alten Griechen abgucken??

Wir Drei hatten uns vor der Reise bei der türkischen Botschaft in Bonn einen **Studentenausweis auf Türkisch** ausstellen lassen. Das hatte sich im Vorjahr schon als sehr nützlich erwiesen. Den Ausweis konnten wir jetzt für Bahn, Busse und Fähren einsetzen und erhielten wie echte Türken den Studentenrabatt von 50%.



Schließlich ist trampen zu Dritt auch in der Türkei nicht besonders leicht.

Auf unserer Liste stand als große Route die Reise durch Anatolien über Göreme und Kayseri hinunter nach Adana und zur syrischen Grenze. Völlig anders als in Konstantinopel mit dem für alle Welt sichtbaren kolossalen Prachtbau der Hagia Sofia war die Landschaft um das Städtchen Göreme eine ideale Zufluchtsstätte für die frühen Christen gewesen. **Göreme:** Eine vulkanische Formation, die nach Tausenden von Jahren aufgrund von Wind- und Wasser-Erosion wie unsystematisches Spritzgebäck aus Tuffgestein dort liegt und den von Römern und Arabern und Persern gejagten frühen Christen faszinierende Höhlenbauten ermöglicht hatte. Da sind ganze Kirchen und zehnstöckige Wohnanlagen aus dem Tuff herausgemeißelt, aber auch Vorratslager und Tierställe. Alles ist gut belüftet und lässt sich mit Wasser versorgen. Hunderte von Bewohnern konnten hier - wie in einem Termitenbau - ein völlig nach innen gerichtetes Leben führen.



Göreme, Höhlenlandschaft und

Nachdem wir uns bei 40 Grad im Schatten durch das anatolische Hochland geschleppt hatten, empfanden wir die Wohnhöhlen von Göreme wie ein Wellness-Zentrum, kühl, entspannend, nur zwei, drei weitere Touristen und damit die Ruhe, um sich auf dieses einzigartige Ensemble aus Kirche, Wohnraum, Fluchtborg einzulassen.

..... Göremes
Höhlenkirche der frühen,
verfolgten Christen

Um die gesamte Anlage wirklich zu begreifen, hätten wir einige Tage hier verbringen müssen. Vielleicht hätten wir dann auch die Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Anlagebereichen gefunden und erkunden können. Denn offen-



sichtlich befanden wir uns auch in einem raffiniert angelegten Verteidigungssystem, in dem sich die Zugänge leicht mit vorgerollten Mühlsteinen oder gerundeten Felsen versperren ließen und man sich innen rasch in einen anderen Teil des Komplexes verlagern konnte.

Der weitere Weg durch die Türkei wurde insgesamt ziemlich lang. Wir hatten auch manchen Kilometer zu Fuß zurückgelegt und waren dabei über den einen und anderen Dorfplatz geschlendert. Allmählich war es selbstverständlich geworden, bei solchen Gelegenheiten zuerst in das Kaffeehaus zu ziehen, meist einen heißen, süßen Tee zu bestellen, dazu das Fladenbrot mit der dorfspezifischen Füllung. Dabei hatten wir uns auch ziemlich schnell an Ayran, diesen verdünnten, säuerlichen Trinkjoghurt gewöhnt. Jeden Tag fanden wir problemlos unser frisches Obst auf den Märkten und kamen mit der Hitze insgesamt gut zurecht.

Dabei trafen wir auf dem Land ausnahmslos das Bild von der türkischen Gesellschaft, das wir von Deutschland her schon erwartet hatten: eine extrem dominante Männergesellschaft; Männer in den Kaffeehäusern, Männer als Markthändler, Männer als Busfahrer, Männer an der Rezeption der Herbergen und Hotels. Immer noch Frauen verschleiert bis zur Unkenntlichkeit oder mit einer Art Ganzkörperkopftuch – obwohl Atatürk die Laisierung des Kernlandes des untergegangenen Osmanischen Reiches verfügt hatte. Mit den Verschleierten kamen wir nie in ein Gespräch. Bei den gelegentlichen Busfahrten wäre es möglich gewesen. Aber auf dem Land trafen wir nicht auf solche Fremdsprachenkenntnisse, wie einige Male bei Männern. Letztere hatten dann ein paar Jahre bei Opel oder beim Daimler gearbeitet, waren mit einem der heiß geliebten Mercedes 240 D zurück in die Türkei gefahren, um in ihrem Heimatort oder der nächsten Stadt z.B. eine Werkstatt aufzumachen oder den Daimler als Taxi oder als Kleinbus zu nutzen. Im anatolischen Hochland hatten wir einen der Daimler-Arbeiter entweder falsch verstanden oder er war versessen darauf, uns sein Dorf zu zeigen. Wir landeten im Nirgendwo mit dem Namen *Kızılkaya*.

Wahrscheinlich hatten vor einigen hundert Jahren die Griechen hier eine blühende Landschaft beherrscht. Jetzt - so unser Verdacht - ging es wohl darum, eine oder zwei der Schwestern unseres Fahrers an uns zu verkuppeln und sie gleich mit nach Deutschland zu nehmen. Diese Bürde für den Rest unserer Reise war uns allerdings zu groß.

*Kızilkaya – ziemlich abgestorbenes
Anatolien*

Wir bestaunten das ziemlich tote Dorf und machten uns schnell wieder auf den Weg hinunter zur Mittelmeerküste. Wenn wir diese Eindrücke vom anatolischen Hinterland mit Istanbul oder Ankara verglichen, blieb unter dem Strich der Eindruck von zwei markant getrennten Parallelgesellschaften. Dass wir es hier



draußen zudem mit einer in unseren Augen noch sehr geschlossenen, konservativen (wahrscheinlich auch orthodox islamischen) Gesellschaft zu tun hatten, merkten wir daran, dass gelegentlich unsere kurzen Hosen und nackten Beine ein gewisses Aufsehen erregten. Aber niemand hinderte uns an dezenten Blicken und Fotos in einen der Innenhöfe, wenn es sich um ein schönes altes türkisches Holzhaus handelte oder wenn wir die so typische Aufteilung des Dorfplatzes mit Moschee, Schule, Kaffeehaus und "Tante Emma"-Laden aus verschiedenen Perspektiven fotografierten.

In all den Orten trafen wir eigentlich nur auf Menschen, die uns gegenüber sehr freundlich, hilfsbereit und einladend waren. Wir schafften dadurch auch die gesamte geplante Strecke. Und bei allen Anstrengungen und Frust-Anfällen, wenn stundenlang kein Auto in der Hitze hielt, blieb unsere freundschaftliche Beziehung untereinander in Takt. Das war das Wichtigste. Manchmal hatte ich auch so eine kleine Geschichte parat, wie vor 2 Jahren, als ich durch den alten „griechischen“ Hafen von Antalya gestrichen war und dann an der Stadtmauer entlang immer weiter ins Zentrum driftete und dann plötzlich die Schiffssirene von meiner Mittelmeerfähre über die ganze Stadt hinweg drönte und signalisierte, dass alle zurück an Bord kommen mußten, weil die Reise weiterging.

Antalya-Panorama

Ich hätte den Weg durch die engen Gassen zu Fuß nicht rechtzeitig geschafft. Ich stoppte ein Taxi. Der Mann begriff meine Not und raste schneller als die Polizei zum Hafen, zum Kai. Ich gab ihm einen großen Schein. Keine Zeit für Wechselgeld. Das Fallrep wurde schon hochgezogen.



Und ich stand darauf und wurde buchstäblich mit an Bord gezogen. In der Türkei habe ich nie mehr über „wilde Taxifahrer“ geschimpft.....

Der Weg blieb das Ziel, gewiss. Aber es gab doch einen anvisierten Endpunkt unserer Tour und das war die dreimal heilige Stadt Jerusalem, religiöses Zentrum für Juden, Christen, Moslems. Wir mussten nur noch ein kleines Stück durch Syrien und den Libanon bewältigen und schon würden wir dieses heilige Ziel erreichen.....

Dieses „kleine Stück“, das waren kurz vor dem Ausbruch des *Sechs-Tage-Krieges* noch absolut friedliche Länder. In Aleppo stand noch der Souk, den alle Orientkenner als den schönsten Basar im Vorderen Orient beschrieben.



im Souk von Aleppo

Auch die fast ebenso berühmte Zitadelle von Saif-al-Daula - UNESCO-Weltkulturerbe - war noch in der mittelalterlichen Pracht erhalten. Keines der beiden architektonisch-sozialen-historischen Kleinode wollten wir uns natürlich entgehen lassen.

Souk und Zitadelle und alle größeren Städte Syriens sind ab Frühjahr 2011 durch den faschistoiden Staatspräsidenten Baschar Hafiz al-Assad zerstört worden. Ein Religionskrieg von Assads Alawiten gegen Schiiten und Sunniten und Al Quaida und deren „Bruderkämpfe“ untereinander. Gab es irgendeinen Hauch von Sinnhaftigkeit für die Selbstzerstörung dieses Landes. Natürlich müsste man das vor allem Putin und Erdogan fragen. Aber auch die CIA hat keine vergifteten Zigarren in den Präsidentenpalast geschmuggelt, so wie früher im Fall Fidel Castros



Zitadelle von Saif-al-Daula

Uns blieben die fürchterlichen Bilder, die die Nachrichtenagenturen vom Syrien seit

2013 verbreiten, damals zum Glück erspart. Und wir kannten damals auch weder Putin noch Erdoğan und ihre Interessen an Syrien.

Nach der Hagia Sofia und den Felsenkapellen von Göreme und den Märkten wollten wir jetzt den Felsendom in Jerusalem erreichen und vielleicht auch noch hinunter zum Toten Meer. Außer ein größerer Unfall hätte uns nur Typhus und Tetanus daran hindern können – und gegen diese beiden hatten wir uns in Essen impfen lassen.

Das allerletzte Wegstück vor dem Felsendom hieß Jordanien. Auch hier hatten wir Glück, denn - wie gesagt - der Sechstagekrieg fand erst im folgenden Sommer statt und die Golan-Höhen waren noch jordanisches Territorium. Im Jordan-River floss noch Wasser – auch wenn wir weder vor Jericho noch sonstwo jemanden trafen, der hier Juden zu Christen taufte. An der jordanisch-israelischen Grenze liessen wir von entspannten Grenzbeamten unsere Einreise nach Israel auf einem Extrablatt abstempeln.

*an der jordanisch
Grenze flirtet Gerd
mit den Soldaten
während ich schon
mal die nächste
Mitfahrgelegenheit
abfrage*

Separater Stempel,
weil wir bei der spä-
teren Rückreise
durch die arabi-
schen Staaten nicht
in Schwierigkeiten
geraten wollten



(gerade so, wie ein USA-Reisender keinen DDR-Einreisestempel in seinen Reisepass drucken ließ, um nicht wegen *Kommunismus-Sympathie* von den US-Behörden befragt zu werden).

Dann waren wir endlich in der „Stadt des Friedens“, in Jerusalem.

Wir konnten zum Felsendom hinauf steigen und durch die Altstadt schlendern.

Auch als wir ein Jahr später von Lehrern und den Kolleg-Kollegen „als Fachleute“ nach den Zusammenhängen des israelisch-arabischen Krieges befragt wurden, hatten wir keine schlüssigen Informationen, um zu sagen, ob Präsident Nasser von Ägypten mit seiner Mobilmachung vom Mai 1967 im Sinai die Israelis provoziert hatte oder ob die Abschüsse von 6 syrischen MIG-Jägern im April 1967 durch Israel Moskau so geärgert hatten, dass von dort die Initiative ausging.

Wir lasen und hörten dann nur - wie alle anderen auch -, dass Israel dem ägyptischen Nachbarn mit seinem Präventivschlag eine sehr herbe Niederlage beigebracht hatte und Ägypten aus dem Sinai wieder verjagte und die Sperrung des Suez-Kanals für Israel-befreundete Schiffe damit wieder aufgehoben wurde.

Als ich an den Kriegstagen im Juni 1967 per Anhalter zur Uni in Bochum unterwegs war, hatte mich ein Ägypter mitgenommen und völlig aufgelöst die ganze Fahrt vom „heiligen Krieg“ geredet. Für mich klang das wie die „heiligen Kriege“ der katholischen Kirche in den dunklen Jahrhunderten der Kreuzzüge und der Conquista – fanatisch und selbstgerecht. Dabei entstammen sie doch alle drei derselben Wurzel: Christentum,

Islam und Judentum sehen Abraham als ihren Stammvater. Eigentlich ist Abraham in diesem Sinne erheblich wichtiger als Jesus oder Mohammed. Eigentlich wurde mit Abraham auch dieser entscheidende, revolutionäre Schritt in den orientalischen Kirchen getan: Abkehr vom Polytheismus, hin zum Monotheismus. Vielleicht verstehe ich irgendwann einmal die tiefere Ursache dieses Jahrhunderte alten Hasses zwischen diesen drei orientalischen Religionen. Zur Zeit übersteigt das jedenfalls noch meinen religiösen Horizont.....

Jetzt, im Sommer 1966, lag *d e r* symbolische Mittelpunkt und Streitpunkt der Religionen tatsächlich vor uns in der Sonne: die Restmauern von Salomons Tempel, der an der Stelle errichtet sein soll, an der Abraham bereit war, für den einen Gott seinen Sohn zu opfern.

*Jerusalem, Felsendom
und Klagemauer*

Jetzt und hier in Jerusalem blendete einfach nur das goldene Dach des Felsendoms, trotzten die Mauerreste von Salomons Tempel den Dutzenden orthodoxer Juden, die sich betend in ihrem speziellen Rhythmus bewegten, ihre Bittschriften in die



Mauerritzen klemmten. Babylonisches Sprachengewirr in allen Gassen, das Nebeneinander (auch ein bisschen Miteinander) modern gekleideter Israelinnen und arabischer Strassenhändler; dazu Europäer, Amerikaner, Afrikaner (wahrscheinlich aus Eritrea) – alles war unendlich bunt und voller Lärm und voller Gerüche und ständig in Bewegung.

Ich selber wäre noch sehr, sehr gerne bis Babylon weitergezogen. Denn wir reden gerne vom Land zwischen Euphrat und Tigris, dem Zweistromland, in dem Milch und Honig flossen, also vom Paradies. Ich hatte bei den gelegentlichen Wartepausen auf das nächste Auto immer mal wieder unser Gespräch auf Babylon gelenkt, auf diese uralte Menschheits-Metropole; mit Sicherheit – ähnlich wie Abraham für die Religionen – die Ur-Wurzel unserer westlichen Wissenschaften.

Dort hatten jahrhundertelange Beobachtungen der nächtlichen Himmel zu der Erkenntnis geführt, dass sich das Weltgeschehen mathematisch interpretieren lässt. Vor allem mit Gerd konnte ich über die merkwürdigen Ungereimtheiten in unserer heutigen Mathematik diskutieren: die Babylonier hatten alles auf die Zahl 60 bezogen (60 Minuten, 60 Sekunden, 360 Tage im Jahr, 360 Grad im Kreis). Die Germanen standen auf der Zahl 12 (wobei die ja auch als 2x6 gelesen werden kann). Durch unsere 10 Finger operieren wir auf dem Kontinent (anders als die Briten) weder so noch so, sondern im Zehnersystem der Römer. Eigentlich ein Kuddelmuddel, nachdem die Babylonier das System schon so schön geordnet hatten und wir auch so viel davon bis heute nutzen. Gut, ich musste zugeben, dass ich auch nicht sicher war, was wir in Babylons Ruinen

noch finden würden. Vielleicht doch noch einen Abdruck von König Hammurapis erster Gesetzessäule ??

*Kopf von Hammurapis Gesetzessäule
(im Louvre)*



Bagdad lag auch nur rund 100 Km entfernt und schon der Name trug diesen alten Zauber von Tausendundeiner Nacht in sich.

Hätten wir uns damals nur entschlossen! Denn heute haben der **Irak** und **Syrien** und so viele Orte in den Ländern jahrelangen Krieg hinter sich (in Syrien fast doppelt so lange wie der II. Weltkrieg) und alles ist vom Wiederaufbau viele weitere Jahre entfernt – und nie wieder wie vorher. Iraks Präsident wurde gehängt, der syrische leider nicht und die US-amerikanischen Truppen haben einen besiegten Irak zurückgelassen, der heute als *failed state* bezeichnet wird, weil weiterhin

Terror zwischen Schiiten und Sunniten herrscht, weil die Korruption und die Unfähigkeit der politischen Führung das Land in einen schlechteren Zustand versetzt haben als unter Saddam Hussein und weil die US-Regierungen auch hier den Krieg in ein ihnen unfreundlich gesinntes Land hineingetragen haben und es anschließend an den Folgen ersticken lassen. 2021 denkt bei solchen Sätzen wohl jeder noch schneller als an Syrien und Irak an **die Paralle in Afghanistan**. Die kaum zu übertreffende politische Schamlosigkeit, das Land am Hindukush 20 Jahre lang durch Truppen der USA, Deutschlands und zahlreicher anderer NATO-Staaten mit Krieg zu überziehen, dabei nichts über das Land und seine komplexen Stammeskulturen zu lernen und Mitte 2021 sozusagen bei Nacht und Nebel wieder zu verschwinden, damit die Terrororganisation der Taliban den Ball genau dort wieder aufnehmen kann, wo sie ihn 20 Jahre zuvor fallen lassen mußte. Wieder waren für dieses unglaubliche Debakel viele Milliarden Dollar und Euro völlig sinnlos verbrannt worden – bzw. wurden Teile der modernsten Kriegsmaschinerie den Taliban als Geschenk zurückgelassen. Hatte die Führungsmacht USA tatsächlich ihr Debakel in Vietnam so schnell vergessen? Hatte man in Washington vergessen, dass die Russen zuvor 10 Jahre vergeblich das ethnische Kaleidoskop



Afghanistan bekriegt hatten (1979-1989)? Und ganz sicher hatten die NATO-Staaten, einschließlich Großbritannien, keine Erinnerung daran, dass einst die englische Kolonialarmee - lange vor den Russen - in den afghanischen Bergen aufgegeben wurde.

*England verliert seine letzten
Soldaten 1842 beim*

afghanischen Gandamak

Das Thema „Krieg in Afghanistan“ war bei uns drei Trampnern schon im Kolleg ein heißes Thema gewesen. Wir hatten im Deutschunterricht die Ballade von Theodor Storm „*Das Trauerspiel von Afghanistan*“ lesen und interpretieren müssen. Dabei hatte sich mir der letzte Vers ins Gedächtnis eingebrannt:

*"Die hören sollen, sie hören nicht mehr,
vernichtet ist das ganze Heer,
mit dreizehntausend der Zug begann,
einer kam heim aus Afghanistan."*

Bei dem Thema wären wir drei uns auch 2021 noch einig – ganz bestimmt. Und wir hätten intensiv diskutiert über die unglaubliche Anmaßung der US-Regierungen, andere Wertsysteme als ihr eigens als „das Böse an sich“ oder als Amageddon abzuwerten und aus ideologischer Verblendung oder aus Habgier (Erdöl) ein anderes Land mit Krieg zu überziehen.

2021 ziehen die USA ihre („NATO“-) Truppen nach 20 Jahren Präsenz beschleunigt aus Afghanistan ab und lassen wieder nur Chaos zurück – wie in Vietnam, im Irak und an vielen Stellen im „lateinamerikanischen Hinterhof“ der USA (Cuba, Haiti); von den eingesetzten Militärdiktaturen in Brasilien oder Chile oder Argentinien gar nicht zu reden.....¹

Mit der Ankunft in Jerusalem hatte unsere Reise schon vier Wochen gedauert. Beide Freunde erklärten, dass die vielen Eindrücke und die Abenteuer erst einmal reichten. Sie wollten beide doch lieber zügig wieder zurück nach Deutschland. Auf Gerd wartete auch der Weinbaubetrieb seiner Eltern. Wir trennten uns in Jerusalem, denn ich wollte nicht zurück, ohne wenigstens meine Füße ins Tote Meer gestellt zu haben – wenn es schon nicht Babylon oder zumindest Bagdad sein konnte. Es gab keine Bahn und keinen Bus hinunter von Jerusalems Höhen zum Toten Meer, das 400 Meter unter der normalen Meeresoberfläche liegt und dort den Jordan und einige andere Flüsschen in sich aufnimmt, ohne irgendetwas von diesen Wassern wieder abzugeben. Alles Süßwasser verdunstet hier einfach nur. Dieses Tote Meer ist inzwischen so salzhaltig und mineralisch angereichert, dass genau das berühmte Foto vom im Wasser sitzenden Zeitungsleser entstehen kann. Das Salzwasser bietet nur Auftrieb. Man kann nicht untergehen. Ich war froh, dass mich ein Taxifahrer hierher gebracht hatte. Denn der gute Mann kannte einen winzigen Bach, der ebenfalls hier mündete und dabei so freundlich war, das aus einer Höhe von 3 Metern zu tun. Eine Naturdusche. Ohne diese Süßwasserspülung hätte ich das Brennen der aufgeplatzten Ferse und der noch nicht verheilten Blasen auch weniger gut ertragen. Während ich in der Sonne trocknete und der Taxifahrer im Schatten seines Wagen wartete, musste ich mir selber noch einmal klar machen, wie diese geologische Besonderheit des Ortes zu verstehen war: Israels boomende Metropole Haifa liegt als Hafenstadt am Mittelmeer. Von dort geht es über die Berge auf 600-800 Meter, auf denen Jerusalem sich seit rd. 3.800 Jahren ausbreitet. Von dort nach Jericho am Jordan mit schon 250 m unter dem Meeresspiegel und von dort noch einmal abwärts auf die minus 400 m am Rande des Toten Meeres, wo ich gerade saß. Eine sehr spezielle Geographie.

Später zurück in Essen baten uns die Lehrer um einen Vortrag vor der ganzen Klasse. Unser Klassenlehrer hatte genauso leuchtende Augen, wie die Mitschüler, als wir unsere geordneten Dias an die Wand projizierten und abwechselnd die Abenteuer und

¹ Auf die US-Förderung von Militärdiktaturen gehe ich am Beispiel Chiles in Band III näher ein

die offen gebliebenen Fragen dieser Reise vortragen.

Bagdad oder Persepolis – ein Zufall entscheidet

Im nächsten Sommer – 1967 – stand „Bagdad“ immer noch ganz groß auf meine Stirn geschrieben. Bagdad, die Stadt der tausend und eine Nächte mit Sheherazade und ihren Geschichten; die Stadt des Kalifen Harun ar Rashid, der mit Karl dem Großen Handel trieb und ihm einen Elefanten nach Deutschland geschickt hatte.

Der Name des Vierbeiners war mir im Gedächtnis geblieben - Abul Abbas - weil Karl May den treuen Diener seines Helden Kara ben Nemsu außerordentlich sachgetreu Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah genannt hatte. Den Namen hatte ich so oft gelesen, dass ich ihn im Schlaf hersagen kann. Ich wusste nichts Genaues über den Ursprung der Geschichtensammlung aus Tausendundeiner Nacht, wie viel davon aus Indien oder China, wie viel aus Persien stammte oder wie viel der schillernde Harun ar Rashid vielleicht dazu schreiben lassen, damit er Sheherazade am Leben lassen konnte. Ich hatte nur irgendwo (ich glaube, in der Pinakothek in München) dieses eigenwillig romantisch verklärte Gemälde gesehen, auf dem Harun ar Raschid die Gesandten Karls des Großen noch vor dessen Aachener-Krönung am Bagdader Hof empfängt.

*Harun ar Raschid empfängt
im Jahre 797 die Gesandten
Karls des Großen*



Niemand sieht in diesem Gemälde des Sachsen Julius Koeckert eine photographische Dokumentation dieser historischen Begegnung. Zumal die germanischen Ritter aussehen wie die Wikinger, die sich ein deutscher Romantiker phantasi-

sievoll so vorstellte. Aber es war auch nicht die fehlende Authentizität der „Wikinger“ noch des Karolingers Karl noch des Kalifen von Bagdad. Das Geheimnisvolle lag zwischen den Zeilen oder unter den Pinselstrichen. Es war der ungedämpfte Aufeinanderprall der Kulturen, der in der Szene nicht auf Kampf aus war, sondern eher auf die Synergien, wie sie sich in Al Andalus, im Süden Spaniens seit diesem 8. Jahrhundert gerade in ihrer schönsten Form zu entwickeln begannen.

In Sommer 1967 war dann also der Zeitpunkt für Bagdad gekommen. Das Abitur war soeben geschafft. Ich war zwar zur sehr feierlichen **Abiturfeier** in unserem Essener Kolleg zu spät gekommen, weil ich – wie so oft – als Schlafwagenschaffner von einer Tour aus Innsbruck am Morgen verspätet zurückkam. Auch damals hatte - manchmal - die Bundesbahn Verspätung. Am Zielbahnhof Dortmund mußte ich noch die letzten der 66 Betten abziehen, weil auch erst in Dortmund die letzten Fahrgäste ausgestiegen waren, mußte die verschwitzte Uniform gegen meinen dunklen Anzug tauschen und hetzte nach Essen-West zur Abiturfeier. Als Klassensprecher hätte ich die Dankesrede an Lehrer und Eltern und überhaupt halten sollen. Als ich den Saal betrat hatte Freund Gerd schon meine Rolle übernommen und wurde gerade mit Applaus von allen bedankt. Ich konnte die Panne gut verkraften. Denn der Studienplatz an der neuen Ruhr-Universität in Bochum war gesichert. Ich hatte mich für Germanistik und Sozial-

wissenschaften eingeschrieben. Die Panne hatte allerdings Mara enttäuscht. Sie hätte wohl gerne ihren Sohn als stolzen Abiturienten auf dem Podest gesehen. Ihr war dieses Ereignis fast mehr wert als mir selber. Das konnte ich an dem wertvollen Diamantring ablesen, den sie mir zur Erinnerung an diesen Tag dann schenkte (und der bei einem späteren Einbruch in ihrer Wohnung verloren ging).

Ich selber war am Ende des Tages mit dem Kopf schon wieder auf Reisen. Jetzt sollte es endlich nach Bagdad gehen. Denn mit den Schlafwagentouren Dortmund-Innsbruck, Dortmund-Obersdorf u.a.m. hatte ich mir wieder rechtzeitig meine Reisekasse gefüllt. Tatsächlich wurde es die spannendste Tramp-Tour meiner studentischen Wanderjahre. Das hing ganz eng mit der Autokarawane zusammen, die mir die Tür nach Persien öffnete.

Ich war zunächst wieder problemlos in der Türkei gelandet. Für das Stück Sofia-Istanbul hatte ich mir sogar den **Orientexpress** geleistet und dabei ganz zwangsläufig von der osmanisch-kaiserlich-deutschen **Bagdad-Bahn** geträumt. Die Wagons waren klassisch blau lackiert, ich konnte aber nicht herausfinden, ob sie z.B. auch in Breslau gebaut worden waren, wie später die Schlafwagen, die wir in Chile benutzen konnten. Vom Geschichtsunterricht her waren noch unscharfe Vorstellungen hängen geblieben von allen großen deutschen Unternehmen, die den Bau dieser Jahrhunderteseisenbahn ermöglicht hatten, angefangen vom Haupt-Financier Deutsche Bank über Siemens und Krupp (Schienen) und Borsig und Henschel (Lokomotiven) und Philipp Holzmann für die vielen Bahnhöfe. Heute sehe ich sehr deutlich das „entwicklungspolitische Denken“, wie es nach wie vor praktiziert wird: der deutsche Kaiser träumte bei diesem Bahnprojekt davon, bis nach Mesopotamien an den Persischen Golf rollen zu können, denn dort waren vielversprechende Ölvorkommen entdeckt worden. Die Entwicklungshilfe für das damalige Osmanische Reich war die Hilfe zur weiteren Entwicklung des deutschen Kaiserreichs, das ja unter Bismarcks Führung noch immer dabei war, ein Reich zu werden. Glaubt man den Ausstellungen im Pergamon-Museum in Berlin, dann bestand zu Anfang des Jahrhunderts bestes Einvernehmen zwischen dem türkische Sultan Abdülhamid und dem deutschen Kaiser. Auch der politische Rebell, der General und "Jungtürke" Kemal Atatürk, der den Sultan ablöste und eine europäische Türkei schuf, war nach dem Ersten Weltkrieg noch gut mit der ersten deutschen Republik befreundet und lehnte sich in manchen Bereichen auch an deutsche Strukturen für seine Modernisierungspläne der Türkei nach 1919 an (z.B. das Militärwesen).

Wie auch immer: von Istanbul aus nutzte ich diesmal den türkischen Studentenausweis noch intensiver und nahm u.a. zu einem Spotpreis die Fähre von Istanbul über das Schwarze Meer bis in die Hafenstadt Samsun. Natürlich drehte auch ich in der Stadt meine Ehrenrunde um das große Reiterdenkmal von **Kemal Atatürk**, der seine Kampagne zur Europäisierung der Türkei von hier aus gestartet hatte. An der Küste entlang konnte ich dann mit den regionalen Bussen weiterhoppeln bis Trabzon. Dort bog der Weg ab, hinein nach Ostanatolien in das vielgesichtige Erzurum. Diese Stadt hatte für Atatürk auf seinem Weg zur Gründung der türkischen Republik eine wichtige politische Rolle gespielt. Aber es war auch eine der osmanischen Genozidstädte. In dem alten Handelszentrum Erzurum, an der Seidenstraße, hatten immer auch viele christliche Armenier gelebt. Und die meisten von ihnen waren noch während des Ersten Weltkriegs von der türkischen Regierung / Armee vor Ort ermordet oder ins heutige Syrien deportiert und dort liquidiert worden. Vielleicht hatte auch das für Atatürk eine Rolle gespielt und er hatte bewusst in dieser Stadt seinen ersten türkischen Nationalkongress einberufen, um eine andere, eine neue Zeit anzukündigen, eine Zeit der gesellschaftlichen Integration. Sein Nach-Nach-Nachfolger Erdoğan bestreitet diesen

Genozid an Armeniern und Aramäern bis heute - auch wenn mehrere europäische Regierungen und Parlamente (auch Deutschland und die USA unter Biden) ebenso wie Papst Franziskus vom ersten Genozid des 20. Jahrhunderts sprechen und die Zahl der Ermordeten von Historikern bei 1,5 Millionen angesetzt wird. Erdoğan macht eigentlich nur weiter so – diesmal als manische Verfolgung der Kurden im In- und Ausland ...

Exkurs: autokratische Türkei

Wer etwa ab 2013 auf die Türkei schaut und nach der neuen Zeit fragt, sieht ein außerordentlich rückwärts gewandtes Szenario. In Erinnerung ist jedermann der Krieg, den Erdoğan 2019 gegen die Kurden losbrach, die als Verbündete der USA bis dahin intensiv den *Islamischen Staat* bekämpft hatten. Weder Trump noch Putin lobten Erdoğan dafür. Auch die EU nicht. Aber der „Sultan“ geriet in Rage und intensivierte noch seinen (persönlichen) Kurden-Krieg auf syrischem Territorium. Tatsächlich hatte sich Erdoğan's autokratischer Charakter lange vorher gezeigt, ganz besonders deutlich beim Massaker am Taksim-Platz 2013.

Taksim ist überall, nennt Deniz Yücel 2014 sein Buch über die Zukunft der Türkei. Aber soweit reicht Erdoğan's Blick nach vorn offenbar nicht. Er sorgt vielmehr dafür, dass der Journalist Yücel von Februar 2017 bis Februar 2018 im türkischen Gefängnis landet.



Massaker am Taksim- Platz, 2013



Der Protest der Bürger hatte sich – vor allem aufgrund der völlig überzogenen Gewaltanwendung der Staatsorgane – inzwischen zur Gesamtkritik an Erdoğan und seiner autoritär verordneten Islamisierung der Türkei erweitert. Zweifel an der politischen Klarheit der aktuellen türkischen Regierung werden immer wieder durch immer absurdere Meldungen genährt:

Als Reaktion auf die schweren Korruptionsvorwürfe gegen Erdoğan reagiert dieser, wie man es eher aus der VR China oder Nord-Korea erwartet: "Die türkische Regierung geht offenbar weiter gegen angebliche Gegner in der Justiz vor: Insgesamt 96 Richter und Staatsanwälte sowie 470 Polizisten aus der Hauptstadt seien zwangsversetzt worden, berichteten türkische Medien." (Tagesschau.de, 22.1.2014)

"In der Türkei werden tausende Privatschulen geschlossen, die von einem Gegner des Ministerpräsident Recep Tayyip Erdoğan kontrolliert werden. Das Parlament in Ankara stimmte mit großer Mehrheit für die Gesetzesvorlage. Demnach müssen bis zum 1. September 2015 die rund 4000 Nachhilfeinstitute ihren Betrieb einstellen, die von der Bewegung des in den USA lebenden islamistischen Predigers Fethullah Gülen in der Türkei gegründet wurden." (Tagesschau.de, 1.3.2014)

Bei meinen Gesprächen während der Schiffsreise übers Schwarze Meer und an-

schließlich bis Erzurum war Erdoğan natürlich noch kein Thema. Da hangelte sich manche Unterhaltung noch um diese alte deutsch - türkische Freundschaft aus Atatürks Zeiten oder um das Erbe des Osmanischen Reiches, das sich die Engländer weitgehend „unter den Nagel gerissen“ hatten. Der Film *Lawrence of Arabia* war so ein Bezugspunkt unserer Gespräche. Ich lernte dabei aber auch, dass dieser anatolische Landstrich aktives Erdbebengebiet ist, war daher einigermaßen überrascht, dass noch so viele alte Minarette und Moscheen in Erzurum erhalten sind. Hinter Erzurum erfuhr meine Reise dann eine gewisse abenteuerliche Wende. Eine **Autokarawane** von sieben Fahrzeugen mit deutschen Kennzeichen fuhr in meine Richtung auf mich zu und hielt auf mein Winken hin an. Vorneweg ein großer Opel, dahinter die unverwüstlichen Mercedes 240 D. Im ersten Wagen saß ein „türkischer“ Fahrer. Die übrigen sahen sehr wie deutsche Studenten aus. Und so war es. Der „Türke“ fragte, wohin ich wolle. Ich sagte irgendetwas und fügte noch hinzu: aber dann weiter bis Bagdad. Er sah mich an, öffnete die Tür und bot einen kleinen interessanten Umweg über Täbris an. Täbris lag schon in Persien. Aus Täbris kamen viele der Teppiche, die ich aus den Läden in Essen und Oberhausen kannte. Täbris lag wirklich nicht an der Strecke nach Bagdad. Aber warum nicht. Ich stieg ein. Der „Türke“ stellte sich als Perser vor. Seine Vaterstadt war Täbriz, aber er lebte irgendwo bei Stuttgart. Er hatte an mehreren deutschen Universitäten Studenten als Fahrer für diese Karawane angeworben. Reisezeit: maximal 7 Tage; Kost und Unterkunft während der Fahrt gratis; Fahrerlohn am Ende 150,- DM. Alle hier Anwesenden waren damit einverstanden gewesen. Er fragte mich auf Deutsch, ob ich unter denselben Bedingungen mitfahren wollte. Ich wollte und saß schon hinter dem Steuer des Opel. Nach der ersten Erzählpause kam bald die erste Rast. Nach dem Kaffee fuhren wir weiter bis ziemlich dicht an die armenische und an die persische Grenze heran, konnten den Ararat erkennen – aber keine Spuren von Nochs Arche und rollten auf irgendein Dorf zu, in dem der Perser den Pensionsinhaber gut kannte. Hier sollte die Karawane übernachten. Keiner widersprach. Da ich der Neue in der Gruppe war, hatte ich an diesem Abend viel zu erzählen – nicht nur von den Reisen, auch von der neuen Uni in Bochum mit der drittelparitätischen Mitbestimmung und den mehrfach kombinierbaren Disziplinen, die zum Diplom führen. Nur die Uni Mannheim war nach meinen Informationen noch ähnlich neu organisiert. Dass ich nach diesem Sommer in ein anthroposophisches Studentenheim ziehen wollte, musste ich näher erklären. Allzu spät wurde es trotzdem nicht. Auf meiner Pritsche musste ich dann ganz plötzlich an meinen **Vater Franz** denken. Er gehörte im 2. Weltkrieg als Pilot zu einer Fernaufklärerstaffel. Sowjetische Jäger hatten ihn mit seiner Maschine über der Südost-Ecke der Krim, über dem Hafen Kerscht abgeschossen. Schwerverwundet hatte er die ziemlich zerlöchernte Maschine noch auf den Boden gebracht und mit Hilfe der beiden anderen Besatzungsmitglieder und einiger Tartaren, die gegen Stalin und daher auf deutscher Seite standen, hatten sie es irgendwie bis in ein deutsches Lazarett im Westen der Halbinsel geschafft. Kerscht musste von uns aus irgendwo nordnordwest auf der anderen Seite des Schwarzen Meeres liegen. Aber wie hatten die Flieger es bis ins deutsche Lager geschafft? Ich wusste es nicht. Ich hatte nur diesen Artikel eines Kriegsberichterstatters vor Augen, den Mara aufbewahrt und mir irgendwann einmal zu lesen gegeben hatte. Ich nahm mir vor, diesen Bericht zu Hause in Oberhausen noch einmal nachzulesen, denn so dicht würde ich nie wieder an diesen Schauplatz herankommen. In Oberhausen fand ich den Bericht später tatsächlich und war einerseits durchaus stolz auf meinen tapferen Vater, merkte aber in dem abgedruckten Bericht auch, wie sehr er sich mit diesem ganzen Krieg identifizierte und mit seiner Rolle als Kriegspilot. Er hatte uns, seine Familie, zu früh für mich verlassen, um mit ihm über das Kriegsthema sprechen, diskutieren, streiten zu können. Das war es vor allem, was

ich sehr bedauerte!

*Kriegsbericht über Franz' Abschuß,
1942*

Bei unserem kurzen Frühstück am Morgen war ich wieder ganz in der Gegenwart und versuchte bei Werner, dem Kommilitonen aus Stuttgart, nachzuhaken. Er hatte ein bisschen von seinem Geologie-Archäologie-Studium erzählt, das sich bestens mit Ausgrabungspraktika und dadurch mit interessanten

Exkursionen verbinden lässt. Aber er hatte auch irgendetwas davon gemurmelt, dass wir gestern Nachmittag durch eine hochinteressante Zone im Quellgebiet des Euphrat durchgekommen seien. Wir hätten nur noch weiter auf den Ararat zufahren müssen und dann dem Euphrat nach Norden folgen sollen. Er wusste von seinem Professor, dass dort in der Steinzeit schon Kupfer abgebaut und als Bronze u.a. zur Waffenherstellung genutzt wurde. Aber das Thema ging unter, denn wir sollten unverzüglich starten.* Der Weg war noch lang. Das nächste Etappenziel hieß Van.

* Jetzt, beim Schreiben, erinnere ich mich an eine Sendung im ZDF vom Sommer 2008 über die Ausgrabungsstätte Arslan Tepe nahe der ostanatolischen Stadt Kars. Die italienische Grabungsleiterin sagte darin etwa: „Massive Schwerter aus Metall, die ältesten der Welt. Gefertigt vor über 5.000 Jahren. Ihre Besonderheit: zum ersten Mal enthielt das Kupfer Anteile von Arsen, das die Schmiede zusetzten. Sie verwendeten die Legierung, um die Klingen härter zu machen. Die Intarsien aus Silber an den Griffen zeigen, welche hohen Stellenwert die Menschen der neuen Errungenschaft zuerkannten.“ (ZDF: Die Minen des Hephaistos - Hightech in der Kupferzeit. Kupfer-Metropole Arslan Tepe, Sendung vom 06.07.2008). Auch wenn Werner und ich damals geahnt hätten, wie nahe wir diesem faszinierenden Ort waren, hätten wir unseren „Perser“ garantiert nicht zu einem Umweg überreden können

Die Karte zeigte, dass Van an einem wirklich großen See liegt. Alles sah interessant aus. Kurz vor Van gab es wieder mal eine Kaffeepause mit Seeblick. Die Kommilitonen sahen ein bisschen müde aus, aber nicht unglücklich. Ich saß mit Werner aus Stuttgart an einem der Kaffeetischchen. Und wir hatten schon wieder ein neues Thema. Er hatte in diesem Sommer eigentlich nach Peru gewollt, aber dann den Aushang am Schwarzen Brett gelesen und sich spontan für die Autokarawane entschieden. Peru war auch für mich Faszination pur: Incas, Anden, Urwald; Atahualpa gegen Pizarro. Und so verdrängte ich schnell wieder die Steinzeitkultur und ihr Kupfer in Ostanatolien. Nach der Pause übergab mir der Perser (ich habe nie seinen Namen richtig verstanden) ganz selbstverständlich wieder das Steuer.

Die Richtung war klar, er hatte sie mehrfach jedem einzelnen Fahrer auf die Stirn geschrieben: „bis Yüksekowa und dann bleiben wir immer auf der D 400 bis zur Grenze“. Es war noch hell als wir am **Grenzübergang** ankamen. Der Zöllner war freundlich, kassierte von jedem der Fahrer (also auch von mir) den Pass. Unser Reiseleiter begleitete ihn und füllte irgendwelche Papiere aus, wir erhielten die Pässe zurück und unsere Perser bat, noch ein bisschen „auf die Tube zu drücken“, damit wir das letzte Stück bis Täbriz noch vor Mitternacht schafften. Alle drückten auf die Tube. Das Ende der Tour



war nahe, das Handgeld auch und jeder war auf wundersame Weise in Persien gelandet. Es gab keinen Unfall. Wir parkten die Karawane dicht am Stadtzentrum in irgendeinem Hof. Der Perser hatte noch einen Tip für die Übernachtung und unsere gesamte Gruppe löste sich außerordentlich schnell auf. Ich hatte nicht danach gefragt, aber der Perser gab auch mir das volle Handgeld von 150,- DM. Ich sträubte mich nicht.

Anstatt vor **Bagdad** stand ich am nächsten Morgen also in der Teppich-Metropole **Täbriz**. Und das war gleichbedeutend mit endlos vielen Teppichhändlern auf den Straßen und vor allem im Bazar. Für einen unbedarften Westeuropäer war es geradezu frevelhaft, wie die Händler auf die Qualität ihrer Teppich aufmerksam machten: sie legten sie mitten auf die Fahrbahn. Menschen mit ihren Karren und sogar Autos rollten darüber hinweg. Unglaublich! Diese Gefühle vom fabelhaften Orient hatte ich in Bagdad erwartet. Es würde wohl wieder nicht Bagdad werden. Nun gut. Schnell entfalteten sich neue Erwartungen und vor allem war schlagartig der Unterricht unseres politischen Geschichtslehrers präsent. Alexander der Große (der ja de facto klein und wohl ein bisschen verwachsen war) war möglicherweise mit seinem Riesenheer auch hier vorbei gezogen auf der Suche nach dem Perserkönig Dareios und auf dem Weg in das Land zwischen Euphrat und Tigris und weiter zum Hindukusch (an dem deutsche Verteidigungsminister über 20 Jahre lang bis 2021 gerne das deutsche Vaterland verteidigten).

Den Quellfluss des **Euphrat** hatten wir am Vortag noch in der Türkei überquert. Jetzt wollte ich etwas mehr von den Spuren des Alexander sehen, z.B. das sagenhafte Persepolis, das Alexander – wie es heißt – nach seiner siegreichen Schlacht selber in Brand gesetzt hatte. Mein Weg führte daher weiter in Richtung Teheran und endete zunächst auch dort. Denn im Land war die **Cholera** ausgebrochen. Die Grenzen waren praktisch nach unserer Einreise geschlossen worden. Ich stand drei Tage und Nächte in einer winzigen Pension in Teheran unter der Dusche oder saß auf der Toilette. Ich hatte die Bakterien sicher über das Obst aufgenommen und über das bisschen Wasser, mit dem auf meine Bitte immer alles abgewaschen wurde, das ich essen wollte. Am dritten Tag schleppte ich mich zur deutschen Botschaft. Der Botschaftsarzt spritze mich, gab mir viel sauberes Wasser zu trinken, hielt mich ein paar Stunden unter Beobachtung und riet mir dann, auf jeden Fall meine Wäsche sofort zu waschen und die Pension zu wechseln. Eine neue Unterkunft war schnell gefunden. In solch einen Rucksack passt zum Glück nicht allzu viel Wäsche rein. Die ließ sich schnell durchspülen. Die Therapie schlug an! „Auf eigenes Risiko“, wie der Arzt gesagt hatte, machte ich mich drei Tag später mit dem Bus auf den Weg nach Süden, raus aus dem Brutkessel der Cholera-Metropole. Am Morgen hatte ich im frischen Hemd noch ein Hospital aufgesucht. Einer meiner Auto-Kommilitonen hatte gehört, man könne gegen ein Handgeld in Teheran Blut spenden. Die Schwester ließ sich nur meinen Impfpfaß zeigen und fragte, ob ich schon einmal... Nein, hatte ich bisher noch nie. Dann füllte sich ihr Glas mit 500 Milliliter. Mir waren die 40 Dollar wichtig, die ich eine Stunde später in ihrem Büro ausgezahlt bekam.

Meine Reisekasse war damit zum zweiten Mal unerwartet aufgefüllt worden. Ich ließ mich sehr entspannt in die Polster des Fernbusses fallen. Wir steuerten zuerst die „heilige Stadt“ Qum an, seit dem Mittelalter die alte theologische Hochburg. Ich war nicht wirklich gut auf Persien vorbereitet. Aber auch in Deutschland wussten wir, dass die schiitische Geistlichkeit in Qum noch etwas anderes war als der autoritär regierende Schah. Er befand sich im Übrigen mit seiner halb- oder vierteldeutschen Frau Soraya gerade in Deutschland und wurde von der deutschen Regierung und vor

allem von den gelben Medien über die Maßen hofiert. Seine Geheimdienst-Truppen, die von den Studenten in Berlin nur „**Jubel-Perser**“ genannt wurden, hatten erheblich zu den schweren Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Polizei und zur Ermordung von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 beigetragen. Eigentlich nahmen die Studentenunruhen, die Bewegung der „68er“, genau hier ihren Ausgang. Aber was war aus persischem Blickwinkel dieser ganzen Entwicklung vorausgegangen? Die Busfahrt zog sich lange genug hin, ich fand genügend Zeit, das eine und andere Mosaiksteinchen im Kopf wieder zusammensetzen. Meine Zeitungsartikel von Süddeutscher und FAZ hatten schon fast keine Druckerschwärze mehr so oft hatte ich sie inzwischen immer wieder zur Hand genommen.

Was ich vom Bus aus wahrnehmen konnte, stand nicht unbedingt in den deutschen Zeitungen. Die Bilder blieben bruchstückhaft, weil für mich als Einzelreisenden da draußen in der persischen Provinz, ohne Sprachkenntnisse und dadurch ohne Informationen überhaupt nicht erkennbar war, wie stark die **politischen Spannungen** aus den 1950er Jahren auch in diesen späten 1960er Jahren noch das Land erschütterten. Ich konnte weder die konservativen Schiiten aus Qum erkennen noch andernorts die linke Guerrilla, die im Lande ihren bewaffneten Kampf gegen das Schah-Regime führte. Wahrscheinlich bewegte ich mich tagsüber deswegen auch unverkrampft weiter in Richtung Isfahan und Persepolis bis hinunter zur Rosen-Metropole Shiraz. Wenn es irgendeine Bedrohung gab, blieb sie mir verborgen.

Außer den Namen des Schah Reza Pahlewi kannte ich von Deutschland her nur noch den Namen *Mohammad Mossadegh*, der erst ein paar Monate zuvor gestorben war. Was ich über Mossadegh gelesen hatte, hatte für mich das Flair einer Gestalt aus 1001 Nacht.

Exkurs: Der Fall Mossadegh gegen MI5 und CIA und deren Ölindustrien

In absolut aristokratisch-persischen Verhältnissen geboren und aufgewachsen, schon als Kind und als Jugendlicher mit Titeln als Hofbeamter ausgestattet und mit den entsprechenden Einkommen versorgt war er schon als junger Mann einer der größten Landbesitzer Persiens – genauso ordnungsgemäß auf die vielen Köpfe seiner Familie überschrieben, wie wir das später im Rahmen der „Agrarreformen“ in Peru oder Kolumbien kennen lernten. Mossadegh führte dann die Partei der Nationalen Front, der es um Staatsautorität und Staatssouveränität und Staatswürde ging. Dadurch hatte er sich in den 1940er und 1950er Jahren gegen eine Politik der Anpassung an das europäische oder nordamerikanische Wertesystem gestellt. In Wirklichkeit ging es bei allen politischen Auseinandersetzungen in Persien um den wichtigsten Bodenschatz des Landes, um Erdöl. Und hier war der Punkt, weshalb ich mich überhaupt für Mossadegh interessiert hatte: Die englischen Ölbarone beuteten die persischen Vorkommen in einer unglaublich imperialistischen Form aus. Man musste nicht der persischen kommunistischen Partei angehören, um sich dagegen aufzulehnen. Das nationale Ehrgefühl reichte schon. Jedenfalls war 1950 endlich eine Sonderkommission zur Neuverhandlung der persischen Schürfrechte vom Parlament in Teheran eingesetzt worden. Mossadegh wurde ihr Vorsitzender. Es sollte eine 50-50-Aufteilung der Öleinnahmen mit der britischen Anglo-Persian Oil Company angestrebt werden (gegenüber bisher 8 - 92% !). Der Premierminister hatte die Verhandlungen zunächst persönlich geführt, wurde aber schon Anfang 1951 ermordet. Von wem wohl?? Die Gewinnaufteilung von 8 zu 92% ist eine überdeutliche Spur! Einen Monat später wurde Mossadegh zum Premier ernannt. Er hatte sich danach auf allen Ebenen um eine für Persien akzeptable Lösung mit den Briten bemüht, einschließlich vor der

Vollversammlung der UN. Vergeblich. Die britische Regierung insistierte in Washington auf einem gemeinsamen Putsch gegen Mossadegh. Dieser weigerte sich zurückzutreten, fand dafür auch die Unterstützung der Linken und der Nationalisten im Lande. Der Schah fürchtete diese vereinigte Opposition und floh ins römische Exil. Die CIA erhielt 1953 unter Präsident Eisenhower den Auftrag, die Situation zu bereinigen und setzte Mossadegh ab. Erstaunlicherweise blieb Mossadegh dabei am Leben und wurde nur zu drei Jahren Hausarrest verurteilt; hielt sich aber als Lebensversicherung fortan von politischen Aktivitäten fern. Heute sind die wichtigsten Belege für einen gemeinsamen Coup des britischen MI5 und der CIA gegen die persische Regierung Mossadegh und für die Sicherung des britischen und US-amerikanischen Übergewichts in der iranischen Ölindustrie Dokumente der CIA selbst, die von der NY Times zwischen April und Juni 2000 veröffentlicht wurden sowie Unterlagen aus dem US-Archiv der Nationalen Sicherheit.

Diese Quellen belegen offiziell, dass die CIA unter dem Code-Namen TPAJAX die Destabilisierung der persischen Regierung plante und dabei finanziell und sonstig von der britischen Regierung unterstützt wurde. Ersichtlich ist darüber hinaus, das TPAJAX auch die Generalprobe für weitere Putsche gegen unliebsame Regierungen war, besonders den "erfolgreichen" CIA-Putsch gegen Guatemala 1954, aber auch für den fatalen Misserfolg der Intervention in der cubanischen Schweinebucht 1961.

Während mir also ein paar dieser Ereignisse um Mossadegh durch den Kopf gingen, trug sich in Deutschland wahrscheinlich gerade der Schah im Schöneberger Rathaus ins Gästebuch ein, abgesichert durch seine „Jubelperser“. Erst gut 10 Jahre später, als kaum mehr jemand vom Schah-Besuch und von unserer Studentenrevolte sprach, kehrte 1979 Ayatollah Chomeini aus seinem französischen Exil nach Teheran zurück und die in den 1950er Jahren gewaltsam „gelösten“ Konflikte nahmen im Iran einen religiös verfremdeten Charakter an, verschärften sich dadurch noch einmal erheblich und zwangen nicht nur den Shah ins Exil, sondern stürzten das alte Kulturland in einen extremen kulturellen und politischen Abgrund bis hin zu dem faschistoid-islamistischen Präsidenten Mahmud Ahmadinejad (der dann 2013 die Wahlen und sein Amt verlor). Der Iran verfiel zu einer Diktatur der Mullahs.

1967 lag diese Entwicklung für mich noch weit entfernte Zukunft. Ich hatte inzwischen **Isfahan** erreicht und hatte mehrere Stunden einfach sprachlos vor dem Eingang zum Großen Basar gesessen, das Treiben auf mich wirken lassen, wahrscheinlich auch noch ein bißchen schlapp nach der Cholera-Attacke; war dann durch das Armenische Viertel mit der armenischen Vank-Kathedrale geschlendert und hatte mich überhaupt nicht mehr losreißen können von der einzigartigen Decke des Acht-Paradiese-Palastes.



Isfahan, Bazar

Der gemeine westeuropäische Tourist kennt solche Prachtbauten inzwischen von der Mezquita im spanischen Cordoba und überhaupt aus Andalusien. Für mich war Isfahan damals noch ein architektonischer und ein künstlerischer Traum, eher eine Fata Morgana. Ich kann bis heute nicht sagen, ob ich die Hagia Sofia in Istanbul oder diese architektonische Orgie in Isfahan für den eindrucksvolleren Orient halten sollte. Allerdings waren es nicht nur die einzelnen architektonischen Wunderwerke, von denen ich so fasziniert war. Es war das Ensemble, das sich um den Königsplatz gruppiert. Auf einen halben Kilometer Länge stehen sich hier Paläste, Moscheen und als Abschluss der Bazar gegenüber und schaffen dabei ein Kulturerbe der Menschheit, wie es sinnvoller nicht von der UNESCO anerkannt werden kann.



Isfahan, Heiliger Schrein in der Zentral-Moschee

Dazu kommt das Flair, das dieser Stadt auf einer wunderbaren Höhe von 1.500 m zu eigen ist, ein Klima von ewigem Frühling, an einer wunderbaren Flussbiegung gelegen, mit vielen dieser arabisch leichtfüßigen sakralen und profanen Bauten. In dieser Stadt störte mich religionsfreien Menschen die Inbrunst der Gläubigen vor ihren heiligen Schreinen in der großen Moschee überhaupt nicht.

Isfahan, armenische
Vank-Kathedrale

Persepolis wurde dann anschließend eher ein Pflichtbesuch. Die Ruinen liessen zwar den unstrittig fürchterlichen Kampf zwischen dem griechischen und dem persischen Heer mit ihren Streitwagen und Kriegselefanten lebendiger als auf alten Zeichnungen erscheinen. Aber die Ruinen, die Alexander zurück gelassen hatte, waren eben Ruinen. Und auch die eindrucksvollen Steinmetzarbeiten in der Halle der 100 Säulen oder an der



Löwentreppe und viele schöne andere Details – sie kamen nicht im Entferntesten an die architektonischen Kunstwerke von Isfahan heran.

Ruinen von Persepolis, 1967

Vor allem war Alexander für mich nicht *Der Große*, weil er hier so vieles hatte zerstören lassen. Vielmehr hatte ich immer für viel wichtiger gehalten, dass er das angehäuften orientalische

Wissen, das sich hier in den Bibliotheken des persischen Reiches fand, noch während des Feldzugs von seiner wissenschaftlichen Begleitmannschaft ins Griechische übersetzen und zurück nach Mazedonien schicken ließ. Denn nur so war der hohe Stand der persischen Medizin, Physik und Mathematik, Architektur über die Griechen und Römer und die arabischen Kalifen von Al Andalus 1000 Jahre später endlich auch bei den sächsischen Kaisern und den Mönchen des Mittelalters angekommen (natürlich war es auch Diebstahl geistigen Eigentums...).

Nur Ruinen und dazu die große Hitze – mich hielt es nur wenige Stunden in Persepolis. Die Stadt der Rosen, der Obstgärten, die Wiege des alten Persien, das nahe gelegene **Shiraz**, lockten. Es ist das Zentrum der Provinz Fars, die der Sprache Farsi den Namen gab, der Sprache der Perser. Nur, wenn man selber diese Sprache nicht beherrscht, kann man das Lob auf Shiraz nur unzureichend nachempfinden, dass sie die Hauptstadt der Dichter und Künstler sei. Ich sah in einem Buchladen wunderschöne kalligraphische Einbände, aber das war nicht mal ein dünner Ersatz für die Lektüre eines zeitgenössischen (Schlüssel-) Romans, den ich liebend gerne gelesen hätte, um zu verstehen, wie viel Aufbruch oder nicht und wie viel kulturelles Wurzelwerk in der modernen Literatur vielleicht noch verborgen war – mit anderen Worten, was tatsächlich in diesem Land und in den Köpfen seiner Menschen vor sich ging.



meine Reiseroute zwischen Bosphorus und Persischem Golf, 1967

Wie auch immer, ich war am Endpunkt dieser Reise angekommen. Es wurde Zeit, mal wieder an zu Hause zu denken. Ich hatte gehört, dass die Grenzen wieder geöffnet seien und legte mir langsam meine Route zurecht, zurück nach Norden. Es gab allerdings noch ein Zwischenziel auf dem Weg zurück nach Europa und das hieß **Mesopotamien**. Alexander hatte das Land zwischen Euphrat und Tigris so genannt. In den alten Menschheitserinnerungen war es das Paradies gewesen. Auf persischer Seite lag ein kleiner Zipfel dieses Paradieses, der Zusammenfluss von Euphrat und Tigris, der Schatt el Arab.

Mich reizte es, den Weg über die Hafenstadt Buschehr am Persischen Golf zu nehmen. In Deutschland hatte ich von den Plänen gelesen, dass Siemens dort für den Schah ein Atomkraftwerk bauen sollte. Aber wahrscheinlich würde ich dort auch nichts Genaueres erfahren. Dennoch nahm ich gerne die Einladung einer kleinen Truppe von Ölarbeitern an, die nach Khorramshar an ihren Arbeitsplatz zurückfahren. Khorramshar war nicht zu vergleichen mit meiner Lieblingsstadt Isfahan, auch nicht mit Shiraz. Es war eine laute Industriestadt. Aber sie liegt genau dort, wo der Shatt el Arab beginnt, genau dort, wo das Zweistromland, das Paradies, aufhört. Wenn man sich hier in ein Boot setzte, wäre man 200 Km weiter flussabwärts im Persischen Golf. Mit den Schwaden der Ö raffinerie in der Nase begann ich, jemanden über Khorramshar zu befragen und über seine Lebensader, den **Schatt el Arab**. Es war das falsche Wort. Ich sollte **Arwandrud** sagen. Ich war schließlich im Iran und nicht in Arabien. Am selben Abend lernte ich noch einmal, dass hier unten irgendetwas anders war als auf der bisherigen Reise.

In dem kleinen Hotel war durchaus noch ein Zimmer frei - aber erst, wenn ich mich bei der Polizei gemeldet hätte. Mit den Reiseerfahrungen aus der DDR war sofort zu erkennen, dass die Polizeistation von der **Geheimpolizei** geleitet wurde. Es gab keine

Probleme, aber da lag so ein gefrorenes Lächeln auf dem Gesicht des Uniformierten. Der Hotelier war mit meiner Registrier-Quittung jedenfalls zufrieden. Schon früh am Morgen hatte ich dann meinen Rucksack gepackt, hatte mich zum Flughafen fahren lassen, hatte extrem zögerlich in die schmale Reisekasse ge-griffen und mir ein Flugticket für den ersten Flug nach Ahwaz gekauft. Dabei ignorierte ich großzügig die bedenklichen Blicke des Flugpersonals auf meine nackten Europäerbeine.

*ER „auf der Flucht“
von Khorramshar nach Ahwaz*

Es war der Linienflug nach Teheran, der aus irgendeinem Grund schon in Ahwaz einen Zwischenstopp einlegte. Für mich genau das Richtige. Ich wollte schnell aus dieser grenznahen Zone weg und für längere Flüge reichte mein Geld ohnehin nicht. Schon nach 30 Minuten setzte der Pilot zur Zwischenlandung in Ahwaz an. Die Zeit hatte gerade für einen Becher Cola gereicht und für einen vergeblichen Blick aus den



beschlagenen Fenstern. Mir sagte mein Bauchgefühl, dass hier irgendetwas in der Luft lag und ich wollte nicht wieder auf geschlossene Grenzen stoßen, weil vielleicht jemand im Irak etwas Unfreundliches über jemanden im Iran gesagt hatte – oder umgekehrt. Ich war ungewohnt angespannt, weil ich ja keine Zeitung lesen konnte und nicht wusste, ob der Sechstagekrieg der arabischen Staaten gegen Israel (gerade auch der Irak war ja beteiligt) jetzt, 2 Monate später, vielleicht doch auch den Iran mit berührte. Dadurch hielt ich mich auch nicht lange in der Industriestadt Ahwaz auf, gerade lange genug, um mich zum Busbahnhof durchzufragen und dort den ersten Bus noch weiter nach Norden, bis Kermanshah zu nehmen. Auch in Kermanshah schickte mich der Besitzer des kleinen Hotels wieder zuerst zur Polizei. Dasselbe Ritual. Auf der Karte hatte ich gesehen, dass die Reise zwischendurch auf der Höhe von Bagdad verlaufen war. Allerdings war die jetzige Atmosphäre nicht angetan, um an den Umweg über Bagdad zu denken. Außerdem war ich jetzt sicher, dass dieser spontane „Abstecher“ in den Iran mir nicht weniger den Orient nahegebracht hatte als die ursprünglich angedachte Tour auf den Spuren der Bagdad-Bahn. Noch einen Tag später hatte ich ziemlich aufgerissene Fußsohlen von stundenlangen Laufen und wieder Warten und noch mal Laufen auf der Straße nach Norden. Ich hatte in einer Ministadt, einer Oase, auf einen Lastwagen oder einen Bus gewartet. In dem Mini-Kaffeehaus der Ministadt hatte mir der Wirt ein paar Datteln zum Tee verkauft und ich war zum ersten Mal beim Wechselgeld betrogen worden. Aber wie streitet man mit wortreichen Arabern (Persern), die nicht englisch mit dir reden wollen oder nicht können. Ich musste den Verlust schlucken. Desto größer war der Drang, hier wieder wegzukommen. Und dann tauchte ein 2CV mit deutschem Kennzeichen auf!! Zwei deutsche Studenten saßen drin. Sie hielten auch sofort. Wir schauten auf die Karte, um abzustimmen, wieweit ich mitfahren könne. Ihre Karte war detaillierter als meine. Sie hatte einen Berg eingezeichnet, wo bei mir nur der glatte Straßenverlauf zu erkennen

war. Sie bedauerten sehr, dass ihr 2CV mein Zusatzgewicht samt Gepäck bei dieser Berganfahrt nicht schaffen würde und sie wollten dann nicht in der Wüste stecken bleiben. Sie fuhren weiter. Natürlich war ich ziemlich erschlagen, weil ich selten einen solchen emotionalen Einbruch erlitten hatte, wie jetzt: größtes Glück als ich das Auto kommen sah und tiefe Niedergeschlagenheit als es ohne mich weiterfuhr. Aber dann kam doch noch ein Lastwagen. Ich saß auf der Ladefläche und bekam noch ein bisschen mehr Sonnenbrand, aber endlich rollten wieder Räder unter mir. Der Fahrer machte zwar auch mal Pause, fuhr aber letztlich die ganze Nacht durch und nahm mich weiter mit. Zwischendurch war sein Beifahrer ausgestiegen, ich konnte mich mit in die Fahrerkabine setzen und half ihm mit unserer stoppeligen Konversation, wach zu bleiben. Am Morgen brauchten wir beide einen doppelten Kaffee, denn in dem alten Mercedes-Lkw hatte die Heizung nicht funktioniert und uns war in der Wüstennacht ziemlich kalt geworden. Wie auch immer diese Oase hieß, sie hatte eine Bushaltestelle und eine Buslinie, die zu einem Ort Khoy führte, der auf meiner Karte eine Straßenkreuzung darstellte und nach dem kürzesten Weg zur türkischen Grenze aussah. Der Bus kam, wir verabschiedeten uns sehr herzlich und ich dachte, dass ich mich jetzt wahrscheinlich nur noch einmal bei irgendeiner Polizeistation melden müsste und auch das würde sicher gut gehen. Ich wollte kein Geld mehr tauschen, nur um hier in der Provinz ein Bakschisch an Uniformierte verteilen zu können. Aber Persien war eben das Vaterland aller Bakschisch. Da wusste man nie. Der Bus bog am späten Nachmittag in Khoy nach Westen ab, nur ein paar Kilometer, aber vor allem auf der richtigen Straße Richtung Grenze. Dann blieb der Bus stehen. An seiner Endstation. Also stieg ich aus, stellte mich in den Schatten einer großen Plakatwand und versuchte nachzudenken. Irgendwann kam ein Mann dazu. Wahrscheinlich fragte er mich, wo ich hinwolle. Ich zeigte ihm meine Karte. Er verzog irgendwie das Gesicht und ich zeigte die Karte noch einmal, aber auch den türkischen Teil jenseits der Grenze. Er nickte und lud mich gewissermaßen ein, zusammen in diese Richtung zu fahren – wenn denn ein Bus käme. Inshallah, murmelte ich freundlich und er lächelte.

Ein kleiner Bus tauchte auf, wir setzten uns nebeneinander. Er machte mir klar, dass wir bis zu dessen Endstation fahren würden und es dort ein „Hotel“ für mich gäbe. Der Ort war zu klein für ein Hotel, das war klar. Ich sah noch nicht einmal eine Polizeistation. Der Mann nahm den kurzen Weg zu einem netten Haus, klopfte und dann dachte ich, wir wären in einem Film. Der Mann, der öffnete, stand da in einem weißen Burnus, hatte im Gürtel einen Krummdolch und trug ein Gewehr im Arm. Die beiden sprachen sehr freundlich miteinander, der Hausherr lehnte sein Gewehr an die Wand und lud uns beide zum Tee ein. Danach wurde mir angeboten, dies hier als mein „Hotel“ anzusehen. Die ganze Zeit über fühlte ich mich wie in einem Karl-May-Film und wusste, dass ich selber jedenfalls nicht der Kara ben Nemsî Effendi darin war. Ich hatte weder selber einen Henry-Stutzen noch wartete draußen mein Pferd Rih. Ich saß hier in kurzen Hosen auf dem Teppich, trank persischen Pfefferminztee und war gespannt, wie diese Geschichte weitergehen würde. Am nächsten Tag war ich sehr froh über diesen Rastplatz, von dem keine Behörde Notiz genommen hatte und wo ich endlich meine strapazierte Haut ein bisschen pflegen konnte. Wir wurden von einer Köchin (oder der Hausfrau?) gut gepflegt, tranken unsere Kaffees und versuchten so gut es irgend ging, uns gegenseitig unsere Geschichte zu erzählen. Am Nachmittag hatte ich ihm meinen Pass gezeigt mit all den Grenzstempeln darin, um daran zu erklären, wie meine bisherige Reise verlaufen war und noch verlaufen sollte. Er hatte den Pass genommen, aufmerksam hineingeschaut und mich dann gefragt, wo mein Auto sei. Ich habe kein Auto. Aber hier steht, dass du mit einem Auto ins Land gekommen bist. Demnach musst du auch wieder mit einem Auto das Land verlassen. Wie man so sagt: mir ging ein

riesiger Kronleuchter auf. Darin hatte also der ganze Trick mit der Autokarawane bestanden! Wir hatten auf unsere Namen die Autos eingeführt, der Zöllner hatte Bescheid gewusst und jeder Grenzbeamte wollte jetzt wieder das Auto sehen oder jeder von unserer Fahrer-Truppe würde ein persisches Gefängnis von innen kennenlernen. Nur unser Karawanenführer hatte ein Bombengeschäft gemacht, denn er konnte jetzt zollfrei die sieben Pkw im Lande verkaufen. Mein Gastgeber verstand ebenfalls sehr schnell. Er wollte nachdenken. Wir schlenderten durch den Staub der Hauptstraße zum Kaffeehaus und trafen, noch bevor wir uns gesetzt hatten, Werner, Werner von der Autokarawane! Eine unglaubliche Überraschung. Jetzt fühlte sich wahrscheinlich mein Gastgeber wie im Film. An unserem Tischchen musste ich meinem Gastgeber gar nicht so viel Neues erzählen. Eigentlich kannte er ja schon die Geschichte. Werner hatte es von Täbris aus ans Kaspische Meer gezogen, da, wo die Teheraner ihren Sommerurlaub verbringen und war dann über Mashhad bis zur afghanischen Grenze vorgedrungen. Aber auch dort war die Grenze wegen der Cholera geschlossen und so hatte er sich irgendwann wieder zurück nach Westen aufgemacht und zufällig genau diesen Übergang zur Türkei gewählt. Mein Gastgeber sah sich Werners Pass an. Der enthielt den identischen Eintrag wie meiner. Werner wurde eingeladen, diese Nacht mit in meinem Zimmer zu verbringen. Am nächsten Morgen zogen wir zu dritt los. Wir hatten Datteln und Wasser und waren ausgeruht. Unser Gastgeber marschierte in seinem vollen Ornat als kriegerischer Kurde etliche Kilometer mit uns durch die Wüste, in der wir keinerlei Orientierungspunkte erkennen konnten. Irgendwann zeigte er uns so etwas wie einen Pfad im Sand und wies uns an, dem immer zu folgen; dann seien wir nach einiger Zeit in der Türkei – ohne Grenzkontrolle!

*ER auf dem Weg
über die „grüne
Grenze“ vom
kurdischen Persien
in die kurdische
Türkei, 1967*

Das erste Dorf, auf das Werner und ich trafen, zeigte tatsächlich türkische Aufschriften und es zeigte deutlich besser intakte Häuser als in den letzten Tagen in Persien. Der Fahrer, der uns von hier bis



zur Stadt Van mitnahm, klärte uns ganz entspannt darüber auf, dass die Strecke, über die wir gewandert waren, auch von den Drogenkurieren, die meist mit afghanischer Ware in die Türkei zogen, genutzt wird. Die Kurden hier in Ostanatolien waren gut eingebunden in den Opiumhandel mit dem Iran und mit Afghanistan und das erklärte auch den guten Zustand der Häuser auf dieser Seite der Grenze. Denn von hier

wurden die Drogen über die Mittelmeerhäfen zu den Konsumenten in Westeuropa kanalisiert. Aber noch mehr genossen wir, nach dem ewigen Sand, den Blick über das große Wasser des Van-Sees. Er kam uns jetzt noch viiiieel, viel größer vor als bei der Hinfahrt mit unserer Autokarawane.....



Van-See, Panorama

Bei den bisher erwähnten Reisen war es mir nur um den Blick über den Ruhrgebiets-Tellerrand gegangen, mit dem unspezifischen Interesse an anderen Kulturen, anderen Sitten, Gebräuchen, Religionen. Sagen wir, es war vor allem Neugier auf das Andere und die Bereitschaft zu Abenteuern. Ich hatte keine Idee davon, wie unendlich lang sich der Konflikt zwischen den Kurden in ihren „Gastländern“ Iran, Irak, Syrien und vor allem der Türkei hinziehen würde – dass die türkische Regierung kurdisches Gebiet diesseits und jenseits ihrer Staatsgrenze auch 2020 noch mit Krieg überzog. Immer spielten Öl und Gas die zentrale Rolle. Und ich ahnte auch nicht, dass 2011 ein faschistoider Staatspräsident Bashar al-Assad sein Land Syrien in einen mehrjährigen Bürgerkrieg mit 100.000 Toten und Millionen Flüchtlingen stürzen würde, der einerseits einen gewaltigen neuen Flächenbrand im Vorderen Orient entfachte, USA und Russland gegeneinander in Stellung brachte, aber auch der Idee eines eigenen Kurdischen Staates mit neuen Grenzziehungen neue Nahrung bot. All dies lag bei unserer Wanderung durch die kurdische Wüste noch in grauer Zukunft.

Erst 2012 näherte ich mich erneut dem östlichen Rand des Mittelmeeres. Dem lag dann ein Beratungsauftrag der Friedrich Ebert Stiftung zugrunde und führte mich auf die Kupferinsel Zypern, die ich bei allen Touren in den Vorderen Orient immer ausgespart hatte. Es wurde ein Auftrag mit vielen Stolpersteinen – ähnlich wie davor schon in Haiti oder in Kolumbien oder in Lettland. Aber das sind eigene, spätere Geschichten



MEINE ENTWICKLUNGSPOLITIK - wer oder was entwickelt sich da eigentlich ?

Finnland hatte mir ein neues Fenster geöffnet; der Orient eine riesige Tür aufgestoßen. Ich hatte meine Lehre als Bauzeichner erfolgreich beendet und die Hochschulreife erlangt und mich dann für ein Studium der Germanistik und der Sozialwissenschaften an der neuen Uni Bochum entschieden.

Mit meiner Fächerkombination wollte ich Unterricht am Gymnasium anbieten, nicht unbedingt im Ruhrgebiet, aber wo, das war noch völlig offen. Zunächst wirkte die neu gegründete Universität in Bochum mit ihrem Rektor Kurt Biedenkopf und den vielen jungen Professoren außerordentlich einladend. Als Prof Biedenkopf 2021 starb war in meinen Augen eine der interessantesten politisch-akademisch-unternehmerischen Persönlichkeiten der deutschen Nachkriegsgeschichte abgetreten (Henkel-Konzern; Uni-Rektor; CDU-Generalsekretär; Ministerpräsident von Sachsen). Jedenfalls eine gesellschaftspolitische Persönlichkeit, die ich wegen ihrer Kompetenz 10x lieber im Kanzleramt gesehen hätte als die „schwäbische Hausfrau“.

In Bochum hockten wir uns bei sonnigem Wetter schon mal mit den Dozenten auf den Rasen zwischen die ersten fertigen Gebäude. Es gab noch lange keine Laptops oder gar I-phones oder das Internet. Das modernste Gerät in dieser nagelneuen Universität waren Kopierer auf den Fluren, mit denen sich schnell Kopien aller möglichen Texte und Bücher oder von Zeitungsartikeln fertigen liessen oder auch Flugblätter liessen sich schneller und von besserer Qualität vervielfältigen als die vertrauten Matrizen. Die Matrizendrucker lieferten nur bei sehr sorgfältiger Behandlung ein Dutzend oder mehr gut leserliche Ausdrücke. Für uns eine sehr moderne Uni.....

*Ruhr-Uni Bochum
mit Ruhr-
Blick*

An dieser so attraktiven Uni schüttelte man nun aber den Kopf über meine geplante Fächerkombination. Ich traf auf einen Kommilitonen, der dieselbe Idee hatte. Wir schrieben gemeinsam den Kultusminister in Düsseldorf an und baten



um die Zulassung für diese Fächerkombination fürs Lehramt – und wir erhielten sie. Aber kaum richtig im Unibetrieb verschob sich mein ursprüngliches Studieninteresse schnell von der Literaturwissenschaft hinüber zu dem Paket an Sozialwissenschaften, das hier angeboten wurde. Soziologie und Politik als Schwerpunkte, mit Pädagogik und Geschichte als Beipack. Die Professorin für „Soziologie der Entwicklungsländer“ suchte einen Assistenten, akzeptierte mich (wieso?). Dadurch erhielt ich noch einmal einen

besonderen Schubs hin zu den Fragen der Nord-Süd-Beziehungen, der sog. Entwicklungspolitik. Dieser Schubs reichte bis zum benachbarten Institut für Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik.

Neben meinem Bafög-Stipendium fand ich im Institut auch gleich noch einen job als studentische Hilfskraft. Der Geschäftsführer des Instituts spannte mich für vielerlei Arbeiten mit ein und eines Tages nahm er mich zur Seite und bot mir den kleinen Opel-Kadett eines indischen Gastprofessors für schlanke 200,- DM an, weil dieser Professor wieder in seine Heimat zurückkehrte. 200,- war ungefähr der Monatslohn im Institut. Ich sagte zuerst „ja, gerne“ und schaute dann die vier Räder mit ihrem Blechgehäuse an. Immerhin ließ die Rostschutzfarbe weder den originalen Farbton erahnen noch waren Roststellen zu erkennen. Genau 2 längere Fahrten wurden möglich: eine nach Friesland, eine nach München. In München übersah ich das Parkverbotsschild. Nach dem Stadtbummel war das Auto weg. Abgeschleppt. Auslösung und Strafzettel kosteten gute 60,- DM. Zurück in Bochum kam mir die unheilige Idee, das Fahrzeug jetzt doch auf meinen eigenen Namen registrieren zu lassen. Es war der falsche Tag, denn im Straßenverkehrsamt erhob sich der Zuständige, wollte das Auto selber sehen und behielt es gleich dort. Weil in seinen Augen nicht mehr verkehrssicher.

Ich fand auch ohne Auto den Weg zurück ins Institut und las kurz darauf neben einem Hörsaal ein frisch platziertes Plakat: **ASA - Arbeits- und Studien Aufenthalte in Afrika, Asien, Lateinamerika**. Das Studium fing eigentlich gerade erst an, aber als „Reiseonkel“ war das große Interesse an diesem Programm sofort geweckt. Ich kannte leider niemanden, den ich zu diesem Programm hätte befragen können. Das wäre hilfreich gewesen, denn man musste sich einem streng klingenden Bewerbungsverfahren unterwerfen. Die erste Hürde stand im Institut für Entwicklungspolitik. Der Geschäftsführer, Ernst-Albrecht v. Renesse (der mit dem Auto-Angebot), war selber vor wenigen Jahren mit ASA in Nigeria gewesen und hatte jetzt den Vorsitz einer kleinen Prüfungskommission inne. Daneben saß eine Kommilitonin (Monika ...), die im letzten Jahr mit ASA Chile bereist hatte, also auch Expertin. Von den entwicklungspolitischen Hintergründen des Programms, etwa der Rolle des Entwicklungsministeriums BMZ, wusste ich recht wenig. Die Entscheidung zugunsten meiner Bewerbung traf die Kommission aufgrund der breiten Reiseerfahrungen, die ich seit Schülerzeiten präsentieren konnte und aufgrund der offensichtlichen Leichtigkeit, mich in fremden Kulturen zurecht zu finden. Zu der Zeit waren meine Tramp-Touren nach Skandinavien, in das sozialistische Osteuropa oder durch die Türkei und bis hinunter ans Tote Meer und an den Shatt el Arab nicht gerade alltäglich. Meine englischen Sprachkenntnisse waren dabei immer besser geworden und kommunikationsfähig schien der Mensch auch zu sein. Kurz, ich wurde angenommen und konnte an der zweiten Auswahl-Etappe teilnehmen. Dabei ging es eine Woche lang in Wentorf bei Hamburg um die ernsthafte Auseinandersetzung mit allen wichtigen Nord-Süd-Themen, um die Rolle unseres Staates (jetzt wurde das BMZ ein Thema), um die Eliten oder Diktaturen in sogenannten Entwicklungsländern; um die Bedeutung von Bildung, Wirtschaftspolitik und sozialer Sicherheit und um die Ideen, was wir 20 oder 30 Studenten, die hier aus ganz Deutschland versammelt waren, von einem mehrmonatigen ASA lernen könnten und wollten (und sollten). Jeder einzelne und jede einzelne wollte so viel wie möglich über das gewählte Gastland lernen - und genau das wünschte sich auch das BMZ. Denn die Qualifizierung deutscher Studenten für das große Feld "Entwicklungshilfe" war der treibende Gedanke im Ministerium, weshalb dort auch beachtliche Fördergelder für das Gesamtprogramm ASA bereitgestellt wurden. Das Gesamtprogramm hatte 1968 schon die Form einer Stiftung erhalten ("Stiftung Studienkreis für internationale Begegnung und

Auslandsstudien"). Ihr Vorsitzender war der blinde Jurist Dr. H., der wenige Jahre später tot in einem schwedischen See trieb. Dubiose Geschichten und Vermutungen und Gerüchte machten deswegen später die Runde unter denen, die wir Dr. H. und seine Mitarbeiterin gekannt hatten. Meine Anteilnahme am Tod ihres Mannes konnte ich der Witwe Harbs in ihrem Altersdomizil auf Lanzarote während einer Canaren-Reise noch persönlich ausdrücken. Aber auch dabei wurden die Ereignisse in Schweden nicht transparenter. Die Gerüchte verdichteten sich nur noch stärker als dann in Deutschland eines Tages die Kriminalpolizei in meinem Studentenheim anklopfe und fragte, ob meine Unterschrift auf einigen Abrechnungen echt sei (sie war ähnlich....).

Aber jetzt im Frühjahr 1968 saßen wir in Wentorf und erhitzen uns mit dem Wind der 68er Bewegung im Nacken über imperialistische Beziehungen in der Wirtschaft wie in den Wissenschaften zwischen den nordatlantischen Taktgebern der globalen Entwicklung und den fremdbestimmten Völkern des Südens. Natürlich war der sowjetische und der chinesische Entwicklungsweg mit Maos Rotem Buch oder ohne, mit Langem Marsch oder ohne in diesen Diskussionen präsent. Und viele von uns sahen den cubanischen Befreiungskampf gegen die Batista-Diktatur und gegen die US-Casino-Mafia in Habana (Meyer-Lansky) als notwendige Voraussetzung für die cubanischen revolutionären Errungenschaften im Bildungs- und im Gesundheitsbereich. Eine strategisch wichtige Orientierungshilfe für andere Dritte-Welt-Staaten. Und natürlich schmückten die Konterfeis von Fidel Castro und Che Guevara so manche Studentebude oder die Windschutzscheibe von Studentenautos. In Wentorf formten sich bei diesem sehr intensiven Miteinander die Reisegruppen für jedes ASA-Land. Meine Gruppe - Indonesien - wurde am Ende aus sechs sehr unterschiedlichen Typen zusammengesetzt: 2 Ökonomen, 1 Jurist, 1 Mediziner, 1 Psychologe und eben ich als Soziologe. Alle zwischen dem zweiten und dem achten Semester. Reiseleiter unserer Gruppe wurde als Ältester der Biologe Fritz, spezialisiert auf Orang Utans und auf naturnah geführte Zoologische Gärten. Wir kümmerten uns ab sofort um die Reiseroute, um Kontakte zu Gastfamilien in Indonesien, um Kontakte zu indonesischen Studenten. Es gab Anknüpfungspunkte aus dem Vorjahr, denn wir würden schon der zweite ASA-Indonesien sein. An der Reise selbst konnte die Familie zu Hause indirekt ein wenig teilhaben – obwohl es noch kein Internet und kein Mobiltelefon oder gar smartphones gab. Denn unterwegs fanden sich immer wieder Momente, um aktuelle Eindrücke in einem Brief oder wenigstens einer Postkarte festzuhalten. Weil sich darin auch mein eigener Lernprozeß spiegelt, übernehme ich auch originale Passagen aus den seinerzeitigen Briefen, die dankenswerterweise unsere Mutter Mara aufgehoben hatte. Twitter-Botschaften mit 144 Zeichen wären keine brauchbare Erinnerungshilfe.....:



ARBEITS- UND STUDIEN-AUFENTHALT im globalen Süden

JAVA - BALI - BORNEO

die wichtigsten Anlauf-Orte im Rahmen von ASA-Indonesien, 1968



INHALT

Ein Gefühl von Thailand	55
Malaysia-Impressionen	58
Am Ziel : Indonesien	60
Im größten Inselstaat der Welt	61
Ein bisschen Geschichte muß sein	63
Bandung und seine Luxus-Gastfreundschaft	64
Bali zur Vertiefung unserer Landeskenntnisse	67
Java und noch mehr Landes-Erkenntnisse	69
Von Vulkanen, Gamelan und Batik	71
Exkurs: Teak	76
Bandung : Korruption ist identitätsstiftend und systemstabilisierend	78
Aus Regenwald wird Öl	81
Dayaks – Mike erzählt	83
Exkurs:	
unheilige Allianz zwischen indonesischer und deutscher Politik	85
Ost-West / Nord-Süd - Debatten in der Universität Bandung	91
Etwas gelernt durch ASA	92

Die folgenden Passagen sind meinen Briefen entnommen, wie ich sie während dieser großen Reise vor allem an die Familie und einige gute Freunde in der Bundesrepublik geschrieben hatte (Originaltext kursiv).

Ein Gefühl von Thailand

(Brief-Auszug:)

... alles fließt, alles läuft: der Ventilator, der Verkehr draußen, der Schweiß drinnen und unser Reiseplan führt uns immer näher an das "gelobte Land" Indonesien. Ungefähr 1.900 Kilometer soll uns jetzt der Zug von Bangkok nach Singapur transportieren. Bemerkenswert ist das stetige Absinken der Wärme, besonders der Schwüle. Nicht dass wir etwa schon frieren, jedenfalls nicht direkt und doch hat jeder ein Fragezeichen im Gesicht, wie es weiter unten noch werden wird, in Kuala Lumpur und dann in Singapur und vor allem in Jakarta. Eigentlich war alles sehr, sehr schnell gegangen:

Am Züricher Flughafen war die Sommerhitze schon kaum zum Aushalten, in Beirut hinderte nur die frühe Morgenstunde die Jungens an körperlicher Frustration. So waren wir ungemein erleichtert, als in Bombay zwischen den Schweißbächen der Europäer und denen der Inder kaum merklicher Unterschied bestand. Und so empfing uns das Land der Thais als inzwischen abgebrühte Globetrotter, die für die tropische Schwüle nur noch ein lächelndes Auge übrig hatten. In Bangkok trafen wir schnell auf unsere Kontaktmänner, erhielten annehmbare Zimmer im annehmbaren Hotel für annehmbares Geld.

Vielleicht mag es dieser nicht oder jener, wenn kleine Echsen (Geckos) die Wände hoch flitzen, am Fenster lugen, in den kühlen Luftstrom des Wagenrad-Ventilators schleichen und dort unbeweglich auf Mücken oder Fliegen lauern, den glatten Bauch gegen die Decke gepresst. Draußen vor dem Fenster und unten im Hof bleibt es die Nacht über lebendig. Dabei lässt sich nicht genau sagen: hat da eben das Rattenmännchen dem Weibchen nachgepiffen oder war es doch weiter oben eine der echolotenden Fledermäuse? Gleichviel, wir klammern uns abwechselnd an die Dusche, lassen das sonnenwarme Wasser über den immer feuchten Körper rollen und jeder fällt vollgestopft mit neuen Eindrücken und noch mehr Phantasien klatschnass, nur mit dem rockähnlichen Sarong bekleidet, aufs Bett (das Bett ist bei Licht besehen eine schlichte Dunlopillo-Matratze, wie es auf dem Etikett heißt).

Wenn die Nachtschwüle sich dann allmählich zu stauen beginnt - oder waren es doch die Mosquitos? - entschließt sich immer wieder jemand von uns noch einmal aufzustehen, um ein paar Schritte auf den kleinen Balkon unseres Zimmers zu setzen. Wenn Bangkok übersetzt "Dorf im Pflaumenhain" bedeutet, so ist weder von Pflaumen noch von dem beschaulichen Hain etwas übrig geblieben. Unten im Hof leuchten vielmehr weiterhin die kleinen bunten Lichter eines Ahnentempels. Für den Bruchteil einer Sekunde entsteht die Assoziation an ein Hexenhäuschen im Harz, aber der Gedanke verliert sich sofort wieder in der tropischen Nacht dieses unendlich ausgebreiteten "Pflaumenhains".

Wie großflächig die Thais ihre Hauptstadt angelegt haben und wie wenig sich eigentlich erlaufen lässt, zeigt der nächste Morgen. Mit teuflischer Geschicklichkeit, dabei schnell und höflich zugleich, fegen die Taxis mit uns quer durch Gassen, gefüllt mit zerlumpten Handwerkern, die ihr Teakholz hobeln, vorbei an amerikanischer Leuchtreklame, über Holzbrücken, unter deren Bögen Sampas (Händlerboote) in traurig-fauliger Tunke schunkeln. Dann wieder große Prachtstraßen, Linksverkehr, Botschaftspaläste, quietschende Bremsen, schnelles Anfahren, Kolonialstil rechts, irgendein kleiner goldgesichtiger Buddha links, wieder ein Kanal, holprige Wege, Pfützen vom letzten Schauer (Regenzeit!). Dann wird es stiller, einige gepflegte Gärten, die Flagge schwarz-rot-gold, ein paar deutsche Automarken. "Warten Sie

bitte noch einen Moment! Der Herr Botschafter kann Sie leider nicht persönlich empfangen, Konferenz in Saigon, Sie verstehen". Natürlich verstehen wir. Schnell in die luftgekühlten Empfangsräume, hoffentlich reicht uns der Boy auch schnell etwas Kaltes. Gedämpft tauschen wir unsere bisherigen Eindrücke von diesem Land aus und warten gespannt, wer den Botschafter gleich vertreten wird.

Die Stadt selbst hatte uns schon ihre vielen Gesichter gezeigt. Die supermodernen Hotels, in die man als Europäer mit einer gewissen Selbstverständlichkeit Einzug hält, lässig in die Polster gedrückt, an einem Ort himmlischer Kühle. Sie verhehlt aber auch nicht kilometerlange Slums höchster Ordnung, entlang ekliger Schlammbrühen, die vom Monsun wahrscheinlich in schnell dahin brodelnde Wasserstraßen verwandelt werden. Die Mehrheit der Thais nimmt das Armuts-Extrem vielleicht kaum noch wahr, weil es so alltäglich geworden ist. Der Thai am obersten Ende der sozialen Skala sieht wohl noch konsequenter darüber hinweg, weil die Armutsfrage schon längst in die Tiefen des Unterbewusstseins verrutscht ist. Zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein eine gewaltige Fülle an Architektur, an Früchten, an Autos und Fahrzeugen, an chinesischen Speisen, an amerikanischen Getränken, an Menschen von unterschiedlichstem sozialem Rang und ethnischer Zugehörigkeit. Hauptsächlicher ethnischer Einfluß kommt offenbar von den Chinesen. Er hilft aber manchem Thai-Mädchen zu noch feineren Gesichtszügen, noch edlerer Haltung. Überhaupt fasziniert uns Männertruppe der Gang und die Haltung der thailändischen Weiblichkeit. Manch dunkler Fleck der Stadt wird daher durch die Anmut der Töchter des Landes überblendet. So etwa in den großen Markthallen, wo allerdings nicht größere Unordnung herrscht als in unseren heiligen Markthallen: nur, die Gerüche sind fremd, viele Waren möchte man gern betasten, an anderen gerne riechen. Lächelt man den Händler an oder die Händlerin, lächeln sie gerne mit dem ganzen Gesicht zurück. Keine Anti-pathie gegen den Weißen. Thailand war kein Kolonialland - Welch ein Glück! Thailand ist auch kein eigentliches Entwicklungsland. Wir sehen Nahrungsüberschüsse und sich langsam ausweitende Industrien. Doch darf man wohl nicht in den Norden hinauf, an die laotische Grenze, um nicht unwillkürlich einige Befürchtungen für Staat und Nation zu hegen. Ernst, der deutsche Entwicklungshelfer, den wir gestern zufällig getroffen hatten, lebt schon seit 10 Monaten einige km westlich Vientiane (wie die Franzosen die Stadt genannt hatten) bzw. Viang Chan, wie Ernst sagt, weil er den laotischen Namen vorzieht. Dort, unmittelbar am Mekong und der laotisch-thailändischen Grenze hilft er laotischen Bauern, ihren Reis effizienter anzubauen, organisiert Zement für ein kleines Wehr, schafft einen Pflug heran und erklärt ab und an, wohin denn die großen eisernen Vögel Richtung Nordosten fliegen, oder auch Richtung Südosten. Etwa so: Über eure beiden Nachbarländer streichen sie hinweg, spucken Gift und Feuer bis nach Saigon aus, lassen von der alten Kaiser-Festung in Hue nur noch Trümmer übrig und morgen früh seht ihr sie mit leeren Bäuchen zurückkehren. Hier oben kann man sich mit Hass gegen die Amerikaner aufladen, murmelt er in seinen Tee hinein ... Ernst war zwar kein Augenzeuge der Tet-Offensive von Ende Januar, aber er war schon im Land gewesen als der Vietcong unmittelbar nach der vietnamesischen Neujahrsnacht am 31. Januar bis in die US-Botschaft in Saigon vorgedrungen war. Wir erzählten Ernst, dass wir in Deutschland die Fernsehaufnahmen von der Rückeroberung dieses amerikanischen Symbols durch Marines und GIs beobachten konnten. Auch wie z.B. auf den Friedhöfen in Saigon die Gräber von amerikanischen Soldaten systematisch nach versteckten Waffen des Vietcong durchsucht wurden und wie immer mehr Berichte amerikanischer Kriegs-Korrespondenten einerseits die unglaublichen Grausamkeiten gegen die vietnamesische Zivilbevölkerung im Nord- wie im Südteil des Landes der Welt zeigten (Napalm!) und

wie die Agent-Orange-Attacken den tropischen Regenwald vernichteten und damit für jeden endgültigen Sieger dessen Existenzgrundlage auslöschen. Jeder wußte inzwischen, dass 500.000 außerordentlich junge US-Soldaten in Vietnam eingesetzt waren und jeden Tag mehr von ihnen als "body-bags" heim geflogen wurden, mit Zwischenstop in Frankfurt. In Deutschland, aber vor allem auch in den USA war die Stimmung in den Medien massiv gegen diesen Krieg gekippt. Ernst hatte seinerseits von dem spektakulären Anti-Vietnam-Kongreß im Februar im Audi-Max der TU in Berlin gehört. Wir brachten uns hier in Thailand gegenseitig auf den neuesten Stand über diese unsagbare Tragödie Vietnam. In den Kommentaren und der Gestik unseres Kollegen Ernst spiegelte sich inzwischen auch der ganze Hass und die Angst der Menschen in Thailand gegenüber den möglichen Folgen des Krieges auch für die Bevölkerung diesseits der Grenze. Ernst, der Entwicklungshelfer, kam später auch noch auf seinen eigentlichen Arbeitseinsatz zu sprechen und erzählt ein bisschen mehr über den Opium-Anbau und das Goldene Dreieck ein gutes Stück weiter nördlich, da wo sich Laos mit Thailand und Burma treffen. Dort würde er sehr gerne den Bauern eine Alternative zum Mohnanbau zeigen. Aber es ist lebensgefährlich und jeder rät ihm bisher ab, seine Nase zu tief in diesen Drogenhandel zu stecken. Er könnte schnell seine Nase dabei verlieren, oder mehr.

In den englisch schreibenden Zeitungen, die wir hier kaufen können, steht im Übrigen deutlich mehr über die Flugziele der Bomber, die über Ernst's Dörfer fliegen, als über Thailands Entwicklungen oder über den Drogenhandel. Vietnam gibt ganz unbestritten immer eine Schlagzeile her.

Wir selber hätten für jeden Thai Amis sein können. Und wenn wir auf die entsprechende Frage antworteten: we are from Germany, dann war da nur ein höfliches entschuldigendes Lächeln. Der Hinweis auf einen VW oder Mercedes verschafft schon mehr Erkenntnis. Jetzt, im gepflegten Botschaftsgarten machte uns allerdings die Stimme des Botschaftsrates ziemlich nachdenklich und klang später noch lange im Ohr nach: "In Saigon wird doch Berlin mitverteidigt. Denken Sie daran!" Feierlich hatte es geklungen, und so, als glaubte er seinen eigenen Worten.

(Fast 35 Jahre später verkündete ein deutscher Verteidigungsminister immer noch: "Deutschland wird doch am Hindukusch verteidigt. Denken Sie daran!" Ab wann darf eigentlich aus Erfahrung gelernt werden ?? Und wer verteidigt jetzt Deutschland, nachdem die Bundeswehr Mitte 2021 Afghanistan im Eilmarsch verlassen hat??).

Von Bangkok ging dann die große Bahnfahrt am Samstag, 16.15 h zunächst nach Westen, dann Hauptrichtig Süden. Fruchtbares Land, ordentliche Reisfelder, um die Dörfer herum abgeerntete Bananenstauden, von verstreuten Palmengruppen schimmern noch unreif grün die Kokosnüsse. Die meisten Wasserbüffel stehen malmend auf einem Reisfeld herum, streichen mit dem fetten schweren Bauch über den Grund, strecken dem pfeifenden Zug ihren massigen Hintern zu. Es bleibt lange Stunden flaches Land, weite Felder, gut unter Wasser, Bambussträucher, Pfahldörfer, die Menschen winken vom Dorf, wir aus dem Zug zurück. Auf den Bahnsteigen verkaufen kupferbraune Thais gekochten Reis und kleine gelbe Bananen, auch Limonade und Cola. Wir essen im Speisewagen, kaufen nur ab und an von den Kindern mit den dunklen, gar nicht geschäftsgierigen Augen ein paar Erdnüsse oder andere Schalenfrüchte ab. Nach Süden hin wandelt sich stellenweise die Gleichförmigkeit des Bildes, dann blinzelt man aus dem Halbschlaf auf, Gespräche wärmen sich wieder auf, einer schlenkert zur Dusche im nächsten Wagen. ...

Malaysia- Impressionen

... Draussen sind die Felder irgendwann nicht mehr ganz so akkurat bebaut. Im Osten ganz deutlich und immer näher ein langgestrecktes Kalksteinmassiv, von Regen und Erosion ausgefressene bizarre Formationen, Dschungel. Dann ist es sehr schnell Nacht, kein großartiger Sonnenuntergang. Viele Wolken am Himmel. Jeder schiebt seinem Gegenüber die Füße an die Seite, krümmt sich etwas zurecht und versucht, trotz Mosquitos zu schlafen. Zu dritt spielen wir später noch ein paar Stunden Skat, um in der dösen Nacht doch irgendwie müde zu werden. Tatsächlich ist es nicht mehr so drückend feucht und warm wie noch in Bangkok. Auch hilft der Fahrtwind etwas. Nach irgendwelchen Stunden hatte mich vielleicht ein Schnarcher von unserem Vormann Fritz geweckt. Jedenfalls öffneten sich meine Augen soweit, dass ich das Stations-schild lesen konnte, an dem wir gerade vorbeirollten. So ein märchenhafter Name wie Muang Prachuap Khilikhan. Ich habe ihn mir nur gemerkt, weil er auf unserer Thailand-Karte in etwa die engste Stelle des Landes markierte und wir bei Tageslicht wahrscheinlich die Berge im Westen gesehen hätten, die Grenze zum hermetisch verschlossenen Burma – wo seit der Unabhängigkeit ein Militärputsch den anderen abgelöst und bisher nur ein Name in das Ohr der Weltöffentlichkeit gedrungen war: U Thant, schon seit 1961 spielte er als dritter Generalsekretär der Vereinten Nationen eine wichtige Rolle in der Weltpolitik.*

* Erst Ende der 1980er Jahre hatte die Tochter einer bekannten Politikerfamilie die Weltöffentlichkeit so nachhaltig und mutig auf die autoritären Verhältnisse in ihrem Land aufmerksam gemacht, dass ihr 1991 der Friedensnobelpreis zugesprochen wurde. Ihr Name: **Aung San Suu Kyi**. Zur gleichen Zeit als Aung nur durch massive Wahlfälschungen der Militärs an der Übernahme der Präsidentschaft in Burma gehindert wurde, änderten 1989 eben diese Generäle den Namen des Vielvölkerstaates Burma in Pyidaungsu Thamada Myanmar Naing-Ngan-Daw („Union Myanmar“). Und während ich das jetzt (2021) niederschreibe, haben die Militärs wieder einmal geputsch und Aung wieder einmal verhaftet, wobei auch wochenlange Bürgerproteste von den Militärs brutal niedergeschlagen werden. Mit dem neuen US-Präsidenten Biden im Rücken formuliert auch die EU irgendeinen Protest...

Unser Zug rollte gemächlich weiter nach Süden und wir entfernten uns langsam immer weiter von der burmesischen Grenze. Nur soviel war sicher: Wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, hätte ich gerne den kleinen Umweg durch dieses geheimnisvolle Burma mit seinen goldenen Pagoden akzeptiert und wahrscheinlich hätte ich mich sogar für die berühmten Taubenblut-Rubine interessiert...

Am Sonntagabend gegen 20.00 h schleicht sich der Zug ins malayischen Butterworth ein, dem internationalen Bahnhof von Penang. Bis hierher waren die Eisenräder wohl gute 1200 km gerollt. Es war höchste Zeit, dass wir uns ein wenig die Beine vertragen. Bis zur Weiterfahrt nach Kuala Lumpur blieben uns 3 Stunden. Wir wollten nicht im Pulk durch die Einkaufsmeilen ziehen.

Ich lief zufällig direkt in einen Batikshop, schaute mir die Batik-Hemden an und der Verkäufer (wahrscheinlich der Besitzer) fragte lächelnd, welches Muster und welcher Schnitt und mit langem Arm, oder halben oder ganz kurzen. Er hatte ein Massband in der Hand, legte es gewaltfrei um meine Hüfte, taxierte kurz den Oberkörper und bot ein Batik-Hemd nach Mass an. Jetzt lächelte ich und zuckte etwas bedauernd die Schultern und sagte, dass unser Zug leider schon in 3 Stunden weiterfährt. Sein Lächeln öffnete sich noch weiter. „In 2 Stunden ist es fertig“. Er wollte nur eine kleine Anzahlung auf einen extrem niedrigen Preis. Für mich war es wie eine Wette gegen die

Zeit. Ich bestellte vom selben Schnitt zwei verschiedene Muster. Zwei Stunden später stand ich im Laden. Die Hemden hingen auf einem Bügel, passten wie angegossen, waren der modernste europäische Schnitt mit Kragenknöpfchen und 2 Brusttaschen. Ich hatte meine Wette gegen mich selbst verloren, trug dafür aber fasziniert meine Beute zum Zug und war noch Jahre später absolut begeistert von diesen Hemden und wie sie entstanden waren.

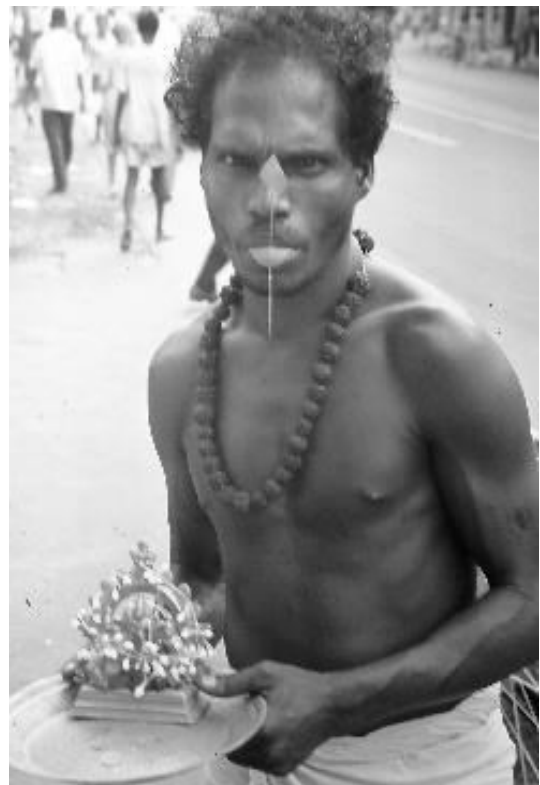
Man spricht viel von den asiatischen Tiger-Staaten, darunter Malaysia. Während unserer Reise war dieser Tiger noch nicht ausgewachsen, aber er zeigte schon deutlich sein gestreiftes Fell. Ausgewachsen war er dann als der malaysische Premierminister Mohammed Mahatir in den 90er Jahren die neue Hauptstadt Putrajaya – vergleichbar Brasilia – auf dem Reißbrett planen und bauen ließ. Wie meine Batik-Hemden wurde auch Putrajaya die business card der südostasiatischen Zukunft.

Wir fuhren derweil mit der malayischen Eisenbahn weiter Richtung Singapur, noch einmal gute 700 Kilometer. Die Malaien haben zwar noch drei Klassen, aber dafür Ventilatoren im Wagen. Wir belegten nach alter Väter Sitte sofort einen halben Wagen mit sämtlichen Gepäckstücken, so dass jeder eine Bank für sich hatte und die Füße bequem zum Fenster hinaus hängen konnte. Doch dann strömen in großen Mengen bunte Volksgruppen durch die Abteile, springen über die offenen Plattformen der Wagons, strecken Bettlerhände durchs Fenster und wir klauben mehr und mehr unsere Gepäckteile wieder zusammen, konzentrieren sie auf zwei kompakte Haufen. Je 2 von uns legen sich mit den Füßen quer über die Koffer, ein unübersehbarer Kontrast zu Thailand. Dort eine relativ homogene Bevölkerung, hier in Malaysia tiefschwarze Malaien, Inder, Chinesen und alle nur denkbaren Farbmischungen.

Penang mit beeindruckendem Multikulti-
Straßenbild

Während wir in ganz Bangkok nur einem Bettler begegnet sind, zwingen uns jetzt die braunen Arme auf jedem Bahnsteig zu katzenhafter Vorsicht. Und es liegen viele Bahnstationen auf dem Weg nach Kuala Lumpur. In unserem Reiseführer wird der Name der Stadt mit "Schlammige Flussmündung" übersetzt. Das kann nur bedeuten: jede Menge Moskitos. Gegen die Mücken habe ich mich eingesprayed, doch dann ziehen immer stärker völlig unbekannte Geruchswolken durch Türen und Fenster und durch das dickste Taschentuch vor der Nase. Es stinkt immer gottserbärmlicher. Sogar der Magen revoltiert dagegen. Wir wissen erst am nächsten Tag, dass dieser entsetzliche Mief nichts mit unseren Mitreisenden zu tun hatte (sorry), sondern von den Ananas großen Früchten stammte, den Durian, die so viele Leute mit sich herum schlepten. Wahrscheinlich ist jetzt Erntezeit.

In Kuala Lumpur sehe ich dann eine hervorragende Lösung, wie europäische moderne Architektur und die überkommene arabische sich über die Jahrzehnte weiterentwickeln:





Kuala Lumpur, Hauptbahnhof,
1968

Kuala Lumpur,
Hauptbahnhof,
2020



Am Ziel : Indonesien

... Einer aus der Gruppe
hatte einmal fallen lassen:
"Jakarta, die Hölle".

„Hölle“ schien uns anderen
übertrieben. Aber keiner

von uns drängte sich offenbar, in dieser Stadt zu bleiben. Dennoch, jeder wollte sie
wenigstens erst einmal in Augen-schein nehmen: das alte **Batavia** der Holländer. Der
uralte Siedlungsplatz an der Mündung des Ciliwung mit seinem Fischerhafen und den
offenen Abwasserkanälen, die trotz ihrer Trägheit immer noch so schnell abfließen,
dass der Gestank erträglich bleibt. Der alte Markt, die Chinesenquartiere, die Inves-
titionsruinen der "Entwicklungshilfe". Nach 4 Tagen waren die Erfahrungen mit dieser
Stadt so eindringlich, dass wir uns gut die noch viel übleren Zustände des alten,
fieberschwangeren holländischen Batavia in dumpfen Farben ausmalen konnten. Wir
hatten die Flotte der Frachtsegler und ihre Matrosen im alten Hafen beim Flicken der



Segel beobachtet und
auch die – vorsichtig
formuliert - schlichten
Lebensbedingungen
vieler Bewohner der
verslumten Vorstädte.
Wir hatten das Gefühl,
die prallen Widersprü-
che eines „Entwick-
lungslandes“ hautnah
erfasst zu haben.....

Batavia – 1968: Fischer
flicken Netze und....

..... Baden nach der Arbeit
im Abwasserkanal

Es lässt sich allerdings noch kurz erwähnen: im Stadtmuseum der Altstadt Jakartas lagen zwischen verstaubtem holländischem Mobiliar des 18./19. Jahrhunderts Bilder und Stiche, die auch schon damals China-senpogrome festhielten.

Manchem Antiquar müsste das Herz bluten, wenn er die wirklich antiken Naturholzmöbel (besonders die Vitrinen aus chinesischem Kirschholz mit Intarsien versetzt) sähe, zu schweigen von gestochenen Land- und Seekarten, für die die indonesischen Besucher anscheinend nur wenig Begeisterung entwickeln konnten). Wie böse

Ironie nimmt es sich aus, wenn unter einem Schauglas harmlos vereint niederländisch-indische Silberdukaten neben Banknoten mit und ohne Sukarno-Aufdruck liegen. Denn nicht einmal die billige Leichtmetallwährung der DDR bringt Indonesiens Notenbank wegen der instabilen Währung zuwege, von Silbermünzen ganz zu schweigen - nur noch simples Papiergeld auch für die kleinsten Rupiah-Werte. Erst im Dezember 1965 war die aktuelle indonesische Rupiah 1000 : 1 abgewertet worden.



So verwundert es zunächst, dass schon von niedrig chargierten Beamten gute europäische oder amerikanische Autos gefahren werden. Aber der allergeringste Anteil am Lohn wird in Rupiah ausgezahlt. Ihre Dienststempel und Bescheide lassen sie sich in wertbeständigen Sachleistungen oder Devisen entgelten. ...

Um den langen Weg verstehen zu können, den die Menschen auf ihren 13.000 Inseln über 3.000 Jahre gegangen waren, um in diesem Jakarta anzukommen, hatte jeder von uns viel gelesen. Und dennoch fand ich viele Jahre später immer noch eine weitere, sehr akzeptable, kompakte Zusammenfassung der zwei ganz entscheidenden Punkte in der indonesischen Geschichte: größtes Inselreich unserer Welt und als solches über Jahrhunderte als Rohstofflieferant im Fokus europäischer Interessen.²

Im größten Inselstaat der Welt

Jetzt, an Ort und Stelle, rufen wir uns bei unserem vorläufig letzten gemeinsamen Treffen noch einmal die wichtigsten Grunddaten des Gastlandes ins Gedächtnis. Denn jeder muß und möchte nach dieser kurzen Eingewöhnung in Jakarta seine jeweilige Gastfamilie aufsuchen – und nicht allzu dumm dastehen. Fritz, unser Sprecher, beginnt, legt eine Karte auf den Tisch, die wir natürlich alle im Kopf haben. Aber es ist dennoch gut, sich dieses völlig zerfledderte Land noch einmal vor Augen zu führen, das Land, das alles, nur keine Einheit darstellt.

² Franz Aßhauer: Indonesien - Exotisches Inselreich am Äquator (<http://www.linnemann-publishers.com/de/reisebericht/indonesien.php>)



Mir schoss in dem Augenblick durch den Kopf, dass wir in Deutschland auch so ein Flickenteppich waren bevor Bismarck mit seinen Tricks ein Deutsches Reich mit Kaiser Wilhelm vornedran zuwege brachte. Findet sich in Indonesien ein solcher Bismarck? Auf einen kriegslüsteren Kaiser sollten die Insulaner dabei besser verzichten.... Fritz erinnerte also an diesen indonesischen Archipel mit weit über 13.000 Inseln und Inselchen. Sie verteilen sich beiderseits des Äquators zwischen dem Indischen Ozean, dem asiatischen Kontinent und Australien. Auch gut vorbereitete deutsche Studenten können gerade einmal die Großen Sunda-Inseln mit Borneo, Sumatra, Java und Sulawesi von den Kleinen Sunda-Inseln abgrenzen mit Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Sumba und Timor. Dann gibt es noch die Molukken und schließlich Irian Jaya, den Westteil Neuguineas, der erst im Jahre 1969 endgültig Indonesien eingegliedert wurde. Jede der Inseln ist geprägt durch ihre eigene Geographie, oft durch eigenes Mikroklima und natürlich durch die unterschiedliche Biodiversität und unterschiedliche Ethnien, die das Landschaftsbild ihrer jeweiligen Insel wiederum unterschiedlich nutzen und gestalten. Von über dreihundert Vulkanen sind deutlich über 100 prinzipiell aktiv. Unser Historiker brummte „pazifischer Feuerring“ dazwischen.

Aber er brummte gerne und eigentlich immer und zu jedem indonesischen Detail irgendetwas dazwischen. Wir hatten inzwischen den Eindruck, dass er in Wirklichkeit ein wiedergeborener indonesischer Ureinwohner war. Vielleicht kam das aber auch daher, dass sein rötliches dünnes Haupthaar immer irgendwie an einen Orang Utan erinnerte. Fritz, unser Orang-Fachmann, schloß auch prompt seinen Beitrag mit dem Foto eines eingesperrten Orang und dem Appell an uns, bei späteren Rundreisen über die Inseln so oft es ginge, die mörderische Verfolgung der Menschenaffen und die Zerstörung ihrer Lebensräume kritisch anzusprechen.

vor allem dagegen wollte ASA-Freund Fritz im Zoo von Jakarta wie auch in Deutschland angehen

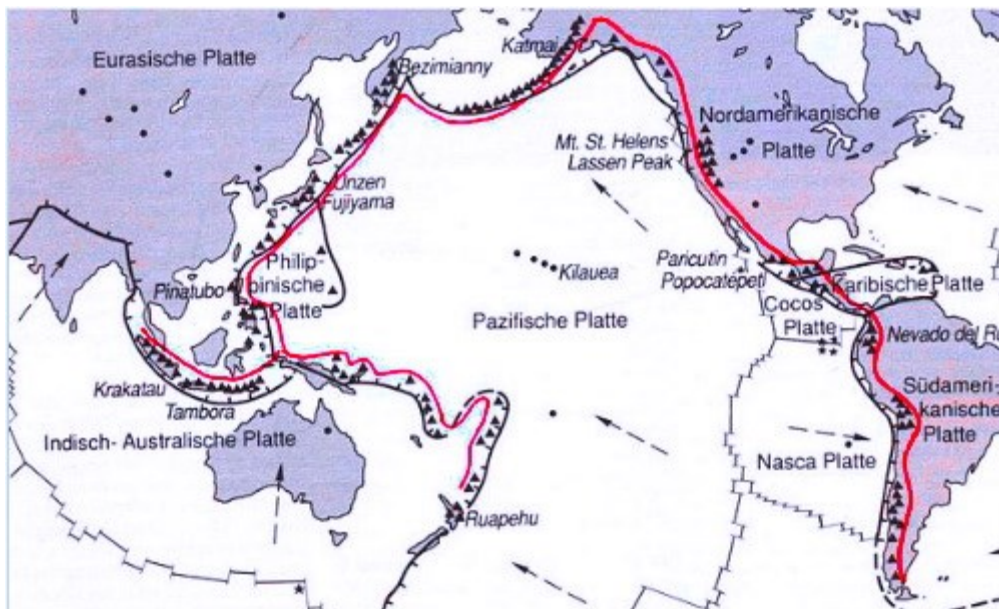
Fritz selber hatte ja seinen ASA-Platz zunächst im Zoo von Jakarta angestrebt, um dort die Haltingsbedingungen der Orangs zugunsten von Freigehegen zu beeinflussen. Darüber hatte er die ganze Gruppe ausführlich unterrichtet während



der langen Bahnfahrt durch Thailand. Eigentlich hatte Fritz uns mit seinem Enthusiasmus für die Orang Utans, die „Waldmenschen“, schon zu Fachleuten für diese unsere Verwandten geformt. Aber kurz vor der großen Reise hatte er noch Kontakt zum Orang Utan Reservat in West-Java, in Bogor, aufnehmen können. Dieser regenreichste Ort Indonesiens hatte für Fritz nichts Abschreckendes. Als ich Fritz einige Wochen später in Bogor besuchte, war seine Begeisterung für diesen ASA-Platz (echter **A**rbeits- und **S**tudien **A**ufenthalt) noch größer geworden. Nicht nur, dass er alle die großen und kleinen Orangs mit Namen kannte (und sie offenbar auch ihn). Fritz begeisterte sich ganz besonders für das Freigehege-Prinzip, das er ständig mit dem Käfig-Prinzip der deutschen Tiergärten verglich.

Ein bisschen Geschichte muß sein

Unser Fachmann für den pazifischen Feuerring hatte in seinen 10 Minuten eine schlichte, aber sehr beeindruckende Karte des Feuerrings vorgelegt.



*pazifischer
Feuerring
zwischen
Indonesien
und Peru*

Zum Glück
ließ der
aktivste
Vulkan
Merapi
während
unserer
Monate nur
seine weiße

Fahne flattern. Wir nahmen das als Friedenszeichen. Im Vortrag fielen aber auch so häßliche Begriffe, wie Tsunamie. Für jeden Inselstaat eine Mega-Katastrophe. Auch vor dieser Erfahrung blieben wir verschont. Viele Jahre später fand ich die Karte in den alten Unterlagen wieder, und zwar als ich selber auf der gegenüberliegenden Seite von Java lebte, in Peru und vor allem in Chile mit seinen 200 (sehr ästhetischen) aktiven Vulkanen. In Chile sammelten wir jede Woche kleinere Erschütterungen, weil sich Nasca-Platte und Südamerikanische Platte ständig aneinander reiben.

Mein eigenes Stichwort in unserer Sensibilisierungsrunde hieß: **Indonesiens jüngere Sozial- und Wirtschaftsgeschichte**. Ich wollte dabei nicht zurückgehen bis zur Entstehung des Feuerrings. Aber immerhin zurück bis zu den ersten Fremden, die sich auf den Inseln einfanden. Das waren vor 2000 Jahren indische Seefahrer und Kaufleute vom Typ der deutschen Hanse. Sie wußten wohl nichts vom Feuerring. Sie verbreiteten die ersten indischen Kulturelemente an den Küsten der großen Inseln. Mit den Handelsbeziehungen kamen auch die religiösen Einflüsse. Abgesichert wurde alles durch den Einfluss indischer Gelehrter. Dabei entstanden damit schon sehr früh zahlreiche Fürstentümer. Zunächst konnte sich der Hinduismus, dann auch vom 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr. der Buddhismus auf Sumatra und Java ausbreiten. Im 15. Jahrhundert folgte die Islamisierung auf diesen beiden Inseln.

Im Jahre 1498 hatte Vasco da Gama den Seeweg um Afrika herum gefunden, und schon bald tauchten portugiesische Schiffe an den Küsten und Handelsplätzen des Archipels auf. Die Holländer folgten den Portugiesen 100 Jahre später und verdrängten die Südeuropäer vor allem von den lukrativen Gewürzinseln (Molukken). Entsprechend gründeten die Holländer schon 1610 den Handelshafen Batavia, dessen vage Überbleibsel wir uns 2 Tage zuvor angeschaut hatten. Holländische Kaufleute hatten zuvor (1602) die "Vereinigte Ostindische Compagnie" (VOC) gegründet. Ihr Vorbild war die brandneue britische East India Company gewesen (eine etwas elegantere Form von Freibeuter-Freibrief der englischen Königin für eine Handvoll britischer Großunternehmer). Überall, wo sich Fürsten und Bevölkerung jetzt gegen die holländische Fremdherrschaft wehrten, griff die VOC mit rücksichtsloser Härte durch. Einhundertachtzig Jahre später, kurz vor der Französischen Revolution, löste sich die VOC 1782 auf. Misswirtschaft und Korruption hatten sie geschwächt, zudem verlor sie im Krieg gegen die Engländer die meisten ihrer Schiffe. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts übernahm die niederländische Krone die überseeischen Besitzungen. Auch der 2. Weltkrieg ging nicht spurlos an Indonesien vorbei. Im März 1942 kapitulierte Holland bedingungslos vor den Japanern, die den gesamten Archipel besetzten. Zuletzt war also fast 350 Jahre lang der niederländische Einfluss auf die diversen Fürstentümer und die Rohstoffexporte von den indonesischen Inseln maßgeblich gewesen. Nach dem Zweiten Weltkrieg starteten die japanische Unternehmer und ihre Regierungen eine kolossale Rohstoffjagd, die bei den malayischen und indonesischen Regenwäldern ihren Ausgang nahm, dann übrigens schnell nach Brasilien, Chile und auf andere Länder übergriff. Heute (2021) hat die neue asiatische Großmacht – China – den globalen Raubbau noch einmal enorm gesteigert und verhält sich nicht anders als die bösen westlichen Imperialisten, die das sozialistische China früher so gern an den Pranger stellte. Vor allem dieser letzte Punkt hatte mich bei unserer letzten gemeinsamen Runde noch mehr davon überzeugt, dass ich irgendwann während unseres Aufenthalts in Indonesien die Regenwaldgebiete, die so massiv durch Ölpalmenwälder ersetzt werden, selber aufsuchen wollte, um mir von den immer wieder berichteten Ausmaßen selber ein Bild zu machen.

Bandung und seine Luxus-Gastfreundschaft

(Brief-Auszug:)

Jürgen, unser Jurist und ich werden endlich Jakarta hinter uns lassen. Unsere gemeinsame Gastfamilie wohnt in Bandung. 4 Stunden rollt die Eisenbahn mit uns bergauf, in kurvenreicher Strecke über größtenteils holländische Schmalspurgleise. Die leichte Jakarta-Depression löste sich proportional zur Entfernung von der Hauptstadt auf. Während wir in der ersten halben Stunde immer wieder an einem elenden Holzhaufen nach dem anderen vorüber schleichen (von Dörfern zu reden wäre maßlos übertrieben), entfaltete sich dann sehr rasch ein tolles landschaftliches Bild. Kunstvoll angelegte Bergterrassen, große Zitrusbäume, Kokos- und Ölpalmen, immer wieder Bananenstauden und Bambus zeigten genau die javanische Landschaft, wie sie uns bisher nur von Fotos und Gemälden vertraut war. Wenn sich in jeder neuen Wegkehre immer neue Naturgemälde auftun, übersieht man großmütig kleinere Misslichkeiten, wie etwa die Fahrkartenkontrolle: Ein Schaffner verschafft sich Respekt durch die ihn begleitenden Soldaten. Oder: die Passagiere müssen an ihrem eigentlichen Zielbahnhof an einer Bergstrecke schon mal aus dem weiterrollenden Zug abspringen, weil die Lok gerade so schön rund läuft und erst später auf ebener Strecke abzubremsen

wagt, um dann wieder anfahren zu können...



Java: Reisterrassen
wie ein Gemälde

Dieses Ab- und Besteigen des Zuges könnte man vielleicht als eine Art Volkssport ansehen, wenn es nicht gelegentlich ein paar Beine kosten würde. Gleichviel: Bandung kommt immer näher....

Dabei übersehen wir keineswegs die Menschen am Rande der Strecke. Uns grüßen mit offenem Gesicht

die Mädchen auf dem Reisfeld – allerdings immer im Blickfeld der Mutter im Hintergrund.



Reisernterinnen und Brennholzträger

Barfuß sind die Brennholzträger unterwegs; schleppen im täglichen langen Fußmarsch ihr gehacktes Holz in die Häuser und Restaurants hinauf ins hoch gelegene Bandung, wohl auch in unser zukünftiges Zuhause. Wir „trösten“ uns mit dem Gedanken, dass diese Holzträger sicherlich gesünder arbeiten als ihre Handlanger-Kollegen in den stickigen slums von Jakarta.

Noch nicht richtig aus dem Zug ausgestiegen findet schon der erste Überfall statt: Eine Armee von Betschak-Fahrern brandet uns entgegen. Zwei Europäer auf einen Schlag, da witterte mancher der armen Kerle hier einen Wochenverdienst auf einen Schlag.

*Bahnhof und Schienen :
auch ein demokratischer
Tummelplatz für alle*

*Tatsächlich muss ich gleich
vorweg sagen:*

*Wir „Langnasen“ haben in der
Stadt der afro-asiatischen
Konferenz von Bandung (1955)
eine ausserordentlich herz-
liche und hervorragende Auf-
nahme gefunden. Hervor-
ragend nicht nur geografisch -
das Haus, in dem ich (wir)
selber untergekommen bin,
liegt ziemlich am Kopf eines*



*der vielen Hügel, die Bandung umschliessen. Hervorragend vor allem im sozialen Sinn.
Wir können uns nur beglückwünschen. Alles in diesem Haus war von Anfang an uns
gegenüber offen und entspannt.*

*Villa Kasoem in
Bandung, unsere
„Herberge“*

Unsere Ibu (Mut-
ter) ist Gattin
eines geschäft-
lich stark prosper-
ierenden Brillen-
Fabrikanten. Er
schwört auf Ro-
denstock und da-
mit auf Deutsch-
land. Wir sind
hier in Herrn
Kasoem einem



der wenigen unabhängigen und dabei wohl auch noch politisch integren
Unternehmertypen begegnet, die es zur Zeit im Lande gibt. Normal ist, dass jeder, der
als Geschäftsmann prosperieren will, eifrige Kontakte pflegt mit der Bürokratie und der
sie lenkenden Armeeführung.

Soweit wir bisher über deutsche Familien erfahren haben, geht unserem Gastgeber
nicht nur solcher opportunistischer Pragmatismus ab. Vielmehr hat er als Mohamme-
daner eine Reihe islamischer Lebensregeln in die Praxis umgesetzt. Er unterstützt
örtliche Studentenverbände, unterhält als Brillenfabrikant eigene augenoptische Test-
einrichtungen, die weitaus verlässlichere Daten liefern als die üblichen ärztliche Be-
scheinigungen und nicht selten überlässt er einem seiner unbemittelten Landsleute
die erforderlichen Augengläser kostenlos. Diese Informationen sind zwar alle aus 2.
Hand, aber dennoch Seine erste persönliche Reaktion uns gegenüber sollte sich
am 2. Tag zeigen. Da sollte der Herr des Hauses von einer Reise zurückkehren. Er

würde mit leichter Überraschung feststellen, dass einer der Schlafräume von zwei langnasigen Burschen aus Deutschland besetzt wurde (so, wie Asiaten uns eben sehen).

*Kasoem-Tochter Lily,
im vollen
Bewusstsein aller
ihrer Reichtümer*



Den ganzen vor-
züglichen Em-
pfang und bis-
herigen günstigen
Eindruck von
dieser heimlichen
Hauptstadt Indo-
nesiens haben wir
letztlich einem

jungen deutschen Professor zu verdanken, der sich seit 16 Jahren im Lande bewegt, sich im öffentlichen Bereich der Stadt eine ausgezeichnete Position aufgebaut hat und uns von seinen weitreichenden Beziehungen freigiebig profitieren lässt. Dieser Professor Holz hatte uns zu-nächst einer deutschen Familie vermittelt, die uns dann schnell und zufriedenstellend an Kasoems weiterreichte.

Bali zur Vertiefung unserer Landeskennntnisse

Das ASA-Programm, wie es Mitte der 1960er Jahre konzipiert war, ruhte auf 3 Säulen: Mitarbeit in einem Projekt im Gastland; studentische Beteiligung an Aktivitäten von Universitäten im Gastland; Zusammenleben mit Einheimischen (Gastfamilie), um das Gastland möglichst „von innen“ her kennenzulernen.³

Mit diesem Programmverständnis hatten wir uns alle beworben und waren nach Indonesien ausgereist. Die Praxis wich auch in unserem Fall von der Theorie um einige Grad ab, auch bei mir selbst. Dennoch würde ich sagen, dass der Leitgedanke, konkret in eine andere kulturelle Wirklichkeit einzutauchen, um zum Nord-Süd- oder Süd-Nord-Dialog befähigt zu sein, dass dieses übergreifende Ziel sowohl im Fall Indonesien erreicht wurde als auch 1970, als ich ein zweites Mal mit dem ASA-Programm ausreiste (Venezuela, 1972).

³ Selbstaussage des **ASA-Programms 2019**:

„1960 reisten zehn Studierende in den Sudan, um dort zu arbeiten und zu studieren. Sie organisierten und finanzierten die Reise selbst und begründeten damit das ASA-Programm. In den Folgejahren stieg die Zahl der teilnehmenden Studierenden auf 70 bis 80 jährlich. Das Programm wurde anfangs durch Eigenmittel der Studierenden, Arbeitsleistungen auf deutschen Baustellen in den Gastländern, Spenden der Wirtschaft und durch öffentliche Zuwendungen finanziert. Damals war ASA die Abkürzung für "Arbeits- und Studienaufenthalte". Heute geht ASA weit über die ursprüngliche Bedeutung hinaus. Die Auslandspraktika sind nach wie vor ein zentraler Teil des ASA-Programms, doch inzwischen sind die mehrtägigen Seminare sowie die Reflexion des eigenen Lernprozesses genauso wichtig. Als dynamische Werkstatt Globalen Lernens vermittelt das ASA-Programm jungen Menschen Wissen über weltweite Zusammenhänge, fördert internationalen Austausch und zeigt Möglichkeiten auf, sich nachhaltig für eine global vernetzte Welt zu engagieren.“

Unser Mediziner und unser Volkswirt hatten sich - mit teils weinendem Auge – doch für Jakarta entschieden. Es hat dann unseren Psychologen etwas später nicht viel Mühe gekostet, die ganze Gruppe davon zu überzeugen, gemeinsam 1 Woche nach Bali zu ziehen, um dort die bisherigen Erfahrungen auszuwerten und ein bisschen Gruppendynamik einzuüben. Er hatte auch die Kontakte, um eine Hütte auf der Westseite der Insel, direkt am Strand, zu mieten. Sie war groß genug für 6 Schlafstätten und eine kleine Küche. Am wichtigsten erwies sich allerdings die überdachte Holzveranda, unser Wohnzimmer und gemeinsamer Arbeitsplatz und die Plattform für ausgiebige Siestas. Und so lief denn schon am ersten Tag, bzw. gerade am ersten Tag jeder mit rot verbranntem Rücken ganz schnell aus dem türkisfarbigen Wasser in den Schatten unserer Hütte und hoffte, dass die Sonnencreme auch ex-post helfen möge. Von da an stiegen alle nur noch mit T-Shirt und Tauchermaske ins Meer und versuchten, möglichst lange unter Wasser zu bleiben. Schließlich lohnte sich die Bali-Unterwasserwelt ganz außerordentlich. In späteren Jahren kam ich nur noch dreimal an derart märchenhafte Südseestrände: an der Karibik-Küste in meinem kolumbianischen Umweltprojekt, in Haiti sowie vor allem zusammen mit Miriam und Dani am australischen Great Barrier Reef noch bevor das Massensterben der Korallen dort eingesetzt hatte. Jetzt schwelgten wir also am balinesischen Strand und wanderten zwischendurch zu Fuß zu dem einen oder anderen Dorf. Mir selber hatte es ein – sagen wir – Künstlerdorf besonders angetan, Ubud. Ubud mit seinen 2 Straßen in Nord-Süd-Richtung und 3 in Ost-West-Richtung war schon vor einem halben Jahrhundert von europäischen Malern entdeckt worden. Zwei kleine Museen belegten das. Aber für uns waren natürlich die einheimischen Künste die wesentliche Attraktion. Sie sind Teil der hinduistischen Kultur Indonesiens, im Gegensatz zur islamischen Hauptströmung auf Java. Das ist übrigens eines der lobenswerten Relikte der Kolonialzeit. Denn seit 1900 war Ubud sozusagen holländisches Sonderprotektorat und behielt dadurch gerade für die Künste erhebliche Freiräume, die eigenen Insel-Traditionen zu bewahren. Eine Anreise nach Ubud hatten wir zu dritt mit Autostop versucht. Von unserem Ort Negara an Balis Westküste hatten wir zunächst etliche Kilometer laufen müssen, dann hielt ein kleiner Transporter mit offener Ladefläche. Wir waren nicht die ersten, die hochkletterten. Es war eigentlich der örtliche Omnibus, jeder musste ein paar Rupiah zahlen. Der „Bus“ nahm allerdings nicht den direkten Weg nach Ubud, sondern schlängelte sich über die Vulkan-Hänge und hatte als Endziel den Vulkan Batur auf der Ostseite. Uns war es recht, wir wollten ja etwas sehen vom schönen Bali. Die pick-up-Tour zog sich schon 2 oder 3 Stunden hin, wir hatten die malerischen Reisterrassen ausgiebig bewundern können und den einen und anderen Tempel und die hölzernen, bemalten Herrenhäuser („Paläste“). Wir hatten einen kleinen Paß überwunden und rollten wieder auf eine Bilderbuchlandschaft zu. Der „Bus“ wurde auf der schmalen, abschüssigen Straße immer schneller, deutlich zu schnell. Die Mitreisenden erwachten aus dem Halbschlaf, fingen an, den Fahrer anzuschreien. Es war klar, dass der keine Gewalt mehr über seine Bremsen hatte. Neben uns brach Hektik aus, zwei Männer stiegen auf die Laderampe, um abzuspringen. Wir waren noch unentschlossen. Aber der Wagen wurde nur schneller, sonst nichts. Und dann knallte er unvermittelt gegen die Vulkanfelsen auf der einen Seite. Die zwei Männer brauchten nicht mehr zu springen, sie flogen im hohen Bogen vom Wagen. Jürgen hatte Glück, er hatte sich an die Fahrerkabine gekrallt. Zwei Mädchen flogen gegen ihn und blieben deswegen auch oben auf dem Wagen. Alle anderen rutschten, kullerten, segelten auf den Weg und in die Büsche. Das Wunder: Keine ernsthaften Verletzungen. Irgendein Hindugott hatte uns beschützt. Der „Bus“ war allerdings nicht mehr einsatzfähig. Entweder war die Bremsleitung gerissen oder die Bremsbeläge hatten sich still und heimlich aufgelöst. Wir kamen dennoch bis

Ubud – allerdings sehr spät in der Nacht. Für mich wurde dieser Ubud-Besuch dann letztlich sogar noch eine sehr schöne Erfolgsgeschichte. Ich traf auf einen Maler (vielleicht nur Händler von Bildern und Skulpturen, wer weiß das schon?). Er zeigte mir ein etwa 3 Meter langes und etwa 40 cm breites Ölbild, das er aus-einander rollte und dabei Szenen aus dem **hinduistischen Ramajana - Epos** erklärte. Wir handelten nicht ernsthaft. Er erkundigte sich im Gespräch nach unserer Bleibe. Am nächsten Morgen spazierte er mit einer Handvoll Bilder und ein paar Holzfiguren an unserem Strand entlang. Diesmal dauerte das Gespräch etwas länger. Mir gefiel das Gemälde sehr. Aber der Preis...?

In den folgenden vier Morgenstunden wiederholte sich unsere sehr entspannte Sitzung am Strand. Ich zeigte unverhohlen meine Begeisterung für das Gemälde und am Ende hatten wir auch den Preis gefunden, der beide zufrieden stellte – denke ich.



Ramajana-Epos: Öl auf Leinwand (Ausschnitt)

Java und noch mehr Landes-Erkenntnisse

(Brief-Auszug:)

Die Knie angezogen, rechtwinklig zum Bauch, den Rücken schräg gegen das Kopfende des Bettes, den Kopf selber weich von einem französischen Kissen abgestützt - so schreibe ich euch und sehe die Dinge im Augenblick alle etwas feucht. Dies aus zweierlei Gründen, die wiederum einander berühren:

Zum einen hat sich die bleierne Trägheit der allgemeinen Mittagsruhe diktatorisch ausgebreitet.

Man pflegt ihrer hier gewöhnlich zwischen 13 und 16-16.30 h. Mittagsruhe heißt dann aber auch: Niemand ist mehr zu sprechen. Es ist einfach gegen die primitivsten Gesellschaftsregeln, irgend jemanden vor 17 Uhr aufzusuchen, weil man nur auf einen Pyjama-geschützten, grämlich schlurfenden Menschen stoßen würde. Also horche auch ich, meine ganzen 150 halben Kilo ausgebreitet, an der Matratze bis der erste tropische Schauer energisch ans Fenster klopft und es für heute endlich vorbei ist mit der schönen Siesta.

Ehrlich gesagt herrscht bei mir ein bisschen Ärger über den "verlorenen Tag" oder den Halbschlaf, den ich gar nicht will, während sich draußen der grüne Vorgarten immer rascher in einen See verwandelt. Dabei ist die Regenzeit gewöhnlich erst im September

auf Java zu erwarten, doch bis dahin ist es noch eine Weile und manches Neue wird sich hoffentlich in Vertrautes verwandeln.

Mit meinem Deutschunterricht ist es in Bandung ebenso wenig etwas geworden wie mit einem Arbeitsplatz in der Stadtverwaltung für unseren Juristen Jürgen. Wir beide beehren immer noch die Kasoem-Familie und verstehen uns weiterhin bestens mit unseren Gastgebern. Mit dem Job wurde es deshalb nichts, weil die Spannungen zwischen den Deutschen in Jakarta und denen hier in Bandung irgendwie dazwischen kamen; weil in Bandung die deutsche Kolonie sich um den Konsul scharrt, in Jakarta aber die Deutschen Botschaftsmitarbeiter hocken und die Empfehlungen der Bandunger zu unseren Ungunsten abgeblockt haben. Warum, weshalb?? Um diesen Grabenkrieg zwischen Teilen der deutschen Kolonie zu verstehen, müssen wir wohl etwas tiefer in die Geschichte der deutschen Kolonie eintauchen. Aber wer öffnet uns sein Archiv? Kasoems können an der Stelle nicht viel helfen..... Herr Kasoem hat unser Dilemma natürlich mitbekommen. Aber er zeigt sich völlig entspannt und hat schon mehrfach angeboten, dass Jürgen und ich problemlos bis ans Ende unserer ASA-Zeit bei ihm wohnen bleiben können. Er scheint sich auf jedes einzelnen Gespräch, das sich so ergibt, zu freuen

Fakt ist, dass die Deutsche Schule in Bandung geschlossen wurde, und zwar erst etwa eine Woche vor unserer Ankunft. Das ist natürlich vor allem ein merkwürdiges Signal der deutschen Kultur- und Außenpolitik an die indonesische Regierung und Gesellschaft. Mich persönlich macht es insofern nicht wirklich glücklich, als ich mich auf die Mitarbeit in der Deutschen Schule eingerichtet und auch gefreut hatte. Durch dieses Loch im Programm könnten sich meine Tage in nächster Zeit wie Kaugummi dahin ziehen. Natürlich kann man sich immer selber mit Arbeit versorgen, aber es ist doch gut, wenn da ein gewisser Kern besteht, an den sich alles Übrige anlagern läßt. Was Fritz in Bogor an Aktivitäten entwickeln kann, war auch ungefähr meine Vorstellung von ASA. Ich werde jetzt versuchen, die diversen Kontakte auszubeuten, die sich immer mit Unterstützung unseres Haus-vaters und seiner Sesam-Öffne-Dich Fähigkeiten bieten. Da gibt es eine Lektorin an der Universität Bandung, die mein Kärtchen mit Interesse entgegen genommen hat. Ebenso die stellvertretende Erziehungsministerin für Westjava sowie ein Deutschdozent an einer der Unis. Da ich jetzt wahrscheinlich nicht selber Deutsch unterrichten werde, habe ich mich so hinreichend mit Fragen zur indonesischen Bildungspolitik vollgesaugt, mit denen ich den Leuten wohl wochenlang auf den Nerv gehen werde.

Nur über Herrn Kasoem konnte ich übrigens endlich auch eine ganz bestimmte Neugier befriedigen. Ich wollte immer mal an die Militärs heran kommen, um ein Gefühl für diesen wichtigsten politischen Faktor in diesem Land zu entwickeln. Als Wehrdienstverweigerer wahrt man da ja so seine natürliche Distanz. Der erste Kontakt zur Armee erwies sich als fruchtbar, nicht in dem Sinne, dass wir etwa über die entwicklungspolitische Rolle oder die Bedeutung der Militärs für die innere Stabilität der Gesellschaft hätten sprechen können. Aber ein General erlaubte sich und einigen seiner Untergebenen, uns deutschen Studenten gegenüber ein ausgesprochen gesellschaftsoffenes Bild von den Streitkräften zu vermitteln. Wir bekamen einen Jeep mit Chauffeur für einen Trip in die vulkanischen Berge zur Verfügung gestellt.

Nach außen läßt sich das eleganter aus-drücken: die Armee half uns bei der Vertiefung unserer Landeskenntnisse.

Allerdings hatten wir nicht nur wegen der Hitze Schweißperlen auf der Stirn. Denn unser uniformierter Berufsfahrer zeichnete sich schon durch sehr eigene Qualitäten aus: an jeder Kurve der Bergstrasse trampelte er verwegen auf dem Gaspedal und dem Bremspedal herum und blubblubb stand der Wagen. Schnell einer raus, Steine hinter

die Räder geworfen, sonst wäre die ganze Mannschaft womöglich in herrlicher Schussfahrt in einen der vulkanischen Abgründe gesegelt. Wir hatten schließlich unsere Bali-Erfahrung.

*mit hilfreichen Militärs und gelegentlicher
Panne auf Exkursion in Java, 1968*

Der Ausflug mit militärischer Unterstützung war eindrucksvoll gewesen, auch wenn wir mehr auf das Auto, den Fahrer und die Straße geachtet hatten als auf die an sich sehr spannende Umgebung der teilweise aktiven Vulkane.

"Zu Hause", bei Kasoems, mußten wir alles erzählen. Und da Ibu (unsere indonesische Mama) eine sehr einfühlsame Frau war, hatte sie unser Interesse an Land und Leuten und deren Vielfalt sehr schnell erkannt – und freute sich ganz offensichtlich darüber. Denn es folgte bald ihre Einladung zu einer erneuten Landerkundungsreise



Von Vulkanen, Gamelan und Batik

Auf 1500 Meter in Zentral-Java ist man sehr weit weg von den trägen Abwasserkanälen Jakartas. Man ist aber auch weit weg von Kokospalmenwedeln, die immer das Grün für den Farbfilm liefern. Der Reisanbau hat stark nachgelassen, die eindrucksvoll schlanken Bambusbüsche - oft zu ganzen Wäldern ausgewachsen - haben sich deutlich gemauert. Verschiedene Fichtenarten überziehen stattdessen die Vulkanhänge und wo das Auge die weitgedehnten oder terrassierten Reisfelder schon nicht mehr bewusst wahrnahm, schaut man hier oben an den Hängen der zahllosen Vulkane wieder aufmerksam auf das neue Bild aus Kaffeesträucher und Tabakstauden, Weiskohl und Schlangengurken, Bergbananen und Kürbis.

*Wir sind eigentlich nur zufällig in diesen Bergflecken Kopeng geraten. Ein Nest aus einem Dutzend Bambus geflochtener Häuser, wo zum Wohnzimmerfenster eine Ziege herausmeckert, während durch die Eingangspforte der Hausherr dem jüngsten Frischling nachjagt. Die Frauen toben sich derweil auf den Tabakterrassen aus oder balancieren in 25 cm dicken Bambusröhren Trinkwasser vom Dorfquell zur Küche. Sobald der fremde "Tuan" (Herr) ihnen irgend ein Wort zuwirft, ganz gleich ob "Grüß Gott" oder "salam aleikum" oder "Selamat siang", öffnen sie neugierig freudig ihre blutigen Zähne zu einem Lächeln, lassen den blutroten Saft der Betelwurzel schneller im Mund zirkulieren oder spucken ihn freundlich auf den Weg. Aber vielleicht doch nicht ganz so zufällig. Denn Ibu weiß sehr genau, wo wir uns befinden. Sie und ihre alte Adelsfamilie stammt aus Surakarta in der Mitte Javas. Schon als Kind konnte sie daher auf den immer unberechenbaren Vulkan Merapi schauen. Jetzt hatte sie uns in Kopeng quasi an den Fuß des **Merapi** geführt. Sie hatte vorher nichts dazu gesagt – vielleicht um uns nicht zu erschrecken.*

Dabei kann dieser Vulkan sehr wohl für Schrecken sorgen, wie z.B. im November 2010 als US-Präsident Obama seine alte Schule in Jakarta besuchte und der Vulkan einen

mächtigen Ascheregen quasi zur Begrüßung ausspuckte. Damals war plötzlich nicht mehr sicher, ob die Präsidentenmaschine wegen des Merapi-Ascheregens überhaupt wieder starten konnte....

nach dem Merapi-Ausbruch
(Der Spiegel, 5.11.2010)



Lange vor Präsident Obama war ich jetzt jedenfalls allein noch ein paar 100 m vom Hotel aufwärts gestiegen, was sicherlich kaum einer der hier absteigenden Gäste tut, und war dadurch noch weit stärker bestaunter Exot als für gewöhnlich in den Dörfern des Flachlandes. Es genügt in der Situation, ein paar Mal die Kamera zu zücken, um zehnmal mehr Anhang zu sammeln als jeder Rattenfänger innerhalb und außerhalb von Hameln. Es gibt keinerlei aggressive Haltung von Seiten der Kinder oder der Männer oder der Frauen. Hätten wir eine gemeinsame Sprache gefunden, wäre ganz sicher zumindest ein netter Nachmittags-plausch entstanden. Vielleicht wäre auch die Frage aufgetaucht, mit wem bist du hier unterwegs? Habt ihr einen konkreten Plan? Was habt ihr hier bei uns noch vor? In diesem Augenblick musste ich mir jedenfalls keine Gedanken machen, was ich auf solche Fragen hätte antworten sollen.... Denn das eigentliche Unternehmen lautete: eine Dreitagesfahrt von Bandung über Surakarta nach Jogjakarta an die Südküste Mitteljavas.

Da Ibu aus einem alteingesessenen Adelsgeschlecht aus Surakarta stammte, wa-ren unsere Beziehungen zu den beiden Sultanaten dieser Region sofort und spon-tan gegeben. Wir trafen auf eine Palastanlage, den **Kraton**, die über mehrere Jahrzehnte hinweg um 1800 herum ganz aus Teakholz erbaut worden war. Das eigentliche Palastgebäude ist von zahlreichen kleineren Gebäuden umgeben, den Unterkünften weiterer Familienangehöriger oder für Gäste. Für mich selber war vor allem die Entwicklungsgeschichte der Dynastien eindrucksvoll, die Ibu uns schon während der Fahrt erzählt hatte. Soweit ich verstand, hatten Erbstreitig-keiten um den Titel des Kaisers von Surakarta zur Spaltung der Familie geführt. Im eigentlichen Schloss sitzt heute der eigentliche Sultan. In einem Nebengebäude "haust" der Neffe. Ein Neffe mit dem niedrigeren Titel, der dafür aber materiell als Fürst bestehen kann. Offenbar wurden sie schon von den holländischen Kolonialherren durch Zahlung einer ansehn-lichen Apanage davon überzeugt, sich aus der indonesischen Politik herauszuhalten. Der Hauptzweig der Familie (der eigentliche Sultan) konzentrierte sich danach gehorsam auf das Aufrechterhalten des kaiserlichen oder königlichen oder sultanischen Flairs und pflegte die Beziehungen zum Volk.

Heute wird auch ausländischen Touristen für einen erklägliche Eintrittsobulus von 1 US-Dollar das Betreten des Kraton erlaubt – und damit dessen Unterhalt subventioniert. Als wir uns neugierig und respektvoll zugleich der Palastanlage näherten, kam mir das Hamburger Rathaus oder eher noch die arabischen Moscheen in den Sinn. Und ich dachte, es existieren schönere und komplexere und architektonisch anspruchs-vollere Baulichkeiten der gesellschaftlichen Eliten als diese Sultans-Paläste. Dann zeigte sich allerdings sehr schnell, dass der Vergleich nicht fair ist. Fachleute bezeichnen jedenfalls die Eingangshalle des Palastes, den Pendhapa, als Meisterwerk javanischer Holzbau-kunst. Ich denke, mit dieser Einschätzung kann man leben.

*Eingangshalle des Kraton,
Ausdruck javanischer Identität*

Der nicht-eigentliche Sultan präsen-tierte nicht prachtvolle, doch in Pflege gehaltene Räumlichkeiten, zeigt sich weltverbunden, und weist einen Besitzer aus, der von Beruf sehr weltlicher Banker ist. Wenn hier von adeligem Flair die Rede ist, dann ist auf Java tatsächlich nicht von großem Glanz von Neuschwanstein oder vom Zwinger die Rede. Sozialer Rang zeigt sich an der baulichen Großzügigkeit der Raumaufteilung.



Da grundsätzlich alles Erdgeschoßbauweise ist – wahrscheinlich auch wegen der nie endenden vulkanischen Aktivitäten auf der Insel -, beeindrucken die Palastanlagen vor allem durch ihren beträchtlichen Umfang und das gewaltige Areal der Palastanlage und nicht als Hochhaus. Unsere neuen, ehrenvollen Beziehungen zum Clan des Sultans zwangen uns allerdings, mindestens drei Tage lang keinen Tropfen Wasser an die rechte Hand gelangen zu lassen: denn eine echte Prinzessin (19 Jahre) war so "gnädig" gewesen, diese Hand zu berühren. Tatsächlich hatte uns westeuropäische Langnasen allerdings das Mitwirken der Prinzessin im königlichen Gamelan-Orchester angesprochen.

Gamelan-Orchester

Die Prinzessin hatte zu den beeindruckenden Tänzerinnen gehört, die sich von Gongs, Trommeln, Xylophon, Flöten und weiteren Instrumenten in einen Takt wiegen lassen, der auch für uns „interessant“ ist, aber nicht immer leicht verständlich. Der Kern der Gamelan-Instrumente sind runde bronzene Klangplatten, von denen Ibu behauptet, sie werden schon seit mehr als eineinhalbtausend Jahren in Indonesien hergestellt.



Bei der Weiterfahrt erreichten wir schnell wieder Meereshöhe. Das ganze Umland von Surakarta war bestimmt von Reisfeldern und Zuckerrohr, von Kautschuk-Plantagen und

Maniok-Pflanzungen. Wir kamen auch an einigen Industriebetrieben vorbei, vor allem Möbel und Tongefäße.

Unsere „Reiseführerin“ Ibu stimmte uns dann schnell auf das zweite große Zentrum Javas für javanische Kunst und Musik ein, auf Jogjakarta. Auch hier sahen wir die traditionellen Musikinstrumente aus Bambus, aus Holz, aus Bronze und wir sahen sehr schöne Intarsienarbeiten in Kirschholzschränken und Truhen aus der Kolonialzeit. Nach einem Einkaufsbummel mit Ibu und ihrer ältesten Tochter Lily in mehreren Batikgeschäften wollte ich sehr gern sehen, wie diese Batiken hergestellt werden. Ibu interessierte das selber nicht so sehr, aber sie machte uns den notwendigen Kontakt zu einer Batik-Fabrik. Die Fabrik lag am Stadtrand von Jogjakarta. Ungefähr 20 Frauen arbeiteten in ziemlich dunklen Räumen. Das Endprodukt waren sehr schöne und sehr große Batik-Tücher in ganz unterschiedlichen Farben und mit einer Fülle ornamentaler oder geometrischer Muster oder auch einer einzelnen riesigen Blüte. Es waren die Batiken, die wir dann später auch auf Bali wiedersahen und natürlich in den „Indonesian-Shops“ in Jakarta und am Flughafen, wo sie für viel Geld als Souvenir erworben wurden.

Ich kaufte eine große Batik, die eigentlich als Wickelrock entworfen war, mir aber wie ein großes Gemälde gefiel.

ER-Kauf: Batik-Sarong



Jetzt wollte ich nur noch etwas genauer die Entstehungsgeschichte verstehen. Es war wieder eine der Lektionen über Nord-Süd-Beziehungen: Die **Arbeitsbedingungen** dieser Batik-Arbeiterinnen standen in einem ziemlich prekären Verhältnis zu den Gewinnen, die die Tourismusbranche am Ende abschöpft. Vor allem die Gruppe, die mit flüssigem Wachs aus kleinen Ölkännchen die feinen Muster auf den Batik-Stoff zeichneten, also die Linien, die beim nächsten Farbbad farbfrei bleiben sollten. Das Wachs wurde danach heiß abgewaschen und die nächsten Wachslinien wurden darüber gelegt etc.



Batik-Designerinnen, Jogjakarta 1968

Mir kam automatisch der Gedanke an den Brillenfabrikanten, Herrn Kasoem. Denn hier im Halbdunkel hockte bei ziemlicher Fisselarbeit seine Klientel für Massenbrillen. Kasoem hätte der *Fielmann* von Indonesien werden können.

Ibu war inzwischen selber auf shopping-tour gegangen und war – wie immer – sehr wäh-

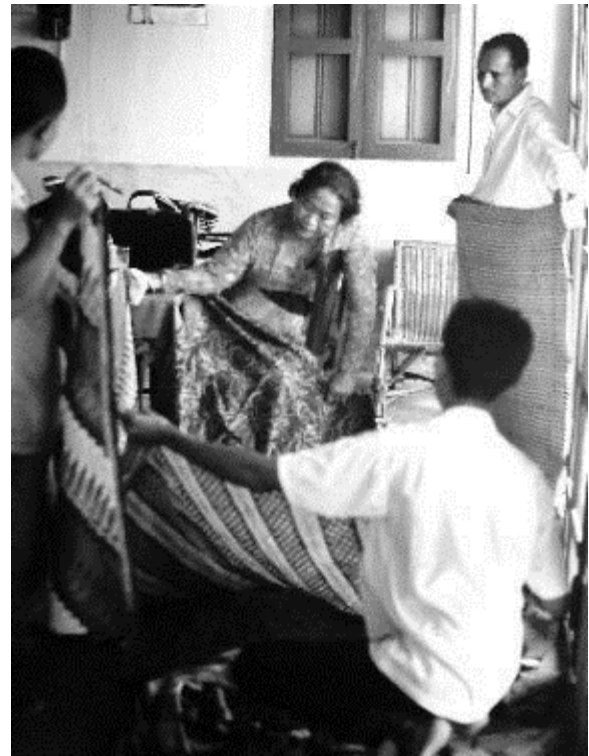
lerisch und hielt gleich mehrere Verkäufer in den Batikläden auf Trab. Abends machte ich in freundlichem Ton eine entsprechende Bemerkung über die Arbeitsbedingungen der Designerinnen, die niemals in den Läden sichtbar werden. Ibu reagierte nicht direkt. Sie hatte nie die Arbeitsplätze der Frauen gesehen. Aber sie schien ein bisschen nachdenklich.

*Ibu beim kritischen Batik-Kauf,
1968*

Eigentliches Reiseziel, noch eigentlicher als die beiden Kultur-Metropolen Surakarta und Jogjakarta, waren die drei wichtigsten Tempel in Zentral-Java: nämlich

Prambanan, Mendut und Borobudur.

Ersterer hinduistisch, gebaut um 850 n.Chr., schon gegen Ende der javanisch-hinduistischen Epoche (732-928). Immer wieder von Erdbeben beschädigt ist er weiterhin der größte hinduistische Tempel im Inselreich. Wir brauchten kaum eine halbe Stunde, um dorthin zu gelangen. Ibu hatte einen Verwandten aus Jojakarta gebeten, uns unwissenden Europäern den Tempel und seine religiösen Dimensionen zu erläutern.



*ER prüft sein Interesse an Borobudur:
spannend als Tempel oder mehr als
Architektur?*

Der Mann tat sein bestes. Wir verstanden, dass die Tempelanlage dem Prinzip des **Mandala** folgt. Danach repräsentieren die Tempel das gesamte Universum: *Bhurloka*, die Unterwelt, ist der Ort, an dem sich die Normalsterblichen, einschließlich der Tiere, aufhalten. Hier ist normales menschliches Verhalten angesagt, kein heiliger Ort.

Darüber befindet sich das eigentliche Gewölbe des Tempels, *Bhuvorloka*. Hier halten sich dieje-

nigen auf, die schon rein weltliche Interesse überwunden haben und voller Hoffnung auf die dritte Ebene, *Svarloka*, schauen, das Dach des Tempels, den Sitz der Götter. So etwa habe ich die Erklärungen verstanden.

Ibus Cousin (?) legte all seinen Ehrgeiz darein, dass wir wenigstens die drei Begriffe für die Dreierstruktur des Tempels aussprechen konnten – und irgendwann war er sogar

zufrieden.

Um uns religionsneutrale Europäer doch noch ein wenig mehr für Tempel und Hinduismus zu interessieren, erzählte der Cousin uns beim Rundgang das (wie Ibu bestätigte) wichtigste Epos der Hindu-Kultur:

Ramajana

Auch wenn Indonesien das größte islamische Land ist, haben Christentum, Buddhismus und Hinduismus durchaus noch Platz unter dem interkulturellen Dach dieses Inselstaates. Das Ramajana-Epos ist dafür einer der Belege. Das Epos entstand über einen langen Zeitraum um die Zeitenwende herum. Zu der Zeit wartete Rom noch weitere 400 Jahre auf das Auftauchen der germanischen Vandalen und Russland noch doppelt so lange auf das Erscheinen der Wikinger-Boote am Horizont. Die Texte des Ramajana haben eine allmähliche Wandlung von ursprünglich heroischen, kriegerischen Inhalten zu überwiegend ethischen Verhaltensweisen, einschließlich der Führung öffentlicher Ämter erfahren.

Die Erklärungen, die uns die mitgereiste Kasoem-Tochter Lily zu den vielen Gleichnissen und Fabeln gab, die das Epos anfüllen, kann ich hier eben wegen der Fülle nicht wiedergeben. Für dieses Kapitel leihe ich mir jetzt ein paar kurze Sätze bei Wikipedia, die den Geist von Ramajana erläutern. Das ist kürzer:

ein Strassenräuber mit einer Frau und drei Kindern, noch ohne Namen überfiel eines Tages den Weisen Narada. "Warum überfällst du mich?", fragte dieser. "Damit ich meine Familie ernähren kann", antwortete der Räuber. "Durch Überfälle begehst du aber große Sünden. Ist deine Familie bereit, deine Sünden mit dir zu teilen?", fragte Narada. "Da bin ich mir sicher", war des Räubers Antwort. "Warum bindest du mich hier nicht fest, gehst zu deiner Familie und fragst sie?", erwiderte der Weise. Der Räuber war einverstanden, band den Alten fest und fragte seine Familie, ob sie seine Sünden mit ihm teilen würden. Alle Familienmitglieder, einschließlich seiner Frau, antworteten mit einem klaren "Nein". Das erste Mal in seinem Leben erkannte der Räuber die Wahrheit und mit Tränen in den Augen band er Narada los und bat ihn um Vergebung. Daraufhin unterwies Narada den Strassenräuber in der Gottesverehrung und der begab sich zu einer 1000-jährigen Meditation in den Wald, wo er im Laufe der Zeit von einem Ameisenhaufen (valmika) bedeckt wurde. Seither trägt der Räuber den Namen Valmiki, "Sohn des Ameisenhaufens". Während der Meditation über dem Mantra "Ram" erschien ihm die letztendliche Wahrheit über das rechte Leben, die er daraufhin im Ramajana niederschrieb.

Mit und ohne Ramajana-Kenntnisse sind die Tempelstätten äußerst eindrucksvoll. Noch gehaltvoller würden sie, wenn ein instruierender Führer vorhanden wäre, wenn irgendwelche schriftlichen Erläuterungen (auch zum Kauf) angeboten würden. Das allerdings wäre eine Frage der Organisation. Die aber lahmt ziemlich in diesem Lande. Aber "anyway", wie der deutsche Konsul an dieser Stelle sagen würde

Gut 40 Jahre nach unserer Exkursion zum Borobudur hatte der Vulkan Merapi wieder die gesamte Anlage mit einer zentimeterdicken Schicht aus Vulkanasche verhüllt und die bis dahin restaurierten Stupas und Treppen und Plattformen durch den Schwefelgehalt der Asche ernsthaft gefährdet. Zum Glück war die Anlage nicht vollständig verschwunden, wie schon einmal zu Anfang des 18. Jahrhunderts als der Borobudur nur noch als zugewachsener Hügel erkennbar gewesen war. Indonesien liegt nun einmal am „pazifischen Feuerring“, der von Neuseeland über Vanuatu nach Indonesien reicht und sich über Hawaii und Mexico weiter bis nach Chile ausdehnt. Die alles be

stimmende Bedingung in der gesamten Riesenregion ist die Bewegung der Pazifischen Platte. Als sie sich im November 2010 weiter unter die Philippinenplatte schob, hatte das auch zur Eruption des Merapi geführt – dem gefährlichsten der 129 aktiven Vulkane in Indonesien. Im Nachhinein war ich natürlich sehr erleichtert, dass wir damals einen ruhigen Moment erwischten und nicht Hals über Kopf aus der Tempelregion flüchten musste, wie 2010 die vielen tausend Anwohner.

Wir raffen allenthalben neue und immer neue Eindrücke: da geht die Fahrt lange Zeit an Teakholzwäldern vorbei, die - so erzählt man uns - hauptsächlich für Brennholz ausgebeutet werden. Das also waren die Wurzel-Deko-Holz-Wälder, die wir in Deutschland unter dem Etikett "Jati" als indonesisches Produkt kennen und in Gartenzentren und Baumärkten als „Einfachmöbel“ aus indonesischem Holz (Teak) kaufen können.

Exkurs: Teak

Es hat leider viele, viele Jahre gedauert, bis die deutsche und die internationale Umweltdiskussion es dahin gebracht hatten, dass die Ausplünderung tropischer Regenwälder als lebensbedrohlich für Artenvielfalt, Klima, Süßwasserkreislauf und damit für die Existenz der menschlichen Gesellschaften akzeptiert wurde. Und noch länger hat es gedauert bis solche Tropenhölzer aus umweltfreundlicher Produktion zertifiziert werden mussten, um auch in Deutschland weiterhin als Gartenmöbel oder für den Wohnbereich vermarktet zu werden. In den 1990er Jahren war das erreicht. Aber schon 2001 entzog der FSC (Forest Stewardship Council) den indonesischen Teakholz-Produzenten das Zertifikat wieder, da der illegale Holzabbau in Indonesien außer Kontrolle geraten war und ökologische Anforderungen von der dortigen Holzwirtschaft nicht erfüllt wurden.⁴

Unsere Landpartie rollte weiter vor sich hin. Auf den schmalen Strassen über Land galt es wieder achtsam zu sein beim Überholen der wandernden Menschen oder einer kleinen Kuhherde. Manchmal befinden sich diese schnellfüßigen Tierchen mit ihren Hirten auf einem 400 Kilometer langen Weg zu den Schlachthöfen der Hauptstadt. Leicht auszurechnen, was da am Ende noch für die Fleischtöpfe übrig bleiben wird. Weniger mit dem Kopf schütteln als staunend feststellen kann man dagegen den augenfälligen Wechsel in der Arbeiterschaft zwischen Westjava und Zentraljava. Wo im weiter entwickelten Westteil der Insel Männer sämtliche öffentlichen Positionen bei "ora et labora" besetzt halten, tun es hier mit entschiedener Gründlichkeit die Frauen. Sie zertrümmern den Schotter für den Straßenbau, treiben im Geschäft wie im Bazar eilfertigen Handel, malen die Batikmuster in halbdunklen Fabrikräumen. Einzig als Chauffeuse tauchen sie nicht im Straßenbild auf. Dazu aber dieser.....

kleiner Exkurs zum Auto:

die extrem gastfreundliche Familie Kasoem hat Jürgen und mir einen alten Plymouth zur Verfügung gestellt; auch den Motorroller dürfen wir benutzen und sind damit in den Hügeln von Bandung oder raus zur Uni etc unterwegs. Wenn wir mit dem Plymouth in einen der heftigen tropischen Regen geraten, wird es regelmäßig eng,

⁴ In einem Bericht unter der Überschrift „Faule Siegel“ berichtete DER SPIEGEL, No. 35/1998 u.a.: „Gleichwohl vergibt die staatliche (indonesische) Forstfirma Perum Perhutani bereitwillig "Zertifikate" für Plantagenholz an Möbelexporteure, die den deutschen Abnehmern als Öko-Label verkauft werden. Tatsächlich bestätigen die Indonesier lediglich, dass das Holz aus offiziellen Forstbetrieben stammt.“

denn dann fällt sehr schnell die Elektrik des Wagens aus. Wenn wir anhalten müssen, kann die Zündung versagen; wir schließen dann regelmäßig kurz – wie professionelle Autodiebe. Das ist schon Routine. Da aber auch das Licht ausfällt und auch nachts immer noch viele Karren und Rikshas und Menschen auf den regenverhangenen, finsternen Straßen unterwegs sind, haben wir bisher immer riesiges Glück gehabt, dass uns niemand und nichts unter die Räder geraten ist.

Die eigentliche Anekdote geht aber noch anders: unsere Ibu hatte kürzlich irgend-etwas Geschäftliches in der Hauptstadt zu erledigen. Sie bat mich - sagen wir als bodyguard -, sie in ihrem Mercedes 220 nach Jakarta zu begleiten. Jakarta ist nun mal nicht so friedlich wie Bandung. Bodyguard kann nützlich sein. Ich sagte gerne zu. Ibu fuhr die ganzen 150 Kilometer allein. Die Hektik in der Hauptstadt machte sie dann aber wohl nervös. Jedenfalls bat sie mich vor dem Geschäftszentrum in der Djala Thamrin für sie den Wagen einzuparken und machte sich schon mal auf ihren Weg. Bis dahin hatte ich nur als Tramper in einem Mercedes mitfahren dürfen, einen solchen aber nie selber gesteuert. Und den Führerschein hatte ich ja auch erst im Sommer auf einem VW-Käfer gemacht. Aber jetzt war es die Frage der Ehre und die Selbstverständlichkeit, mit der Ibu davon ausging, dass ein deutscher Mann auch jedes deutsche Auto fahren kann. Der Wagen stand noch etwas schräg auf der Fahrbahn. Aber es war ein Luxusgefährt: die kleinen sonstigen Wagen und Karren machten einfach einen Bogen, ohne viel Protest. Ich suchte derweil die richtigen Gänge und schob den Wagen sachte in die Parklücke. Die Außenmasse waren schon ein bisschen anders als beim Käfer. Alles ging gut. Ein paar Schweißflecken auf der Brust - aber das war sicher wegen der feuchten Hitze hier am Meer. Sofort war ein kleiner Junge da, um auf das Auto aufzupassen. Ich hatte unterwegs schon bemerkt, dass hinten links die Radkappe fehlte. Ich fragte den Jungen, ob er wüsste, wo sich eine Kappe beschaffen ließe, die zu diesem Modell passte. Er nickte eifrig und lachte sehr offen. Er hatte den job. Nach einer Stunde kam ich von meinem eigenen Rundgang zurück und sah Ibu schon von weiter unten die Straße heraufmarschieren. Der Junge lehnte am Wagen, zeigte stolz auf das linke Hinterrad mit Radkappe, erhielt seine Belohnung und Ibu war bereit zum Einsteigen.

Ohne weiter nachzufragen sah Ibu, dass ihr Wagen perfekt eingeparkt war. Sie setzte sich auf den Beifahrersitz und genoss ganz offensichtlich die entspannte Rückfahrt hinauf ins kühle Bandung. Es kam zu keinem Unfall mit dem deutschen Chauffeur. Von da an hatte ich diesen job bei ähnlichen längeren Exkursionen. Ich sträubte mich nicht, sah diesen Dienst auch ein bißchen als Rückzahlung für die großzügige Gastfreundschaft an, die wir im Hause Kasoem genossen. Als wir abends in Bandung ausstiegen sah ich noch einmal nach der Radkappe hinten links. Sie war da. Dafür fehlte eine hinten rechts. Der Junge hatte schon früh gelernt, wie der Lebenskampf geht. Ich habe tief in mich hinein gelacht und jeder vorbei fahrende Mercedes 220 erinnert mich seither an den Radkappen-Burschen.....

Bandung : Korruption ist identitätsstiftend und systemstabilisierend

Die Normalität ist etwa die: seit drei Tagen laufe ich hinter einem Menschen her, der mir mein Visum auf drei Monate verlängern soll und kann. "Er muss gleich wieder zurück sein", "er ist eben zu seiner Familie gefahren", "warten Sie doch noch einen Augenblick; bitte, nehmen Sie Platz". Aber nach 60 min frustrierender Wartezeit und etlichen Bechern mit gekühltem Wasser ist es sich auch der einsichtsvollste Europäer

seiner Geduld und seinem Selbstwert schuldig, mit einem entschiedenen Aufbruch seinen Unmut zu bekunden. Es ist keineswegs abwegig zu vermuten, dass man von Amtsseite auf eine kleine Schmierung des Räderwerks hofft. Bei den Reisen durch die arabischen Länder habe ich dort schließlich ausreichend Erfahrung mit der Sammelleidenschaft von Bakschisch gemacht... Da man ja grundsätzlich über alles oder vieles verhandeln kann, konnte ich schließlich die Gebühr für die Visaverlängerung herunterfeilschen. Dafür durfte ich dann auch nur ein Formular ausfüllen, von den international üblichen zweien. Auch auf diese Art (Einsparung von behördlichem Material) kann man zu einem agreement finden. Die Verwaltung läuft jedenfalls auch mit der halben Stückzahl an Formularen irgendwie weiter. Dabei sind die Spielregeln gelegentlich komplex und für Überraschungen gut. So kam z.B. an einem Sonntag der Walikota (Oberbürgermeister) gerade aus Bandungs Partnerstadt Braunschweig zurück als er auch schon verhaftet und mit einer schönen Nummer versehen erst einmal hinter schwedischen Gardinen verschwand. (Warum eigentlich schwedisch?). Wie man auf verschiedenliche Anfragen erfährt, hatte der Mann sich äußerst rührig für seine Stadt und für diese Partnerschaft eingebracht. Mit leichter Ironie lässt sich als Grund für die Verhaftung genau diese Überaktivität annehmen. Soviel Regsamkeit muss jedem Indonesier höchst suspekt vorkommen. Offiziell werfen seine Gegner dem OB allerdings Wissen um den "Coup de Etat 1965" und Beziehungen zu den Kommunisten vor. Das ist schweres Geschütz in einer **Militärdiktatur** mit einflussreichen amerikanischen Beratern im Hintergrund.

Für uns machten vor allem die Geschichten, die uns die Studenten in Bandung erzählt hatten, eine enge Beziehung zwischen dem **indonesischen Staatsstreich** und dem Amerikanischen Krieg in Vietnam deutlich. Denn die US-Regierung unter Präsident Johnson hatte im Frühjahr 1965 angefangen, Nordvietnam zu bombardieren und ein halbes Jahr später wurde unter dubiosen Umständen die Jagd auf die Kommunisten in Indonesien eröffnet. Angeblich hatten weibliche Mitglieder der Kommunistischen Partei PKI mehrere hohe indonesische Offiziere ermordet und gleich auch verstümmelt. Bis heute ist ungeklärt, was wirklich bei diesem dramatischen Ereignis geschah. Der Kommandeur der Eliteeinheit Konstrad, Suharto, hatte intensiv die anti-kommunistische Stimmung geschürt und genutzt, um sich zunächst zum Armeechef aufzuschwingen und um im März diesen Jahres (1968) Präsident Sukarno offiziell abzusetzen. Seither ist General Suharto selbst Präsident des Inselreiches. Für die US-Regierung war er der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Platz. Er wurde als Garant gegen einen möglichen Domino-Effekt angesehen – will sagen: die politische und militärische Niederlage der USA in Vietnam würde sich nicht auf das größte islamische Land der Erde auswirken und damit wird ganz Südostasien weiterhin von den USA abhängig („verbündet“) gehalten. Die Studenten waren sich übrigens nicht einig, ob 1965 eine halbe oder eine ganze Million Menschen dem Staatsstreich zum Opfer gefallen waren. Bestimmt waren auch gleich einige „private Rechnungen“ mit beglichen worden. Vielleicht wurde dem Oberbürgermeister von Bandung jetzt noch eine solche Rechnung präsentiert ...

Wo wir gerade von der Stadtverwaltung sprechen: Da ist unlängst ein Mensch hier aufgetaucht, aus eben der schönen Stadt Braunschweig, um im Brauseschritt den ganzen trägen Apparatismus der beamteten Papierkrieger tatkräftig aufzumischen. Er will ein Jahr lang seine Zelte hier aufschlagen, um eine Verwaltungsreform umzusetzen. Gott erhalte ihm seinen entwicklungspolitischen Optimismus! Oder ist das etwa der eigentliche Grund für die Ausbootung des Bandunger OB – eine vom Apparat befürchtete „Säuberungsaktion“ durch den Braunschweiger Berater?? Es würde schließlich auch weniger systemisches Bakshisch bedeuten

Deutschland hat in diesem überwiegend moslemischen Staat einen guten Namen - und dennoch sind kaum wichtige deutsche Vertretungen aus Wirtschaft und Finanzen und anderen Bereichen (z.B. moderne Kommunalverwaltung, nachhaltige Forstwirtschaft ...) aktiv um Zusammenarbeit bemüht. Sicherlich wird sich demnächst stattdessen Japan deutlicher zu Wort melden, um nicht zu spät zu kommen, wenn vielleicht eines Tages die Volksrepublik China ihre quirlige chinesische Diaspora als Brückenpfeiler nutzt, um sich aktiver in Süd-Asien zu positionieren und von dort leichter nach Australien überzusetzen. Jedenfalls habe ich bei verschiedenen Gesprächen so etwas wie einen Vorwurf heraus gehört, dass es keine deutsche Bank gebe und dass Geschäftsleute, die sehr gerne deutsche Handelspartner wären, sich aus der Not der Gegebenheit heraus etwa an die drei amerikanischen Banken bei Kreditbedarf wenden müssen.....

Wäre ich Indonesier und mein Deutschlandbild wäre mir allein von Herrn Kasoem vermittelt worden, müsste ich dieses Germanien in der Mitte Europas für ein Stück vergessenes Paradies halten. Solche Indonesier sind uns begegnet, Indonesier, die fast ehrfürchtig, neugierig-zögernd ihren Schritt nach Europa und nach Deutschland gelenkt haben.

Wir zwei Sozialwissenschaftler, Jürgen und ich, diskutieren immer wieder über die deutlich verzerrten / überhöhten Bilder vom fernen Europa, die uns hier begegnen und die Frage beschäftigt uns, wie wird sich innerhalb der nächsten Generation die kulturelle Identität unseres Gastlandes verändern. Noch versteht man es, im bedeutendsten kulturellen Sektor der Nation - dem Tanz - die überlieferten Themen und Formen lebendig zu halten. Unsereiner kann bei den tradierten Tanzvorführungen nur mit Sitzplätzen in der 1. Reihe oder mit Hilfe des Feldstechers aufmerksam bleiben. Überall weiter nach hinten geht das Wiegen der Schlangenkörper, die Bilder malenden Fingerübungen, die sprechenden, groß stilisierten Augen dem ungeübten Betrachter verloren – und treiben den Europäer nach einer halben Stunde unaufhaltsam an die Grenzen seiner Aufmerksamkeit. Aber auf diesen Europäer oder Amerikaner bzw. auf steigende Touristenzahlen setzt die aktuelle Wirtschaftspolitik – und deswegen lässt sich ein langsamer kultureller Umbau beobachten. Während die klassischen Tanzfiguren fast ausschließlich auf Fingerführung und expressive Augenarbeit ausgerichtet sind, rücken die modernen Choreographen inzwischen schon den ganzen Menschen ins Blickfeld der Zuschauer. Dabei wird traditioneller Tanz mit modernem Ballett kombiniert und hält damit amerikanische Shows noch auf Distanz. Schon jetzt rauscht allerdings ein verstaubter Cowboy-Film nach dem anderen nachmittags während der Kinderstunden über den TV-Schirm. Jürgen und ich haben zu diesem Themenkomplex einen Test an einigen Schulen in Bandung durchgeführt (wer hat uns wohl den Zugang zu den Schulleitern ermöglicht?....). Wir liessen Jungen und Mädchen zwischen 6 und 12 Jahren einen Menschen zeichnen. Bei den Mädchen war der Körperumriss dünn angedeutet, ausgeprägt aber waren die Gesichtspartien – dazu insbesondere die Augen und die Hände. Die Burschen erliegen dagegen eindeutig dem Massenangebot ausgeleierter amerikanischer Cowboyfilme sowie den prägenden Eindrücken des alltäglichen Straßenbildes: allüberall furchterregend bewaffnete Soldaten. Ähnlich sahen ihre Figuren aus. Wenn man zwar an jeder beliebigen Stelle des Landes, auch im kleinsten Dorf, über Uniformen und Waffen stolpert, so ist gerade Bandung übermäßig mit Soldaten gesegnet. Hier ist die berühmte Siliwangi-Division stationiert und unübersehbar allgegenwärtiger fester Bestandteil des Stadtbildes. Und die Colts der Cowboys und die der Siliwangi-Kämpfer ähneln sich ziemlich. Wir befürchten eine schleichende kulturelle Entfremdung bei der nachwachsenden Generation. Die amerikanischen Regierungsberater sind dabei ganz sicher ein starker Katalysator.

Die zweite ebenso deutliche Prägung erfährt Bandung dann durch seine Studenten. Man nennt mir die Zahl von 50.000 Immatrikulierten, verteilt auf 50 Universitäten. Nun ist hier im Lande die Definition von Universität allerdings sehr diskussionswürdig. Was die Räumlichkeiten einer Großzahl von Unis angeht, so bestehen sie zunächst aus dem großen Schild "Universitas soundso" und dahinter findet sich irgendein kleines Häuschen, teilweise in permanenter Reparatur. Fassungsvermögen bei der Mehrzahl dieser Unis: jeweils vielleicht 30 oder 60 Studenten. Wo da auch nur Andeutungen von Bibliotheken oder dergleichen Platz finden könnten, fragt man besser gar nicht erst. Also, derselbe Begriff hier und bei uns bedeutet noch lange nicht das Gleiche. Das Problem heißt dann für uns hier draußen: Wie sag ich's meinem Kinde, dass der Gymnasialabschluss einer indonesischen Highschool keinerlei Voraussetzung erfüllt für den Besuch einer dt. Universität und dass in Deutschland eine Universität von einem anderen gesellschaftlichen Verständnis getragen wird? Denn genau das war schon oft Kern unserer Diskussionen mit hiesigen Studenten.

Aus Regenwald wird Öl

Zuerst hatte ich 2 sehr unterschiedliche Fotos zu den besonders geformten Häusern der Batak gesehen und wollte genauer wissen, wer so baut und wo diese Menschen wohnen. Die Batak leben heute überwiegend im Norden von Sumatra. Dort sind sie wohl vor 2000 oder 3000 Jahren aus den Bergregionen von Thailand oder Burma (Myanmar) eingewandert und haben sich dann im Schatten des gewaltigen Vulkans Toba angesiedelt. Erst gegen Ende der holländischen Kolonialzeit hatten die **Batak** einen mehrjährigen Guerrillakampf gegen die Europäer geführt, ihn letztlich verloren. Bis heute sagt man ihnen nach, dass sie Kopfjäger und Kannibalen seien. Wahrscheinlich gerade deswegen haben sie inzwischen eine gewisse touristische Aufmerksamkeit erlangt. Jedenfalls wollte ich auch gerne dieses besondere Volk dort in der Nähe von Medan im Norden Sumatras aufsuchen und dabei



etwas mehr über ihre heutige Sozialordnung (Kannibalen?) erfahren wie auch über ihre besondere Architektur, die auf einem ganz alten Foto genauso zu erkennen war, wie auf einem ganz aktuellen:

Batak-Dorf, 19. Jahrhundert

Batak-Dorf, 20. Jh bei Medan / Sumatra: Gerichtsplatz unter dem Gerichtsbaum

In Indonesien sind die Batak weniger als Kopffäger und mehr als sehr gute Musiker bekannt. Die Tournee einer ihrer Batak-Rock-Gruppen führte sie auch in die Universitätsstadt Bandung. An einem Stand wurden nicht nur Cassetten mit Batak-Musik angeboten, sondern auch das Modell eines Batak-Hauses, aus Stroh und Balsaholz gefertigt. Ich kaufte es und war jetzt noch entschlossener, nach Medan und Umgebung zu reisen. Wie schon üblich, sagte mir Herr Kasoem seine Unterstützung zu. Er kannte den richtigen General und der bestätigte mir die Flugreservierung. Aber dann konnte der Flug nach Medan doch nicht stattfinden. Präsident Suharto hatte sich in einem unfreundlichen Akt justamente meine Maschine ausgesucht, um ebenfalls den Norden Sumatras zu beherrschen. Ich erfuhr diesen Schlag aber erst an dem Samstagmorgen als ich, sprühend vor Explorer-Geist, in der Zentrale der staatlichen Ölgesellschaft Pertamina zum Abflug erschien. Was tun in Jakarta mit einem Koffer und einer Flugtasche in der Hand und bereit zum Einstieg? Sehr wenig. 3 Tage Verschnaufspause in Jakarta (oder wie wir Indonesier normalerweise sagen "Ibu Kota" - Hauptstadt).

Beim unerwarteten Warten in Jakarta dachte ich zwischendurch an mein Glück, das ich schon die ganze Zeit über in Indonesien hatte. Ich hatte schon so unendlich viel von dieser bis dahin so unbekanntem Welt kennenlernen können. Aber wahrscheinlich geht es gar nicht wirklich um Glück. Denn das ereignet sich ja immer nur zufällig. Tatsächlich war wohl der 1. Schlüssel - der reine Dietrich -, der mir so viele Türen öffnete, meine weiße Haut, mein Europäertum. Dazu die guten politischen Kontakte zum deutschen Konsul in Bandung ebenso wie die hervorragende Unterstützung und gesellschaftlichen Kontakt durch die Familie Kasoem. Für viele Dinge muß ein Papier beschafft werden. Aber mit diesen ausgezeichneten Kontakten blieben Papiere reine Formsache und ließen sich immer beschaffen.

Auch der 2. Schlüssel ist noch wichtig: Unsere offizielle Gruppenkarte, die da u.a. verkündet:

"Foundation for mutual understanding and study abroad - German section of the international student movement for the United Nations"! Die überall präsenten Generäle werfen einen Blick auf diese business-card – und durch das UN-Logo ist die Sache schnell geritzt.

Die Wirkung von Schlüssel No.1 bei Kellnern, Taxifahrern und Händlern läßt sich irgendwie noch als Spätfolge der Kolonialzeit abbuchen. Bei 1. Klasse-Reisende im Zug beginnt man sich schon zu wundern, wenn der Platz, den man irrtümlich besetzt hat (ein Fensterplatz natürlich, wegen der Kamera), wenn dieser Sitz nicht etwa vom eigentlichen Fahrgast gefordert wird, von dem, der rechtmässig dafür bezahlt hat, sondern im Gegenteil auch der Nachbarsitz freiwillig dem "Tuan" überlassen bleibt. Viele solche Beispiele kann ich zu einer langen Kette verknüpfen.

Jetzt hatte Herr Kasoem wieder die staatliche Ölgesellschaft Pertamina sehr freundlich überzeugt, dass es eine andere Lösung für diesen netten Studenten aus Deutschland geben müsse als ihn in Jakarta hängen zu lassen. Am Dienstag früh, 4 Uhr, ging es mit dem Betjak raus zum Flughafen und um 6.30 Uhr startete der „Ersatzflug“ hinüber auf die Rieseninsel Borneo und in Indonesiens Ölhauptstadt Balikpapan.

Da ich jetzt deutlich mehr Zeit für Landeskunde hatte als ursprünglich geplant (weil die vereinbarte Arbeit in den Schulen nur bruchstückhaft funktioniert), nutzte ich alle vorhandenen Kontakte, um mir mein Bild von Indonesien immer weiter zu vervollständigen, um seine Landschaften, seine vielen Völker, seine unterschiedlichen Wirtschaftsschwerpunkte, seine Potenziale kennenzulernen. Auch in diesen Borneo-Flug über insgesamt 2.500 Km habe ich mich ziemlich reingedrängt (gerne reindrängen

lassen), ich ein deutscher Student mit einer eindrucksvollen Visitenkarte, der aber keine Rupiah für das ticket bezahlen wollte oder konnte. Diese Firmenflüge haben keine nummerierte Sitzordnung. "Wer zuerst kommt, malt zuerst...". Ich hielt mich mit meinem geschnorrten ticket in stiller Bescheidenheit ziemlich am Schluss der Schlange. Aber die als Stewardess eingesetzte attraktive junge Dame hatte längst einen Einzelsitz mit besten Sichtverhältnissen für mich frei gehalten.

Ich gewann den Eindruck, jeder Mitflieger, der sich einigermaßen verständlich machen kann, versucht, mit dem langnasigen Ausländer in ein Gespräch zu kommen und strahlt, wenn es klappt. Die Freude wird noch gesteigert, wenn man selbst ein paar Floskeln in "Bahasa indonesia" wie Salz in die englische Suppe einstreut. Dabei gehen mir beim ungezielten Blick aus dem Fenster einzelne Szenen von gebrochenem Selbstwertgefühl sogar bei unserer Ibu durch den Kopf: Ibu, ganz fraglos eine der oberen 10 in Bandung und Finanzelite in ganz Indonesien, diese aristokratische Dame - gereist in Japan, den USA, in Europa – zeigt Hemmungen, das zentrale internationale Hotel „Indonesia“ in Jakarta von innen alleine zu beschauen – und lädt mich als ihre Begleitung zum Besuch der verschiedenen Souvenirshops und Boutiquen des Luxushotels ein. So hatte sie es mir selber gestanden: Das erste Mal in ihrem gut 40-jährigen Leben betrat sie in Djarkarta einen der Läden, wo nur mit Dollars gezahlt werden kann. Sie nahm sich das Herz zu einer Vorfahrt im Mercedes, weil sie ein deutscher Student begleitete, mit heller Gesichtsfarbe, ohne platte Nase, der dabei bestens von ihrer Großmut lebte. Und ich war sicher, dass es nicht einmal einen Unterschied zwischen dem Warenangebot in der Dollar-Boutique und dem ihrer üblichen Luxus-Boutiquen gab.

Es ist eine der Nebenaufgaben, die ich mir hier vorgenommen habe, diesen Leuten der Führungsschicht - am besten natürlich in meiner Familie - diese Form von Minderwertigkeitskomplexen auszutreiben. Das ist teilweise ein relativ einfaches Unterfangen: ich bestehe darauf, indonesisch zu essen, lehne europäische Kartoffeln und deutsche Zutaten ab, wenngleich diese Knollen billiger sind als Reis. Aber das ist ja in einem solchen Haushalt gar kein Punkt. Schwieriger dagegen sind die oft angestellten Hautvergleiche zu bagatellisieren. Mein edler Körper hat zum Glück schon ein recht deutliches Braun angenommen, so ist der Unterschied auch hier nicht mehr so unmittelbar einsichtig als wie noch in den ersten Wochen.

Das Mädchen vom Kabinen-Service jedenfalls holte mich durch ihr zartes Kichern in die Wirklichkeit zurück, kicherte noch einmal ein bisschen und lächelt und zeigte auf das Fenster (das sie mir schließlich extra reserviert hatte) und blickte auffordernd auf meine Kamera. Recht hatte sie. Schließlich war ich jetzt genau dorthin unterwegs, was ich mir als diffuses Ziel nach den Diskussionen mit unserem Orang-Fritz vorgenommen hatte. Beim Aussteigen rieche ich nur noch Öl. Ein leichter Südostwind hatte die trächtigen Regenwolken von gestern beiseite geschoben und die Sonne tat, was sie seit Jahrmillionen nicht lassen kann: sie stach vom Himmel, stach in den Sand, stach ins Wasser, stach in den Körper - hier, etwa 130 km südlich des Äquators. Nach einem 6,5-stündigen Flug Djarkata-Surabaja-Balikpapan bin ich etwas steif aus dem alten Mädchen "Dakota DC 3" gestakt. Wir waren so mit 600 km/h teils über den Wolkenballen, teils in ihrem luftlöchergefüllten Schoß, teils unter ihnen hinweg getuckert. Was von der Insel zu sehen war, wenn etwas zu sehen war, war schlichter Urwald gewesen. Der war jetzt offenbar weit weg.

Jakarta ist die politische Hauptstadt. Bandung so etwas wie die akademische Hauptstadt. Wir flogen jetzt also zur Energie-Hauptstadt Balikpapan. Hier wird Indonesiens Öl gefördert, gelagert, verarbeitet, exportiert. So etwa steht es auch in jedem besseren Lexikon. Bei Licht besehen wußte ich ziemlich wenig über diese alte Energiemetropole. Was also konnte ich in Balikpapan noch dazu lernen? Vor allem auch über das Thema,

das mich schon eine Weile beschäftigte: was passiert tatsächlich mit Indonesiens Urwaldregionen. Freund Fritz hatte diese Frage immer sehr auf „seine“ Orang Utans zugespitzt. Mein eigenes Stichwort hieß vor allem „Erhalt der Artenvielfalt“.

Während der letzten Stunde im Flugzeug hatte sich ein immer intensiveres Gespräch mit meinem Nachbarn auf der anderen Seite des Gangs entwickelt. Auch eine weiße Langnase, Mike, der Sohn eines englischen Piloten, der hier im Auftrag der staatlichen Ölgesellschaft Pertamina engmaschige Felder über der See abfliegt, um am Verlauf von Radiowellen möglichst neue Erdölquellen auszumachen. Mike hatte verstanden, dass ich schon meine Kontakte zur Pertamina-Aussenstelle auf Kalimantan organisiert hatte. Aber er wollte mich trotzdem begleiten und mir vielleicht noch das eine oder andere von der Stadt und ihrer Umgebung zeigen. Ich wurde in ein kleines Gästehaus der Ölgesellschaft im Stadtzentrum gebracht und hatte erst am nächsten Tag einen Termin mit einem Vertreter der Ölfirma. Mike und ich trafen uns daher schon bald im Pub eines der wenigen größeren Hotels, um meinen kurzen Aufenthalt gut zu verplanen. Ich fragte nach einem gut gekühlten indonesischen Bier. Aber das einzige, was hier offenbar von der Öl-Elite getrunken wurde, war Heineken in Dosen. Nun denn. Je mehr wir ins Gespräch kamen, desto weniger erzählte Mike vom Öl und desto mehr landeten wir bei den Dayaks. Borneo mit seinem indonesischen Teil Kalimantan ist längs der sumpfigen Küsten offenbar immer noch eine andere Welt als im Landesinneren bei den Dayak – wie die holländischen Kolonialherren die Waldbewohner im Landesinneren nannten, um sie von den Küsten-Malaya abzugrenzen.

Mike hatte bei früheren Ferientaufenthalten an Ausflügen („Expeditionen“) ins Landesinnere teilgenommen. Über diese Eindrücke, die er dabei von der Dayak-Bevölkerung gewonnen und über ihre Geschichte gelernt hatte, diskutierten wir jetzt so angeregt, dass ich es verschmerzen konnte, wegen wieder einmal eingetretener organisatorischer Änderungen nicht selber in den Urwald aufbrechen zu können. Aber in der konkreten Situation interessierte mich vor allem der Konflikt zwischen der staatlichen Erdölindustrie und der einheimischen Bevölkerung der Dayaks und deswegen hörte ich Mike weiterhin sehr gespannt zu.

Dayaks - Mike erzählt:

es sind vor allem drei Dinge, die für dieses Kalimantan prägend sind: zum einen bieten die 750.000 Km² der drittgrößten Insel der Welt – Borneo – vielen sehr unterschiedlichen Kulturen und Religionen eine historische Heimat.

Am Ende der holländischen Kolonialzeit hatten sich – auch auf holländischen Druck hin – als ethnische und politische Großgruppen die Malaya, die Indonesier javanischen Ursprungs, die Chinesen, die Holländer und die Dayaks herausgemeldet. Dabei dürfen die verschiedenen Dayak-Völker in toto als die ethnischen Hausherrn der Gesamtinsel angesehen werden. Sie sind vor 4 ½ tausend Jahren ursprünglich aus dem südchinesischen Raum zugewandert, besiedelten aber im Laufe der Jahrtausende die gesamte Insel, die mehr als doppelt so groß ist wie die Bundesrepublik und die DDR zusammen.

In diesem riesigen Dschungelland verliefen sich die einzelnen Dayak-Gruppen und – Völker und wurden erst nach der indonesischen Unabhängigkeit als Gesamtheit aller Dayak von der ersten indonesischen Regierung Sukarno auch politisch wahrgenommen. Sie erhielten eine eigene Provinz im Inneren des indonesischen Teils von Borneo (bzw. Kalimantan) zugesprochen. Diese Anerkennung einer gewissen politischen und kulturellen Eigenständigkeit gipfelte Mitte der 1950er Jahre sogar in einer

eigenen ethnozentristischen Dayak-Partei.

*Dayaks um 1920
(Foto unbekannte Quelle)*



Die Gewährung einer beschränkten und von Jakarta kontrollierten „Autonomie“ der Dayak-Provinz währte allerdings nur bis zum Sturz Sukarnos 1966. Sein Nachfolger Suharto „modernisierte“ die Entwicklungspolitik seines Landes - maßgeblich beeinflusst von nordamerikanischen Beratern. Deren Erfahrungen basierten auf der Unterdrückung und Aufhebung verbrieftter Rechtspositionen, wie sie die nordamerikanischen Indianervölker seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer brutaler erfahren mussten. Nach 1966 wurden jedenfalls auch den Dayaks alle ihre Rechte und „Privilegien“ de facto genommen.

Staatliche und ausländische Unternehmen nahmen das Land der Dayak in Besitz, ohne dass diese sich rechtlich dagegen wehren konnten. Es ging in dieser indonesischen Aufbruchphase um die Rohstoffe der Insel. Die Rohstoffe waren zunächst die scheinbar unermesslichen Regenwälder, die seit Jahrtausenden gewachsen waren und einen unendlichen Reichtum an Artenvielfalt bei Flora und Fauna hervorgebracht hatten. Artenreichtum interessiert aber weder die Regierungen in Indonesien oder in den USA noch die in Europa. Interesse besteht an dem Dreierpack aus Tropenhölzern, Erdöl unter den Regenwäldern und die „Inwertsetzung“ des Regenwaldes mittels **Ölpalmpflanzungen**. In jedem Fall muss dafür der vorhandene Regenwald weichen. Für die Überausbeutung dieser wichtigsten Überlebensquelle der Menschen sorgen besonders gerne die Nahrungsmittelkonzerne, wie Kelloggs und Unilever einerseits und die US-Energiekonzerne andererseits, um vom arabischen Öl weniger abhängig zu werden. Aber auch die Europäer, um sich gegenüber Russland besser behaupten zu können.

*„wertloser“
Regenwald
wird in
„wertvolle“
Ölpalmen-
Plantagen
verwandelt,
Borneo*



Wäre die angedachte Exkursion in den Regenwald zustande gekommen, hätte ich vielleicht „ganz nebenbei“ schon damals den Einstieg in die größte Umweltkatastrophe Indonesiens mitbekommen: die maßlose Rodung des Regenwaldes auf Kalimantan und Sumatra zugunsten von Ölpalmpflanzungen – auch wenn Präsident Suharto erst Mitte der 1980er Jahre die massive Industrialisierung der Palmölproduktion durch ausländische Investoren freigegeben hatte. *

** Indonesien Regierung vergab ab Mitte der 1980er Jahre Konzessionen an Holz- und Energiekonzerne für Hunderttausende von Hektar Regenwald. Dabei finanzierte der Einschlag und Verkauf tropischer Edelhölzer die Investitionskosten für die Ölpalmpflanzungen. Der nicht verwertete Regenwald wird seither und bis heute abgefackelt. In einem Bericht des Deutschen Entwicklungsdienstes DED von 2010 heißt es dann angesichts der globalen Klimadebatte: „Es wird geschätzt, dass in Indonesien jährlich Wälder von etwa 1,5 bis 1,8 Millionen Hektar vernichtet werden. Und damit trägt der **Raubbau an den Wäldern von Kalimantan** ganz entscheidend zum weltweiten Klimawandel bei: Indonesien gilt als einer der größten CO₂- Emittenten weltweit“*

Während wir in der kleinen Kneipe auf Kalimantan saßen wusste ich noch nicht, dass das tropische Palmöl in so unendlich vielen Lebensmitteln Verwendung findet: Margarine, Tiefkühlpizza, Fertigsuppen, Speiseeis, Schokoriegel; aber ebenso in Waschpulvern, Seifen, Reinigern und Kosmetikprodukten. Der mit Abstand perverseste Aspekt ist allerdings die Beimischung zum Kraftstoff Diesel, um dann von „**Biodiesel**“ zu sprechen. Also: der wichtigste CO₂- Speicher (Regenwald) wird zerstört, um den CO₂- Produzenten Biodiesel stärker nutzen zu können, der dann noch schneller den Klimawandel bewirkt. Soviel **Schwachsinn** wurde bis 2020 nur noch von einem US-Präsidenten Trump überboten, der den Klimawandel einfach nur für eine Lüge der Wissenschaft und der Chinesen und der Russen hielt.⁵

1,9 Millionen Tonnen Palmöl wurden dem Dieselkraftstoff im Jahr 2012 bereits EU-weit beigemischt - neben vielen weiteren Millionen Tonnen von Raps- und Sojaöl (was ebenfalls auf vorherigem Regenwaldboden wächst). Die angelegten Palmölplantagen in Indonesien nehmen inzwischen eine Fläche von rd 12 Millionen Hektar ein und werden stetig erweitert.

Exkurs: unheilige Allianz zwischen indonesischer und deutscher Politik

Die schwarz-gelbe Bundesregierung (2009-2013) hatte dem Regenwald-Desaster maßgeblichen Vorschub geleistet, in dem sie EU-Treibstoffregelungen initiierte,

⁵ Im Mai 2019 wurde vom Weltbiodiversitätsrat IPBES die Auswertung von 1500 wissenschaftlichen Arbeiten zur Entwicklung der globalen Artenvielfalt, zu den schon verschwundenen Arten aus Flora und Fauna und den in allernächster Zeit vom Aussterben bedrohten Arten auf 1.700 Seiten vorgelegt: **IPBES' 2019 Global Assessment Report on Biodiversity and Ecosystem Services**. Natürlich ist die Lektüre eines solchen Berichts eine Zumutung für jemanden, der gewohnt ist, alles Wichtige in 144 Zeichen zu packen und in die Welt hinaus zu zwitschern – wie der amerikanische Komiker Donald Trump. Die hochbrisante Frühwarnung des Club of Rome aus den 1970er Jahren verblasst gegen IPBES-2019 wie eine historische Randnotiz

wonach dem Diesel zwischen 5 und 10 Prozent Biokraftstoffe beigemischt werden müssen. De facto handelt es sich dabei nicht um Pflanzenreste verschiedenster Art, sondern um gezielt angebauten Mais (vor allem auf Plantagen in den USA, aber immer mehr auch in Deutschland) und eben um Palmöl (vor allem aus Indonesien und Malaysia). Als die deutsche „Umwelt- und Klima-Kanzlerin“ **Angela Merkel** Mitte 2012 Indonesien einen offiziellen Besuch abstattete wurde unverändert Regenwald (vor allem in Kalimantan) gerodet, um Tropenholz zu vermarkten, um Palmöl auf immer gewaltigeren Plantagen zu produzieren, um das Erdöl aus dem Boden der Insel abzusaugen. In den Kommentaren zur Merkel-Reise hieß es, dass Indonesiens Regierung vor allem deutsches Know-How in der Umwelttechnologie schätze. Doch Aufsehen erregt hatte vor allem die Bestellung von 100 gebrauchten Leopard-Panzern aus deutschen Beständen für rd. 230 Mio Euro.

Was das Land mit den 60 Tonnen schweren Ungetümen will, wurde offiziell nicht erklärt. Zum Umweltschutz sind sie eher weniger geeignet; eher schon zum Kampf gegen systemkritische Rebellen im Land. Die intensivere und datengestützte Aufklärungsarbeit über die milliardenschweren Investitionen zur Zerstörung der tropischen Regenwälder sowohl auf Sumatra als auch auf Kalimantan (und im gesamten Tropengürtel unserer Erde) wurde von Nichtregierungsorganisationen erst Mitte der 1980er Jahre in Angriff genommen. Seither sind Tropenhölzer in deutschen Baumärkten nicht mehr sichtbar. Holzprodukte werden zertifiziert, Bio-Nahrungsmittel erhalten (sehr unterschiedliche) Öko-Zertifikate, auf denen meistens weiterhin auch Palmöl verzeichnet ist. Einige richtige Schritte sind in vier Jahrzehnten erfolgt. Aber: das Inselreich Indonesien ist groß und schwer kontrollierbar. Und vor allem: wer hat überhaupt ein Interesse an der Kontrolle vereinbarter Umweltstandards solange es sich um „freiwillige Vereinbarungen“ handelt?

Als Mitte 2013 auf Kalimantan außergewöhnlich große Regenwaldflächen in Flammen standen, sah sich zumindest die Regierung des benachbarten Singapur dazu veranlasst, Indonesiens Umweltminister zum sofortigen Handeln aufzufordern.

*Kalimantans
Regenwälder
brennen seit
Jahrzehnten für
immer neue
Ölpalm-
plantagen⁶*

Indonesien ist der weltgrößte Hersteller von Palmöl, gefolgt von Malaysia und Thailand. Im Jahr 2016 produzierte Indonesien in Sumatra (70 Prozent der Plantagen) und auf Kalimantan, Borneo (30 Prozent) auf einer Gesamtfläche von 11,8 Millionen Hektar 32 Millionen Tonnen Öl. Mit einem Wert von 18,6 Milliarden US-Dollar pro Jahr ist Palmöl das dritt wichtigste Ausfuhrprodukt des Landes, nach Kohle und Erdöl. Anpflanzung und Verarbeitung beschäftigen direkt und indirekt etwa 3 Millionen Menschen.



⁶ Aus: Friends of the Earth: "Illicit land grabs, illegal palm oil, and endangered orangutans",

„Indonesien muss dringend und endgültig dafür sorgen, das Problem an der Quelle zu beseitigen“, so Singapurs Umweltminister Balakrishnan. Die Firmen, die illegal Feuer legen, müssten hart bestraft werden. „Kein Land und kein Unternehmen hat das Recht, die Luft auf Kosten der Einwohner Singapurs zu verpesten“.⁷

Die angedrohte Konsequenz hätte sich mancher problembewußte Beobachter auch von der deutschen GROKO-Regierung gewünscht als ab 2019 Brasiliens und Boliviens Regierungen gewaltige Flächen des Amazonas-Regenwaldes abbrennen ließen und die EU (einschließlich der deutschen GROKO-Regierung) „empört“ mit dem Zeigefinger wackelte – aber professionell ein **Freihandelsabkommen mit Brasilien** und den anderen Mercosur-Staaten ausformulierte, wonach der Sojaexport aus Brasilien in die EU zollfrei gestaltet wird. Und das geht umso besser je schneller noch mehr Regenwald abbrennt.....⁸

Ein Jahr nach Merkels Indonesien-Besuch schloß die Europäische Kommission die übliche „Freiwillige Vereinbarung“ mit der indonesischen Regierung. Darin garantiert die EU die Anerkennung der indonesischen Kontrollmechanismen und macht damit die Einfuhr von Hölzern und Holzprodukten aus nachhaltiger Waldbewirtschaftung einfacher. Wer aber kontrolliert, was in Indonesien „nachhaltig“ ist ??

Natürlich kamen Mike und ich nicht auf die finale Lösungsformel. Schon aus Zeitgründen nicht. Aber die Hoffnung stirbt nur dann, wenn es keine Bürgerinitiativen mehr gibt. NROs wie „Rettet den Regenwald“ in Zusammenarbeit mit Aktivisten vor Ort haben das französische Parlament Ende 2018 dazu gebracht, ab 2020 keinen Palmölanteil im Diesel zuzulassen.

Die „Klimakanzlerin“ duckt sich auch bei solchen Initiativen Frankreichs weg, denkt, sie könne Probleme aussitzen, wie einst ihr politischer Mentor Helmut Kohl – oder es gibt ein geheimes Zusatzabkommen mit Indonesien, wonach die deutschen Panzer nur mit Bio-Diesel bewegt werden dürfen.....

Am nächsten Tag lag dann zwar wieder dieselbe gut durchwärmte Luft wie bei der Ankunft über der Stadt. Aber ich hatte einen Termin mit einem Ingenieur bei der Ölge-

Washington, Nov. 2013. Dazu heißt es in einem Begleittext: “From Main Street to Wall Street, U.S. banks and brands support **illegal forest destruction for palm oil**, Posted Nov. 21, 2013: The financial maneuvers of Bumitama Agria leading supplier to the global market, including to Wilmar International, the world’s largest palm oil trader – also raise questions about compliance with Indonesia’s tax laws and law against money laundering. The report used on-the-ground investigation, global commodity trade data and satellite mapping to document how two companies affiliated with Bumitama have systematically violated Indonesian law, the guidelines of the industry-sponsored Roundtable on Sustainable Palm Oil and the sustainability policies of international finance institutions by illegally clearing thousands of acres of forests and fragile peatlands that are home to some of the world’s greatest biodiversity, including critically **endangered orangutans**. The report is accompanied by a short video providing graphic testimony to the destruction

⁷ diverse Meldungen, u.a. : <http://www.taz.de/Brandrodungen-in-Indonesien/!118971>

⁸ „Die Mercosur-Länder haben beschlossen, durch dieses Abkommen ihre Märkte der EU zu öffnen. Das ist natürlich für die Unternehmen, die Arbeitnehmer und die Wirtschaft auf beiden Seiten des Atlantiks eine sehr gute Nachricht, denn es fallen jetzt Zölle im Wert von über 4 Mrd. Euro pro Jahr weg. Es handelt sich damit um das umfangreichste Handelsabkommen, das die EU je geschlossen hat. Dank der harten und geduldigen Arbeit unserer Verhandlungsführer geht dies auch **mit positiven Auswirkungen für die Umwelt und die Verbraucher** einher. Das Abkommen bringt damit beiden Seiten Vorteile“, so Kommissionspräsident Juncker am 1.7.2019

sellschaft Pertamina, den ich auf jeden Fall wahrnehmen wollte. Der hochbezahlte Ingenieur ließ sich auch durch unsere ASA-Visitenkarte beeindrucken – obwohl ich denke, dass er weitaus mehr durch die Order aus Jakarta beeindruckt war, diesen Besucher gut zu behandeln. Und so leistete der Ingenieur gute PR-Arbeit, erklärte zunächst an einer riesigen Kalimantan-Karte, wo schon Öl gefördert, wo schon neue Felder erkundet waren und dass Pertamina ein Heer von Geologen und Explorationsfliegern unter Vertrag habe, um die Förderung von Öl und Gas nur ja nicht abreißen zu lassen.

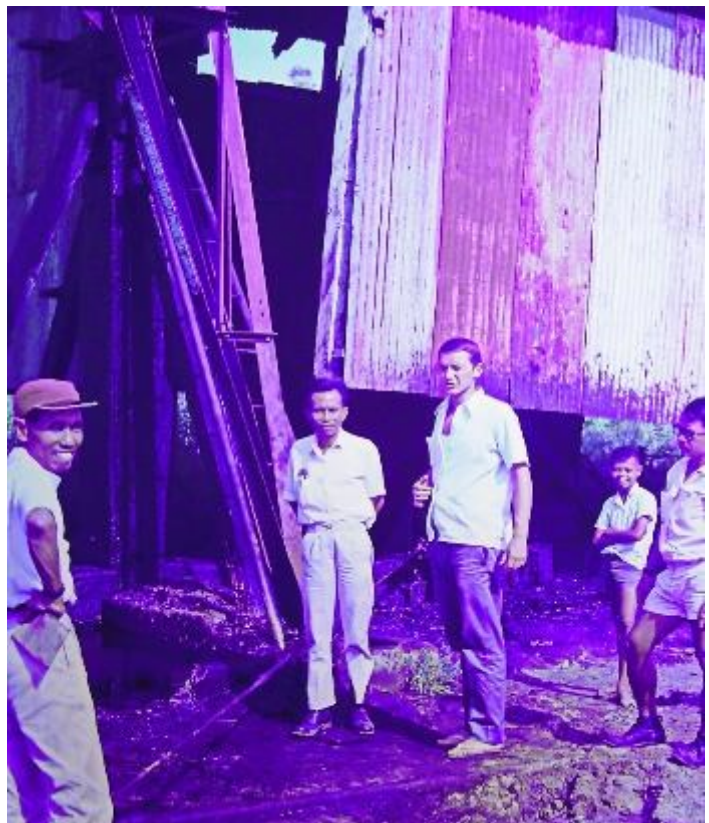
Eingebaut war auch ein kleiner historischer Exkurs. Danach war das heutige Balikpapan bis zur Entdeckung der ersten Erdölquelle im Jahr 1897 nur ein kleines Dorf. Aber um die Jahrhundertwende begann ein rasantes Wachstum. Und wegen der Erdölfelder und der Raffinerien war die Stadt dann im II. Weltkrieg hart umkämpft. Zunächst kam es im Januar 1942 zu einer Seeschlacht zwischen den Alliierten und der Achsenmacht Japan. Und kurz darauf nahmen die Japaner Balikpapan ein. Erst nach Beendigung des II. Weltkriegs fiel die Stadt und ihr Öl wieder an die Alliierten und dann an Indonesien zurück.

Durch unsere langen Dayak-Diskussionen zuvor war ich sensibilisiert und bat um Besichtigung eines Ölfeldes. Das ist natürlich nicht gern gesehen von den Verantwortlichen – weniger weil sie Angst vor Industriespionage hätten als vielmehr, weil so ein „greenhorn“ allzu schnell auch in einen Unfall verwickelt werden kann. Aber der gute Wille war vorhanden. Ich wurde hinaus gefahren und konnte meine Eindrücke sammeln, wie aus Urwaldbewohnern inzwischen Ölarbeiter geworden waren.

Für eine Exkursion weiter ins Landesinnere hat es dann am Schluss doch nicht gereicht, weil diesmal der Rückflug um einen Tag vorgezogen wurde. Irgendjemand hatte wahrscheinlich gesagt: wir haben jetzt unseren guten Willen bewiesen; das muß reichen.... Immerhin hatte ich einen kurzen Eindruck vom Kampf Öl gegen Urwald und sogar (dank Mike) mehr über die Ureinwohner, die Dayaks, erfahren als ich noch in Bandung oder Jakarta erwarten konnte.

*ER bei den Ölarbeitern,
Kalimantan 1968*

Ich war gleichzeitig erschlagen und irgendwie auch zufrieden mit den neuen Erkenntnissen und Borneo-Erfahrungen. Beim Rückflug konnte ich noch ein bisschen mit meinen Pertamina-Nachbarn über diese Eindrücke plaudern. Dabei hätte ich gerne mehr als nur diesen höflichen small talk geführt, vor allem, weil ich nicht nur durch die enge Verbindung von ethnischer Unterdrückung (Dayaks) und umweltfeindlicher Ausbeutung der Holz- und Ölreserven auf Kalimantan noch ganz aufgewühlt war.





Der tropische Regenwald auf Borneo wird seit Jahrzehnten systematisch zerstört.

Borneos Urwälder schützen

„Save Our Borneo“ kämpft für die letzten Wildnisse

Palmöl soll in der EU nicht mehr als Biodiesel gelten und Indonesien hat ein Moratorium verhängt. Trotzdem verschwindet weiterhin Regenwald auf Borneo. „Save Our Borneo“ will das verhindern ab 2030 vielleicht

Hier können wir nicht los. Und ist enttäuscht. Warum gibt es keinen Streit mehr? „Die Lastwagen mit den Palmfrüchten laden den ganzen Diesel.“ Am nächsten Tag erst können wir aufbrechen. Wir fahren zu dem Ort, an dem unser Partner „Save Our Borneo“ die indigenen Gemeinschaften dabei unterstützt, die Regenwälder von Zentralkalimantan zu retten.

Wir fahren von Palangkaraya gen Westen auf einer von Karan nach anbesetzten Loggingstraße. Heute ist sie asphaltiert. Rechts und links erstrecken sich Palmölplantagen – kilometerlang, fließend und horstend. Nichts als junge Palmen und kalte Bergklippen, bis wir zum Sembuluh-See kommen, dem größten See der Provinz.

Die Dörfer am See sind umzingelt von Plantagen. Seit 1996 vernichten Ölpalmdressen den Regenwald und zerstören die Existenz der Bewohner, die eigentlich vom Wald, Fischfang und kleinen Gärten leben. Die Plantagen gehören großen Konzernen: zum Beispiel Wilmar, Best Group und DOL. Einige Bewohnern ist es gelungen, Besitzurkunden für die

Borneo

Borneo, die drittgrößte Insel der Erde, ist geologisch sehr alt. Borneo liegt nicht auf dem indonesischen „Feuerring“ und weist keine vulkanischen Aktivitäten auf. Bis in die 1950er Jahre war Borneo fast vollständig von Urwäldern bedeckt. Die an flachen Stellen sehr armen Regenwaldböden gleichen den Mangro durch Artenvielfalt aus. Diese ist von Ort zu Ort sehr unterschiedlich. Jeder Kahlschlag bedeutet Verlust an Biodiversität. Die Entwaldung Borneos hat biologisch gesehen noch gravierendere Auswirkungen als zum Beispiel auf Sumatra.

Politisch gehört Borneo zu drei Staaten. Der indonesische Teil, Kalimantan genannt, ist so groß wie die Iberische Halbinsel. Hier leben 15 Millionen Menschen.



letzten unberührten Flächen zu erwerben, auch mit der Unterstützung von „Save Our Borneo“. Straßenzüge die Menschen überlasteten Wälder. Sie sind für sie heilig.

Seit Anfang März 2018 droht den Wäldern am Sembuluh-See das Aus: Die Plantagenfirma PT Salimok Ladang Nus (SLM) begann, eine Straße durch den Wald Batu Gadar zu schlagen. Die Bewohner stellten sich dem Bulldozer entgegen. „Save Our Borneo“ ist seither vor Ort. Ein Teil des Waldes ist zerstört, doch weitere Zerstörungen konnte die Organisation bisher verhindern.

„Save Our Borneo“ hat Dokumente und Beweise zusammengetragen, die Geobotaniker durch SLM belegen sollen. Doch oft denken die Behörden die Firmen, hinter denen mächtige Konzerne und korrupte Lokalpolitiker stehen. Jetzt geht es „Save Our Borneo“ darum, den Druck auf SLM zu erhöhen: Hunderte Einwohner von Sembuluh-See demonstrieren vor den Plantagen. Es ist eine große Aktion. Polizei steht an, die Stimmung ist angespannt. Man weiß nie, ob die Polizei die Menschen schützt oder ob sie wie ein Sicherheitsdienst für die Plantagenbetreiber auftritt.

Auch aus dem Nachbarland erreicht die Aktivisten von „Save Our Borneo“ ein Alarm: Eine indigene Dayak-Gemeinde aus Kinapas wetet sich gegen



Auf der Spur der Holzmafia: Mithilfe der Drohne sammelt Udin von „Save Our Borneo“ Beweise. Unten: „Zeit von unser Land und unseren zerstörten Wald zurück!“ Bewohner von Sembuluh protestieren im Januar 2020 gegen die Vernichtung ihres Dorfes.



Mir waren auch wieder die Artikel eingefallen, die ich über das indonesisch besetzte West-Timor gelesen hatte, wo die einzelnen Papua-Völker sich deutlich aktiver gegen die Akkulturation und die Fremdherrschaft der indonesischen Militärregierung Suharto wehren.⁹ Ich hätte Ost-Timor, ehrlich gesagt, auch gerne wegen der völlig anderen, wilden Berglandschaft, der zahlreichen eigenständigen Volksgruppen, wegen der offenbar noch praktizierten animistischen Gebräuche (wie die dortigen Christen gerne sagen) besucht. Aber so kurz der Aufenthalt auf Borneo war, so wichtig blieb er als Augenöffner für mich.

Zwischendurch schweiften die Gedanken allerdings schon wieder ab, denn in drei Tagen sollte ich in Bandung an der Uni über die aktuelle deutsche Entwicklung referieren. Wenn der Flieger heil bis Jakarta kommt, brauche ich nur noch den Zug bis Bandung und alles wird planmäßig laufen. Die Diskussion mit den Studenten der Technischen Hochschule (die von den Holländern gegründet wurde) war schon etwas Besonderes. Es sind in erster Linie Ingenieure, die an dieser Elite-Uni ausgebildet

⁹ General Suharto blieb 30 Jahre lang Regierungschef und erst als er 1998 zurücktrat nutzten die vielen Ethnien auf den indonesischen Inseln den nachlassenden Druck der Zentralregierung, um sehr deutlich, teils sehr blutig für ihre Unabhängigkeit und für die eigene Identität zu streiten. Dabei hatten sie dann allerdings nicht nur das politische Jakarta gegen sich, sondern auch einige der größten Multinationalen Konzerne der Welt, für die der Ressourcenreichtum auf den vielen tausend Inseln vor allem eine unerschöpfliche Profitgarantie darstellt

werden und unter der aktuellen Regierung Suharto nicht gerade zu gesellschaftspolitischen Diskussionen ermuntert werden. Vor zwei Wochen war dennoch die Bestätigung für die Veranstaltung gekommen. (Wahrscheinlich hatte mein Gastgeber, Herr Kasoem, im Hintergrund wieder den Daumen hoch gehalten). Und dann hatte ich auch unsere ganze ASA-Gruppe eingeladen, um dem Treffen – im Sinne der ASA-Philosophie – noch mehr Gewicht und Gesicht zu geben. Dieses Studententreffen durfte also nicht schiefgehen

Ost-West / Nord-Süd - Debatten in der Universität Bandung

(Brief-Auszug:)

Wir hatten zum Teil als Gruppe (auf Bali), zum Teil individuell durch unsere Gastfamilien, zum Teil auch durch die neu gewonnen studentischen Freunde Ausschnitte des riesigen indonesischen Inselreiches kennen gelernt, besonders Java und Bali, dazu ein bisschen Sumatra und ich selber hatte auch an Kalimantan geschnuppert. Allmählich fühlten alle ASAten sich in der Lage, Fragen und Haltungen unserer indonesischen Gastgeber richtig zu verstehen und einzuordnen. Jetzt machte es auch Sinn, auf die dritte Säule des ASA-Programms einzugehen, auf das Interesse der Studierenden. Jeder von uns war in seinem Fachbereich schon auf neugierige Fragen der indonesischen Kommilitonen getroffen. Des Öfteren zielten solche Fragen auf das Nebeneinander (auch Miteinander?) des kapitalistischen und des sozialistischen Deutschland in einem Europa, das sich 20 Jahre nach dem Krieg um ein neues Zueinander bemühte.

Dabei spielten die ungeklärten Erwartungen an den gerade vor einem Jahr gegründeten südasiatischen Staaten-Verbund ASEAN eine wichtige Rolle. ASEAN hatte seinen Hauptsitz in Jakarta eingerichtet und führte so unterschiedliche Staaten zusammen, wie Indonesien, Thailand, Malaysia, die Philippinen und den Stadtstaat Singapur. Die Kritiker von ASEAN konnten nicht erkennen, wie aus so unterschiedlichen Staaten (Interessen) Synergien für eine neue Gemeinsamkeit entstehen könnten – also mehr als nur solche Sprechblasen, wie Förderung des regionalen wirtschaftlichen Aufschwungs, des sozialen Fortschritts und der politischen Stabilität zum Wohle aller Beteiligten. Besonders an den indonesischen Universitäten flammte daher immer wieder die Diskussion über die Entwicklungen auf der anderen Seite der Weltkugel auf (Europa) und die Frage, in welchen Formen verlaufen dort die bisherigen antagonistischen Auseinandersetzungen zwischen NATO und Warschauer Pakt? Welchen Stellenwert haben die massiven Kritiken in ganz Europa gegen den Krieg der USA in Vietnam? Wird durch die Studentenunruhen tatsächlich ein neues Modell von partizipativer Demokratie und mehr soziale Ausgewogenheit (Gerechtigkeit) in Europas Gesellschaften ermöglicht?

Deutschland war eindeutig das Paradebeispiel für diese beobachteten Unvereinbarkeiten.

Deutschland, das aus südostasiatischer Sicht unmittelbar vor einem Bruderkrieg zu stehen schien. Schließlich zeigte das indonesische Fernsehen die sowjetischen und die US-amerikanischen Panzer auf beiden Seiten des Brandenburger Tores. Als wir im November 1968 schon wieder zurück in Deutschland waren, schrieb mir einer meiner Gesprächspartner aus Bandung, weil er soeben in den Nachrichten erfahren hatte, dass offenbar der deutsche Kanzler auf dem CDU-Parteitag von einer Frau aus dem Publikum ins Gesicht geschlagen wurde. Sie soll den Kanzler öffentlich als Nazi beschimpft haben. (Es ging damals um Kanzler Kiesinger, der ja im Dritten Reich als

Richter aktiv war). Der Dozent aus Bandung schrieb noch, dass eigentlich jedermann in Indonesien völlig überrascht war, dass die Frau (Beate Klarsfeld) nur zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt wurde. Im militärisch geführten Inselreich wäre sie wahrscheinlich zum Tode verurteilt worden. Und dann bedauerte er, dass wir nicht gerade zu diesem Zeitpunkt in Bandung waren. Er und seine Kollegen hätten gerne mit uns auch solche komplexen Wahrheiten diskutiert – und natürlich auch das ganze Phänomen der nicht endenden Studentenunruhen und der Straßenschlachten in Berlin und Frankfurt und Paris etc und die Wirkungen des zivilen Widerstandes gegen die politische Führung Deutschlands.....

Aber zunächst war es noch Sommer um uns herum und wir waren alle noch in Bandung. Die „unpolitischen“ Bandung-Studenten wollten jetzt von der eigenen Generation aus Deutschland Einschätzungen über Ursachen, Zusammenhänge und mögliche Folgen des Vormarsches russischer Verbände gegen kritische ost-europäische Zivilgesellschaften hören. Und sie wollten von uns unsere Einschätzung hören, wie weit sich der Vietnamkrieg möglicherweise auch bis Indonesien und Australien ausdehnen könnte, weil niemand die psychologische Wirkung der amerikanischen Niederlage durch den Vietkong abschätzen konnte. Bei diesen hoch brisanten Themen waren wir ASA-Studenten keineswegs alle der gleichen Meinung. Wir Deutschen hatten erst im Laufe der Debatte an der Uni Bandung verstanden, dass es bei dieser Diskussion auf einer Meta-Ebene auch um etwas sehr spezifisch Indonesisches ging, nämlich die Gültigkeit der fünf staatstragenden Prinzipien der indonesischen Verfassung von 1945:

1. *Übergreifende Göttliche Herrschaft*
2. *Humanismus / Internationalismus*
3. *Nationale Einheit*
4. *Demokratie*
5. *Soziale Gerechtigkeit.*

Diese 5 Prinzipien werden von der Militär-Regierung offenbar nicht mehr so hoch gehalten, wie bei der Staatsgründung 1945. Unsere Veranstaltung verschleierte diesen Zweck gegenüber der Ordnungsmacht, die eine solche öffentliche Debatte sonst wahrscheinlich gar nicht zugelassen hätte. Aber uns ASAten waren beide Aspekte dieser großen Debatte recht: über die komplexe Lage in Deutschland (Europa) zu informieren und über die komplexe Lage in Indonesien tiefere Einblicke zu gewinnen.

ETWAS GELERNT DURCH ASA

Zurück an der Uni in Bochum haben mir die Fragen und Kommentare der deutschen Kommilitonen deutlich gemacht, wie gemütlich wir uns in unserem kuscheligen Europa eingerichtet haben und wie wenig wir von den vielen Gesichtern Indonesiens und den Bruchlinien seiner Entwicklung wissen - vor allem jenseits der Bali-Idylle. Auch in Indonesien gab es sehr heftige Auseinandersetzungen zwischen einem maoistischen, einem sowjetischen, einem klassisch-kapitalistischen Entwicklungsweg - mit oder ohne Islam; mit oder ohne Hinduismus; mit oder ohne Christentum. Was wir durch das ASA-Programm vor Ort lernen konnten, habe ich daher einige Monate später in einen Aufsatz gegossen, der noch sehr stark durch die beherrschende Kontroverse zwischen "Ost" und "West" beeinflusst war, mir aber ziemliche Anerkennung durch den Indonesien-Fachdozenten am Bochumer Institut für Entwicklungspolitik - Prof. Willy Kraus - einbrachte.¹⁰

¹⁰ ER: *Indonesien heute - Eine kommunistische Basis?*, in: E-A v. Renesse: *Revolte und Revolution in Entwicklungsländern*, Gütersloh 1969.

Unter der Regierung Suharto war der US-amerikanische Einfluss auf politische und wirtschaftliche Entscheidungen besonders deutlich. Dabei stieg die Nervosität der US-Berater ständig aufgrund der Entwicklungen im Vietnam-Krieg. Die Kalte-Kriegs-Denkmuster der USA: wir, die Kapitalisten sind die Guten; sie, die Kommunisten sind die Bösen hat sich bis heute nur wenig gewandelt und ist nach wie vor zu simpel gestrickt – im Irak, in Afghanistan, in der Ukraine und so auch damals in Indonesien. Als Abschluß dieser spannenden Reise-Phase hier nur auszugsweise ein paar kurze Abschnitte aus dem Aufsatz von 1968, in dem ein paar Dinge angesprochen sind, die ihr Gewicht bis heute nicht wirklich verloren haben:

ER: Indonesien 1968 - Eine kommunistische Basis? (Auszüge)

DIE CHINESEN ALS GEHAßTE MINDERHEIT IN INDONESIA

Mit der Erwähnung der Chinesen wird eines der Hauptprobleme des Landes berührt. Durch die Indonesier diskriminierende Kolonialpolitik der Holländer gelangten chine-sische Händler und Kaufleute schon früh in eine besondere Mittelstellung. Nach oben waren sie deutlich gegen die Holländer abgegrenzt. Ebenso strikt sahen sie selbst darauf, ihren Status gegenüber den Einheimischen zu sichern. So war bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts praktisch keine indonesische Intelligenz vorhanden. Zwischen 1917 und 1927 bestanden nur 78 Indonesier die Reifeprüfung bei einer Bevölkerung von etwa 48 Millionen Einwohnern.

Aufgrund dieser Privilegien und nicht zuletzt wegen ihres ausgezeichneten Organisationstalentes verstand es die chinesische Minderheit, einen Handelsapparat aufzu-bauen, der auch heute noch große Teile der indonesischen Wirtschaft kontrolliert (und die Dynamisierung der „Seidenstraßenpolitik“ Pekings erleichtert).

*Hinzu kommt, dass der chinesische Einfluss gleichsam institutionalisiert ist. Die kleine Gasse *pintu katjil* in Jakarta-Chinatown (Glodok) ist schlichtweg Indonesiens Wallstreet. Der Unwissende will sie mit flüchtigem Blick nach links und rechts rasch durchheilen. Er sieht die üblichen, angemoderten Holzhäuser neben Abfall und Gerümpelbergen, mit einer stinkenden, traurigen Kanalkrümmung dahinter. Er vermutet dort das gleich-niedrige soziale Niveau, wie es überall in den Kotas indonesischer Städte zu finden ist. Doch hier durch *pintu katjil* fließen mindestens 50 v. H. des gesamten indonesischen Geldumlaufs, hier schlägt hinter Bretterläden das finanzpolitische Herz der Republik. Im ganzen Lande kontrollieren die 3 Millionen Chinesen wohl 80 v. H. des Handels, und hier hinter den Hüttenwänden in Glodok laufen die Fäden zusammen. Anders als die Chinesen sind die Jawaner kaum unternehmerische Persönlichkeiten. Die jawanische Werteskala reiht Geschäftserfolg und Management niedrig ein. Dagegen sind klangvolle Ämter begehrt. Nicht der reale Wert einer Position zählt, sondern weit mehr ihr Prestige.*

Mithin gehört nicht viel Phantasie dazu, sich die Eskalation gegenseitiger Abneigung vorzustellen, die sich im Laufe der Jahrzehnte entwickelte. Kurz: die Verurteilung der Chinesenfreundlichkeit Sukarnos, die immer auch Kommunistenfreundlichkeit bedeutete, wurde willkommenen Anlaß zu ausgiebigen Pogromen.¹¹

¹¹ *Obschon sie die Chinesen, etwa bei den blutigen Massakern 1740-1742 in Batavia oder zwischen 1820 und 1850, immer wieder unterdrückten, konnten die Holländer doch letztlich nicht umhin, die chinesischen Händlerorganisationen für ihre Kolonialpolitik zu benutzen. Außerdem dienten die Chinesen als Kulturtransformatoren. »The modernist Chinese school system which grew up in Indonesia was a major source of cultural influences. It began with the founding of the Tiong Hoa Hwe Koan in Batavia in 1900. Within a very few years, Chinese communities all over Java had established similar or identical organizations.« (Vgl. D. E. Willmott : *The Chinese of Semarang*, Ithaca N. Y. 1960, S. 25.).*

Wenn Sukarno im Frühjahr 1966 bei Gelegenheit einer seiner letzten Reden die Ziffer von

DER KULTURELLE REICHTUM DES LANDES ALS BARRIERE GEGEN DEN KOMMUNISMUS

*In Indonesien hat die Natur den Bewohnern des Inselreiches unternehmerische Weitsicht und vorausplanende Organisation abgenommen. Von Hunger als Bedingung für einen kommunistischen Nährboden kann man in Indonesien kaum sprechen. In Indonesien bestehen auch keine guten Voraussetzungen für Begriffe, wie Entfremdung und Ausbeutung. Dem einen steht das Gotong-rojong-Prinzip entgegen, dem anderen das lange gültige Adat-Recht. **Gotong-rojong** heißt im Grunde nichts anderes als: gegenseitige Hilfsbereitschaft. Dieses Gesellschaftsprinzip ermöglicht es auch, dass 80 v. H. der Bevölkerung aus dem gesamtstaatlichen Wirtschaftszyklus ausgeklammert leben können. Ein Dorf ist eine große Familie, und vier Dörfer sind nur eine etwas größere Familie. Für die Existenz der klassischen Proletarier ist kein Raum, im Gegenteil. Auch wenn etwa 60% landlose Agrarbevölkerung existiert, so bedeutet das unter der Herrschaft des Adat-Rechts nur die Eigentumslosigkeit, aber noch lange nicht die Besitzlosigkeit dieser Landbevölkerung.*

Für die indonesischen Verhältnisse sprechen solche Beispiele: Auf dem Gelände der seit einigen Jahren im Ausbau begriffenen Universität in Medan sind eines Tages ein paar Bauern erschienen und haben sich auf dem feuchten Boden ihre Sawahs (Nassreisfelder) abgesteckt. Heute ernten sie ungestört ihren Reis. Die Dozenten zucken die Schultern und warten ab, was sich da noch ergibt. Landeigentümer erzählen mit Gleichmut, dass einzelne ihrer Pächter sich schon lange nicht mehr mit dem 50% Ernteanteil bei ihnen einfinden. In einem solchen Lande sind schwerlich Parallelen zu den Lebensbedingungen des sowjetischen Landproletariats und der Kulacken oder zur Opferbereitschaft für einen ähnlich langen Marsch wie unter Mao Zedong zu entdecken

40 Jahre später hob eine Analyse des Düsseldorfer Instituts für Außen- und Sicherheitspolitik sehr ähnliche Punkte hervor, die eigentlich zeigen, dass eine ganze Generation in Indonesien verschlissen wurde, ohne die Lebensqualität für die Mehrheitsgesellschaft im Lande den Möglichkeiten entsprechend zu verbessern.¹² Von Kalimantan ist in der Analyse allerdings gar nicht die Rede, was nicht für das Düsseldorfer Institut spricht. Denn im Inselreich **tickt schon lange eine gewaltige ökologische Zeitbombe** mit erheblichen Auswirkungen auf Biodiversität und die Klimaentwicklung!!



87000 Opfern der Massaker nannte, so stehen dieser >amtlichen< Maßzahl inoffizielle Schätzungen zwischen einer und zwei Millionen gegenüber.

¹² Dominik Kneer: Länderanalyse Indonesien (DIAS-Analyse No.24, März 2008)

Venezuela

**als Arbeits-
und Studien-
Aufenthalt**

*mit
Nachbereitungen
in*

Mexico

Guatemala

Ecuador

Kolumbien



INHALT

ASA II: FRAGEN ZUR LEBENS- UND BERUFSBILDUNG	97
Engagement im Rancho von Petare (Caracas)	
Leben in Caracas und seiner sozialen Schizophrenie	
San Felipe und mein persönlicher Gewinn aus der ASA-Tour	
Guayana – Ende einer venezolanischen Exkursion	
NACHBEREITUNGEN VON ASA II IN MEXICO UND ECUADOR	109
Pátzcuaro : mexicanische Erwachsenenbildung als UNESCO-Projekt	
Mexico, D.F. : Revolutionäre und Identitäten	
Der Teotihuacán-Saal	
Der Tolteken-Saal	
Der Azteken-Saal	
Cuernavaca : mexicanische Erwachsenenbildung als revolutionäres Projekt für Lateinamerika	
Oaxaca – Monte Albán, die Zapoteken-Metropole	
Puerto Angel, mexikanischer Pazifik	
Vom asiatischen Meer zum nordatlantischen und bei den Olmeken vorbei	
San Cristobal und die „Humanoiden“ Tzotzil	
Von Mayas und Mayas, hop-on, hop-off	
EIGENTLICH KOLUMBIEN – DANN ABER DOCH VOR ALLEM ECUADOR	135
Galapagos: mit den Augen des revolutionären Darwin	
Quito-Chimborazo-Otavallo: von Darwin zu Humboldt	
Quito und die Mitte der Welt	
Otavallo – Goldkettchen und Schweinsköpfe als Markenzeichen	
Ecuador -Spannungsfeld von Regenwald, Indios und Öl-Konzernen oder der kriminelle Lobbyismus eines FDP-Entwicklungsministers	
Schließlich doch noch Kolumbien mit Bogotá-Zentrum und Cúcuta-Schmuggelgrenze	
DIPL. SOZ. IST GESCHAFFT	152

ASA II : FRAGEN ZUR LEBENS- UND BERUFSBILDUNG

1970 arbeitete ich schon einige Semester lang als Studentische Hilfskraft am Institut für Entwicklungspolitik in Bochum. Dadurch verschob sich – nicht übermäßig schnell, aber eben doch – mein Studienschwerpunkt hin zu den Sektoren Soziologie und Politik der Entwicklungsländer und weg von meinem ursprünglichen Hauptstudium der Germanistik mit dem Unterpunkt Soziologie der Literatur.

Der ASA-Aufenthalt in Indonesien hatte dazu geführt, dass ich an der Uni einen Arbeitskreis Dritte Welt aufbaute. Wir bekamen dafür zwar einen der Seminarräume in der Uni. Dennoch bildete sich nur ein innerer Kern von einem halben Dutzend besonders Interessierter. Dieser Kern war klein genug, um immer auch mal in meinem Zimmer im Studentenheim zu tagen. Monika, die zusammen mit Ernst Albrecht von Renesse zuvor die Tür für meine ASA-Teilnahme mit aufgestossen hatte, gehörte zu diesem engeren Kreis und wohnte unter demselben Dach. Wir waren inzwischen sehr eng befreundet. Mich hatte man zum Studentenvertreter in der Stiftung Studienkreis in Wentorf gewählt, die das ASA-Programm organisierte. Allerdings diskutierten wir in unserem Arbeitskreis über eine andere Bewerbungsmethode zum ASA. Dem Leiter der Stiftung Studienkreis, dem blinden Dr. Harbs, machte ich dann bei einem der Routinetreffen den Vorschlag, dass eine Gruppe von Studenten einer Uni sich als Gruppe auf ein ASA-Projekt vorbereitet und sich in dieser Form für ein bestimmtes Land bewirbt – statt der Einzelkämpfer-Ausscheidungen, wie ich es noch selber bei Indonesien erfahren hatte. Aus unterschiedlicher fachlicher Sicht sollte die Gruppe an eine übergeordnete Fragestellung herangehen und damit die komplexen Probleme im Gastland komplementär zu verstehen und zu beantworten versuchen. Dr. Harbs akzeptierte die Idee und gab mir grünes Licht für unseren Bochumer Arbeitskreis. Er sollte Testfall werden. In Bochum einigten wir uns als ASA-Land auf Peru und arbeiteten bis zum nächsten Bewerbungstermin so erfolgreich am Thema Peru, dass wir tatsächlich als Gruppe die Auswahl bestanden. Kurz danach rief Dr. Harbs dann allerdings an, um einerseits zu gratulieren, um aber gleichzeitig zu sagen, dass es für den nächsten ASA-Peru so viele und gute Bewerber gebe, dass wir nicht auch noch in das Inca-Land fahren könnten. Aber er biete uns ein ganz neues ASA-Land an: Venezuela. Immerhin auch spanischsprachiges Lateinamerika. Von der Bochumer Gruppe wollten zunächst 6 diesen Wechsel mitmachen. Am Ende blieben vier, darunter Monika und ich. Und alle 4 waren jetzt nicht nur neugierig auf dieses weniger bekannte Venezuela. Vielmehr wollten wir auch akademisch von dieser Reise, von diesem Einsatz profitieren. Die Voraussetzungen waren nicht schlecht mit Ilse (Politologin), Monika (Pädagogin), Helmut (christlicher Sozialhelfer) und mir (Soziologe). Wir einigten uns als gemeinsames Thema auf: *Die Bedeutung der Bildungspolitik für die Entwicklung Venezuelas* und fanden schnell zu unserer internen Arbeitsteilung. Ich beschloß, mit Blick auf die absehbar fällige Diplomarbeit, den ASA-Venezuela genau dafür zu nutzen. Unser Arbeitsthema war auf der Höhe der entwicklungspolitischen Debatte in Deutschland wie auch in Lateinamerika. Denn neben Brasilien (Paolo Freire) und Mexico (Ivan Illich) leistete auch Venezuela bei diesem gesellschaftskritischen Thema einen wichtigen Beitrag in den internationalen Gremien in der Person von Felix Adam. Felix Adam war Abteilungsleiter im Bildungsministerium und unterrichtete an der Zentraluniversität in Caracas. In seinem Denkgebäude stand die Andragogik im Mittelpunkt, also die Erwachsenenbildung. Und er benannte dabei 3 tragende Elemente:

- die betreffenden Personen müssen einen starken Wunsch nach selbst gesteuertem Lernen haben und das auch zeigen

- sie wollen ihre (Lebens-)Erfahrungen in den Lernprozess einbringen
- sie sehen als Zweck ihres Lernens, die Probleme ihres Alltags weitgehend selbst lösen zu können.

Als wir am Flughafen in Caracas eintrafen fragten die Beamten als erstes, ob jeder auch ein Rückflugticket habe und wollten es sehen. Erst dann erhielten wir das Einreisevisum.

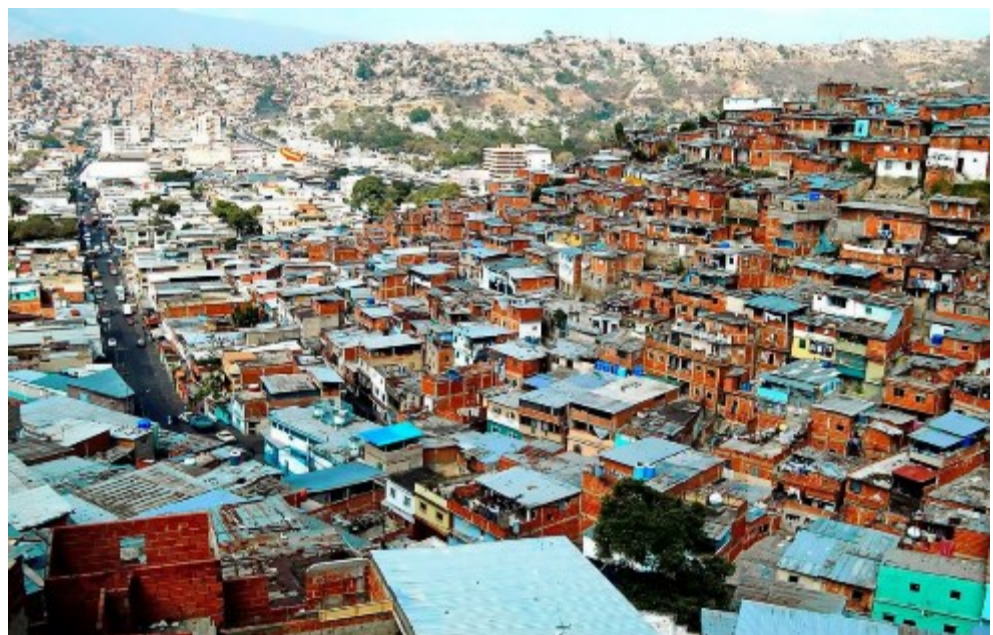
Engagement im Rancho von Petare (Caracas)

Wir hatten zunächst eine gemeinsame Unterkunft im Gästehaus der evangelischen Gemeinde in Caracas gefunden und haben uns später im Landesinneren unseren jeweiligen ASA-Platz gesucht und gefunden. Dank unserer intensiven Vorarbeiten zu Hause war es nicht allzu problematisch, ganz gezielt bestimmte Personen zu avisieren und uns bei bestimmten wichtigen Institutionen anzumelden. Dazu gehörten Professoren an der Zentraluniversität, wie Heinz-Rudolf Sonntag oder der Vertreter der Friedrich-Ebert-Stiftung, Klaus Lindenberg. Sie alle hatten sich nicht nur Zeit für uns genommen, sondern immer auch - nach dem Schneeballsystem - neue Kontakte ermöglicht. Wir führten längere Gespräche mit Leuten vom Erziehungsministerium, mit Studenten, mit verschiedenen kirchlichen Organisationen (amerikanische Lutheraner, belgische Jesuiten), die bestimmte Projekte in den Armenvierteln durchführen, mit Anthropologen und anderen mehr. Für mich speziell besaß das Treffen mit Klaus Lindenberg Langzeitwirkung. Etliche Jahre später trafen wir uns beinahe regelmäßig im politischen Raum in Deutschland als Klaus der Assistent von Willy Brandt in Bonn war und ich Lateinamerikareferent der Friedrich-Ebert-Stiftung nur ein paar Ecken entfernt von der SPD-Baracke und Brandts Büro in Bonn.

Jetzt in Caracas hatten wir über die evangelischen Freunde Kontakt zu einem Jesuiten-Priester gefunden, der sehr basisnah in einigen Vororten von Caracas arbeitete. Einer dieser Vororte – in Venezuela heißen sie Ranchos, Ausländer sagen eher „slums“ – hieß Petare. Der Priester sagte, wenn ihr wirklich etwas Sinnvolles tun wollt und die Lebenswirklichkeit der venezolanischen Mehrheit kennenlernen wollt, dann geht nach Petare und helft den Leuten.....

Blick auf den Rancho Petare

Helmut und ich zogen in Petare ein. Eine Familie freute sich über zwei kräftige junge Männer, die bereit



waren, beim Ausbau ihrer jetzigen Elendshütte mit Hand anzulegen. Denn die Familie

hatte sich in eine Spar- und Kreditgenossenschaft der Jesuiten eingeschrieben, regelmäßig kleine Beiträge eingezahlt und hatte gerade den Zuschlag für eine Partie Hohlblocksteine und Zement erhalten. Die sollten / mußten jetzt schnell verarbeitet werden, um den Wohnraum für Eltern und Kinder erträglicher zu vergrößern. *Wir brachten also keine Entwicklungsgelder mit, nur unsere Arbeitskraft.* Jetzt kam mir natürlich sehr meine praktische Zeit auf den Baustellen in Oberhausen zugute. Aus den Tagen existieren auch noch ein paar Briefe nach Hause, die die persönlichen Stimmungen widerspiegeln und den Erkenntnisgewinn, dass persönliches Engagement und Kooperationsbereitschaft keineswegs ausreichen, um auch die Interessen der Menschen zu treffen, für die man sich gerne einsetzen möchte.

(Brief-Auszug, 1970:)

Zwar war unsere Familie nicht repräsentativ (weil evangelisch und nur 2 Kinder), aber der Einblick ins Rancho-Leben war dennoch aufschlussreich: es gibt so gut wie kein Haus ohne Radio und Fernseher, sehr häufig Kühlschränke, ab und zu eine Polstergarnitur, ab und zu ordentliche Zementfußböden, meistens mehrere Kammern ("Zimmer"), dafür kaum irgendwo Fensterscheiben oder Gardinen oder etwas Bad-Ähnliches.

Gewaschen wird sich an einem Regenfass draußen - wobei allerdings fast überall fließendes Leitungswasser hingelangt, Geschirr wird kalt gespült, Wäsche waschen habe ich nicht miterlebt. Viele Familien sparen, um Steine, Sand, Zement zu kaufen, um mit einem Mäuerchen ihr Anwesen von vielleicht 30-40 m² abzugrenzen oder auch um eine feste Toilette oder Dusche zu bauen.

Helmut's Morgenwäsche in Petare

Die Bewohner sind überaus freundlich zu uns. Wir haben praktisch von der 1. Minute an guten Kontakt zu den Kindern und später auch mit den rundum wohnenden Erwachsenen gehabt. Dies vor allem auch, weil wir nicht als Neugierige kamen, sondern, um unserem Gastgeber zu helfen, eine neue Hauswand aus Stein zu bauen, die eines Tages zu einem kleinen Steinhäuschen heranreifen sollte und dann die aktuell bestehende Bretterhütte überflüssig machen würde.

Nach ein paar Tagen sind wir allerdings aus dem Rancho wieder ausgezogen, weil wir erkannt hatten, dass wir in Wirklichkeit eine erheblich größere Belastung für die Familie waren als echte Hilfe. Wir arbeiteten zwar den ganzen Tag im tropischen Rhythmus, aber wir zwei Zusatzpersonen nahmen der Familie viel zu viel an Lebensraum weg, verbrauchten zu viel teures Wasser und forderten - ohne es zu wollen oder immer zu merken - zu viel zusätzliche Aufmerksamkeit und Energie von den Familienmitgliedern. Bei aller Kürze dennoch ein sehr wichtiger Lernprozess für Helmut und für mich.





*ER und Ilse †
beim Hausbau in
Petare*

*(die immer
engagierte Ilse hat
sich im Januar 2021
definitiv von uns
verabschiedet)*

Leben in Caracas und seiner sozialen Schizophrenie

Es waren geschäftige Wochen, die mittlerweile ins Land gegangen waren. Jeder Kontakt, den wir mit Privatpersonen oder Institutionen knüpfen, schlägt wie ein Stein ins Wasser und produziert seine größeren und kleineren Wellen. Aber neben dem, was man unser "offizielles Programm" nennen könnte, gibt es immer wieder hinreichende "private" Einblicke. So waren wir kürzlich zu dritt (Ilse, Monika, ich) auf einer Party des Erziehungsministeriums, die zu Ehren der erfolgreichen Absolventen eines Zentrums für Erwachsenenbildungsfachleute gegeben wurde. Jeder von uns dreien krallte sich - wie bisher üblich - sofort die unterschiedlichsten Besucher, um Kursprogramm und Einsatzmöglichkeiten der Absolventen in den verschiedenen lateinamerikanischen Ländern zu eruieren und zu diskutieren. Die Party-Gäste waren sich als Fachleute zum Glück der Unterschiedlichkeiten ihrer Heimatländer voll bewußt und schoren nicht alles über denselben Kamm. Für uns ein gutes Signal, dass sie die konkreten Möglichkeiten von Bildung / Erwachsenenbildung als Hebel der gesellschaftlichen Veränderungen nüchtern genug angingen und auf ihre jeweiligen Gesellschaften bezogen.

Zu dieser Party hatte sich bei mir schon jede Menge Diskussionsstoff angesammelt, nachdem ich zuvor bei einer großen Demonstration gegen das neue Hochschulgesetz mit einigen der Studenten intensiv auf dem Campus diskutieren konnte. In Parenthese: die Studenten, auf die ich bisher gestoßen war, hatten ein kaum nachvollziehbares unpolitisches Selbstverständnis - so wie sie auch diesen Streik nur aus ökonomischer Perspektive geführt haben. Sie fordern mehr Geld für ihre studentischen Angelegenheiten in der Uni und hängten den repressiven Charakter des Hochschulgesetzes gerade noch soeben als Legitimationsnachweis für diesen Streik hinten an. Selber war ich nur zufällig in diese Diskussionen hinein geraten, weil ich mir für den Vormittag den Besuch der Zentraluniversität vorgenommen hatte, um mir die hoch interessante Architektur mit ihrer faszinierenden Anpassung an Klima, Licht, Regen, Akustik anzuschauen. Ich war von allem begeistert, was ich dort sah und hörte.

Das Gelände war einmal die Hacienda von Simón Bolívar gewesen und mitten im Zweiten Weltkrieg vom Präsidenten-General Pérez Jiménez zur "**Universitätsstadt**" erklärt worden. Und in dieser neu geschaffenen Universitätsstadt durfte sich dann einer der grossen Architekten Lateinamerikas austoben: Carlos Raúl Villanueva. Trotz

Diktatur nutzte der Staat seinen Ölreichtum damals auch im gesellschaftlichen Interesse – anders als unter einem Präsidenten Maduro.¹³

*Decke des Audi-Max,
Zentraluniversität, 1970*

Wegen des Studentestreiks konnte ich leider nicht alle Gebäude besichtigen. Und es sind viele, denn fast 20 Jahre lang durfte hier ein attraktives Gebäude nach dem anderen errichtet werden. Venezuelas Regierungen besaßen die Ölvorräte und hatten damit das erforderliche



Geld und stellten es auch in den Dienst der Bildungspolitik. Allein das Audi-Max wäre aber schon die Fahrt hinaus in die *Ciudad Universitaria* wert gewesen. Wenn ich mit den Studenten über andere Themen hätte sprechen können, hätten mich vor allem ihre Kommentare zu den Vorwürfen interessiert, dass diese prachtvolle Hochschule de facto für die Abgänger der Privatschulen reserviert sei. Aber diese Diskussion mußte ich dann an anderer Stelle führen.

Das andere Extrem zu dieser Prachtuniversität konnten wir dann am folgenden Wochenende in Augenschein nehmen. Über unseren Kontakt zu einem Jesuiten-Zentrum war es möglich geworden, morgens mit einem der Padres in die Ranchos zu fahren, weit weg von dem Gebiet, in dem Helmut und ich vorher gewohnt und ein bisschen gearbeitet hatten. Dieser Padre, ein sehr lebendiger Mitvierziger, hatte vor drei Jahren hier in Caracas angefangen, Kooperativen zu gründen, und zwar im Stile der deutschen **Raiffeisen-Genossenschaften**, wie sie seinerzeit den armen Bauern im Westerwald geholfen hatten. Die venezolanischen Spar- und Kredit-Genossenschaften sollen ausschließlich den marginalisierten Bevölkerungsgruppen neue wirtschaftliche Möglichkeiten bieten und dadurch auch deren Selbstbewusstsein wieder aufbauen – mit anderen Worten, es steckte viel Resozialisierung in diesem jesuitischen Ansatz. Wir fahren also auf die Hügel außerhalb des Zentrums zu insgesamt 5 dieser Cooperativas und lernten aus den Gesprächen mit den Genossenschaftsräten, dass bei Mitgliederzahlen zwischen 135-300 innerhalb eines Jahres zwischen 10.000 und 40.000 Bolivares angespart wurden. Angesichts der hohen Lebenshaltungskosten hier in Caracas sind das bei dem traditionell wenig sparsamem Charakter der Rancheros wahrlich gewaltige Summen! Einer Gruppe von Rancho-Männern, die oft genug den großen Teil ihres unregelmäßigen Einkommens durch die Kehle jagen, muss dieser Berg von Geld eine ungeheure Selbstbestätigung bedeuten, denn er eröffnet plötzlich die Möglichkeit, irgendwie, aber doch sinnvoll unter einer bestimmten Perspektive „in die Gesellschaft“ zurückkehren zu können.

¹³ ARD-Tagesschau, 5.2.2021: „Maduro übernimmt die volle Kontrolle. In Venezuela tritt heute das neue Parlament an. Staatschef Maduro hat nun die Kontrolle über alle politischen Institutionen. Gleichzeitig verliert die Opposition die Immunität - so auch Interimspräsident Guaidó.“

Als Initialzündung sind diese Genossenschaften der Padres sehr gut eingeschlagen und kaum zu kritisieren. Wahrscheinlich sind sie auch die einzigen, die solche Projekte überhaupt starten können, weil von ihnen als Kirchenmännern niemand erwartet, dass sie eines Tages mit der Sparkasse über die Berge verschwinden. Und von sträflichem Umgang mit Jugendlichen hatten wir keinerlei Andeutungen oder Beschuldigungen gehört (wie später zu Zeiten von Papst Franciscus).¹⁴ Es bleibt allerdings eine schwere Aufgabe, die Marginalbevölkerung an das heranzuführen, was hier normalerweise „Politik“ genannt wird, weil mittlerweile ein abgrundtiefes Misstrauen gegen alles gewachsen ist, was nur irgend nach Parteipolitik riecht. Gerade die unteren sozialen Schichten sind immer wieder in Wahlkämpfen als Stimmvieh geschlachtet, d.h. verraten worden. Heute antworten sie entsprechend: *toda la política es puro engaño!* - die gesamte Politik ist reiner Betrug! Jetzt muß über die wirtschaftliche Reintegration in die Gesellschaft (Genossenschaften) hinaus "nur noch" die gesellschaftspolitische Reintegration der Rancho-Bevölkerung betrieben werden. Die Padres tun das (noch) nicht. Andere haben die Notwendigkeit der politischen Bildung klar erkannt, wie besonders Brasiliens berühmter Pädagoge Paulo Freire unter dem Begriff der Pädagogik der Unterdrückten oder der Pädagogik der Befreiung. Das genau war daher auch der Nordstern meiner eigenen Untersuchungen hier in Venezuela.

Die zweite Etappe an diesem Sonntag war wiederum so ungefähr das Größte, das man sich als Kontrast zu dem eben angesprochenen Ranchos denken kann. Monika und ich hatten eine Einladung zum Mittagessen bei einer deutschen Familie angenommen. Wir kamen also aus den Ranchos, aus den sozialen Urgründen des Landes und stürzten in einen Palast! Diese Deutschen hatten sich hoch über den Dächern von Caracas, in wunderschönem Klima, mit phantastischer Aussicht über das langgezogene Häuser- und Hütten-gefüllte Ost-West-Tal ein traumhaft schönes Haus, ein modernes Schloss bauen lassen. Vor zwei Jahren und für eine halbe Million Bolivares. Nun muss ich zugeben, ich war schon von der Eleganz dieser deutschen Wohnung angetan - auch wenn dieser harte Kontrast Rancho zu Villa einfach kolossal war. Aber was uns bei dieser **Familie an Ignoranz, an geistiger, an politischer, an humaner Beschränktheit** über den Weg lief, ist wahrlich kaum zu überbieten! Der Mann war seit 1936 mehr oder minder fest im Lande wohnhaft und seine Frau 1950 eingewandert. Aufgrund der führenden Position des Mannes in einem großen Unternehmen waren sie zu ihrem Reichtum gekommen. Inzwischen hat diese Familie - aus steuerlicher Opportunität - die venezolanische Staatsangehörigkeit angenommen. Als Staatsbürgerin interessiert sich die Frau so viel für "ihr" Land Venezuela, dass sie mit infantilem Stolz verkündet, es lohne sich eigentlich nie, Fernsehen oder Radio einzuschalten und venezolanische Zeitungen zu lesen sei ohnehin überflüssig. Im Übrigen lohne es grundsätzlich nicht, überhaupt auf die Venezolaner viele Gedanken zu verschwenden, auf dieses grundfaule, träge und arbeitsscheue Volk (!).

Diese Sätze klingen sicherlich wie aus einem billigen Roman - hätte ich sie nicht selber und an mich gerichtet gehört, ich könnte die Geschichte nicht glauben. Natürlich ging

¹⁴ Erst Papst Franciscus regelte, nach weltweiten Skandalen und massiven Protesten, den Umgang von sexuellem Missbrauch in der katholischen Kirche neu. In seinem apostolischen Schreiben "Vos estis lux mundi" (Ihr seid das Licht der Welt) heißt es, die katholischen Diözesen in aller Welt müssen bis spätestens Juni 2020 "ein oder mehrere dauerhafte und der Öffentlichkeit leicht zugängliche" Anlaufstellen für Anzeigen einrichten. Das Beichtgeheimnis soll allerdings gewahrt bleiben. Immerhin griff Franciscus dann Mitte 2021 im Vatikan hart gegen Korruption und Geldwäsche eines der Kardinäle und dessen Umfeld durch

auch diese Familie (besonders die Frau) nicht völlig problemfrei durch ihr Leben bzw. war ihr Gedächtnis mit wichtigen Begebenheiten angefüllt: so erinnerte sie sich genau an einen Mann (über den wir gesprochen hatten), wie sie ihn vor 15 Jahren auf der Strasse getroffen hatte als er gerade von der Hochzeit seiner Tochter kam. Und natürlich wusste sie genau, welche Kinder welcher Familie wo und wann mit welchen anderen reiten, skifahren oder gerade in Deutschland Urlaub machten. Das Papier ist zu schade, dass ich hier verschreibe, zu schade, um diese Leute so ausführlich zu erwähnen. Doch soll die Szene einen Eindruck vermitteln von der Borniertheit und geistigen Unterernährung verschiedener Kreise der deutschen Kolonie. Zum Glück trafen wir später auch noch sehr angenehme Mitglieder derselben Kolonie. Und dann zum Tagesausklang noch ein weiterer Einblick in venezolanische Alltagskultur: Ganz am Tagesende sollte dann ein Kinobesuch stehen. Monika und ich hatten uns in einen der billigen Busse gestürzt, um rechtzeitig die Propaganda und den Reklamevorspann mitzubekommen. An der Kasse wurde ich zurückgehalten. Grund: ich trug kein Jackett, nur ein kurzärmeliges Hemd, war daher nicht vollständig angezogen. Verwunderlich war die Kino-Szene für mich, weil diese einerseits supermoderne, im großen und ganzen durchaus schon verwestlichte Stadt Caracas die gesellschaftlichen Werte der alten hispanischen Werteordnung noch nicht überwunden hat (in einem tropisch-heißen Land "vollständig gekleidet" ins Kino gehen).

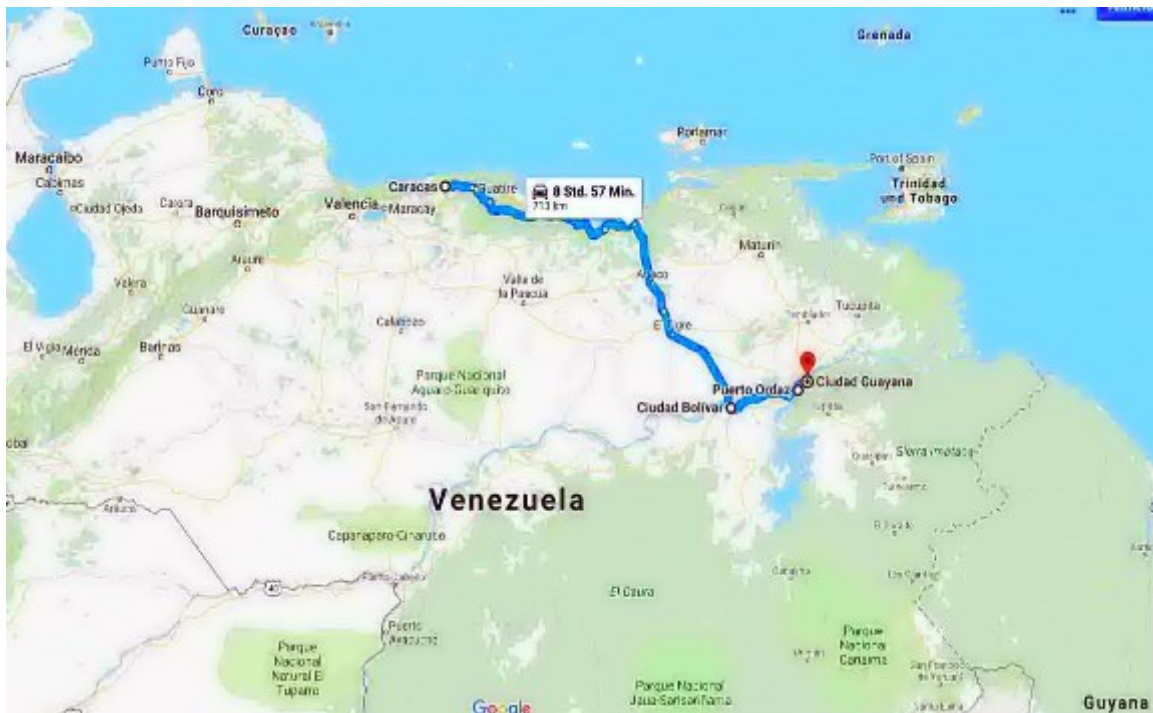
(Brief-Auszug, 1970:)

Offensichtlich liegt hier etwas vor, was man vielleicht mit sozialer Schizophrenie bezeichnen könnte. Ich wollte nicht gleich eine Theorie formulieren, belasse es beim Sammeln von Beispielen für den harten Aufeinanderprall unserer Kulturen. In den Ranchos habe ich vielleicht eine Erklärung (anders als bei dem deutschen Ehepaar...). Vielleicht liegt ein wichtiger Grund für die „Schizophrenie“ darin, dass fast in jeder Rancho-Hütte ein Fernseher läuft. Über den huschen die ganzen westlichen Filme, angefüllt mit den blühenden Verlockungen europäischer und nordamerikanischer Zivilisation und dem entsprechenden Sozialverhalten – häufig alte Filme mit Gesellschaftsbildern, die so schon gar nicht mehr bestehen, aber kommerzieller Reklame aus der Jetztzeit. Einerseits zeigt sich überall "Machismo" und überschüssiges Testosteron. Andererseits zeigen die Leute auf der Strasse eindeutig stoische, lethargische Züge: einer wartet unaufgeregt hinter dem anderen an der Bushaltestelle. Dann leben sie wieder in einer sterilen Aufgeregtheit und wirbeln mit tausenderlei Projekten gleichzeitig herum - ohne an greifbaren und dauerhaften Resultaten zu arbeiten (ich muß das demnächst noch mal neu formulieren; klingt ja so, wie bei dem erwähnten deutschen Ehepaar ...).

San Felipe und mein persönlicher Gewinn aus der ASA-Tour

Dieser zweite ASA war nicht nur außergewöhnlich, weil er überhaupt für Monika und mich stattfand (normal war nur die einmalige ASA-Teilnahme). Er besaß auch in der Durchführung einen nicht ganz üblichen Charakter – ohne illegitim zu sein. Alle vier wollten wir aus dieser Venezuela-Reise erklärtermaßen auch für uns selber Nutzen ziehen. In meinem Fall hatte ich mich schon in Bochum auf die Erhebung von Sozialdaten im Rahmen unseres Gemeinschaftsthemas „Erwachsenenbildung“ vorbereitet. Die Erhebung wollte ich weit außerhalb von Caracas durchführen, dort wo Venezuela noch venezolanischer war als in der komplexen und „schizophrenen“ Metropole Caracas. Meine Region hieß Guayana.

Und meine neue Heimat hieß sehr ähnlich: *Ciudad Guayana*. Gewissermaßen eine Retortenstadt. Ein bißchen wie Brasilia. Vor knapp 10 Jahren wurde am Reissbrett beschlossen, den vergessenen Osten – Guayana – zur neuen Entwicklungsregion zu machen. Dort, wo der Río Caroní in den grossen Orinoco mündet, vegetierten bis dahin zwei Provinzstädte am Caroní, durch eine Brücke über den Fluß miteinander verbunden. Hier sollte zukünftig das hochwertige venezolanische Eisenerz zu Stahl verkokt werden, über den kurzen Unterlauf des Orinoco abwärts zum Atlantik transportiert und in die USA oder nach Europa verschifft werden. Während der letzten 10 Jahre waren dafür gewaltige Summen aus Venezuelas Ölgewinnen in den Ausbau der Infrastruktur in Guayana geflossen. U.a. war der Caroní zum größten Stausee Lateinamerikas aufgestaut (*Represa Guri*) und im vergangenen Jahr (1969) war dort eines der größten Wasserkraftwerke Lateinamerikas fertig gestellt worden, ca 100 Km von Cd. Guayana flußaufwärts. Damit war auch die Energieversorgung für das neue Stahlwerk gesichert. Mich interessierte nun, ob in dieser Aufbruchregion Guayana nicht nur der wirtschaftliche Enthusiasmus seine große Fiesta feierte, sondern wie die werktätige Bevölkerung – die alteingesessene wie auch die Zuwanderer – an diesem Enthusiasmus teilhatten. Ein Sektor sollte das zeigen: der Bildungssektor, vor allem die Erwachsenenbildung im neuen „Ruhrgebiet“ Venezuelas.



Ciudad Guayana: selbstgewählte Region für die Diplomarbeit, 1970

(Brief-Auszug, 1970:)

Nach der langen Anlaufzeit bin ich mittlerweile im venezolanischen Osten, in Ciudad Guayana, angekommen, habe eine schlichte Pension gefunden und konnte schon eine Reihe von Befragungen bei der Rancho-Bevölkerung und anderen zu meinem Thema "Rolle der Erwachsenenbildung" durchführen.

Ausser zu befragen nehme ich ab und zu an Erwachsenenbildungskursen des staatlichen Instituts INCE teil. Dort ist es insbesondere leicht, die pädagogischen wie die inhaltlichen Umorientierungen bei den Schulprogrammen wie bei den Lehrern zu beobachten. Die Schüler sind in der Regel Arbeiter im Alter zwischen 30 und 40. Wenn sie nicht eine direkte Umschulung anstreben, zielen sie bei INCE v.a. auf einen

formal anerkannten Schulabschluss und das entsprechende Dokument („Diplom“). Denn allmählich wird es kritisch für diejenigen Arbeiter der großen Unternehmen hier unten, die vielleicht schon etliche Jahre in einem Werk schaffen, aber anfangs als Alpha-beten oder wenig darüber eingestellt wurden und heute die große Konkurrenz der Arbeitslosen vor den Werkstoren sehen - mit meist besserer allgemeiner Schulbildung. Von der Qualität dieser Kurse (hier spricht man von kultureller Erweiterung: extensión cultural) bin ich ziemlich überrascht; auch davon, wie aktiv die Leute nach ihrem vollen Arbeitstag mit Zwischenfragen, mit vorschnellen Antworten und der-gleichen am Unterricht mitmachen. Vor allem sind sie dabei gleichzeitig weit unbehaglicher und ungenierter im Bekenntnis der eigenen Unzulänglichkeiten als man es bei vergleichbaren Untersuchungen in der BRD feststellen konnte. Aber ich werde euch dann die Umfrageergebnisse zeigen. Ich denke schon jetzt, dass ich damit meine Diplomarbeit bestreiten kann.



*vor meiner
"Pension" in Puerto
Ordaz / Cd. Guayana
beim nachbarlichen
Plausch von Tür zu
Tür, 1970*

Manchmal trifft man ja im Ausland durchaus auf nette Landsleute. Hier vor Ort gehört der Vertreter von SIEMENS zu dieser Gruppe. Er hat mir zum neuen (und größten) Stahlwerk Venezuelas –SIDOR - Zutritt verschafft. Dort arbeiten viele der INCE-Schüler und ich möchte wenigstens ein bisschen von ihrem beruflichen Alltag verstehen. Ich hatte ihn gebeten, nicht nur ein Treffen mit einigen der leitenden Angestellten zu ermöglichen, sondern auch mit ein paar Arbeitern an ihrem Arbeitsplatz. Herr und Frau Speckmeier hatten mich schon zu sich zum Essen eingeladen. Sie sagen, weil sie vom Interesse und Engagement des deutschen Studenten ganz angetan seien (vielleicht fehlt auch nur mal wieder ein landsmännischer Gesprächspartner). Jedenfalls freue ich mich über diesen wertvollen Kontakt. Das konnte ich auch ganz pragmatisch sehen. Denn Herr Speckmeier mußte des Öfteren nach Caracas. Dann brachte er ohne Aufhebens auch gleich meine Post mit nach Guayana (z.B. Briefe aus Oberhausen). Durch ihn und seine Frau bin ich auch hinunter an den grossen Orinoco gekommen. Sie hatten mir von den "Elektro-Aalen" erzählt, die den einen oder anderen Schwimmer in diesem gewaltigen Fluss schon ziemlich verletzt haben. Zum Glück hat uns keiner davon im Wasser begrüßt. Außer bei solchen Exkursionen leben wir natürlich in völlig unterschiedlichen Welten, dennoch hat er mich schon mehrmals eingeladen und wir haben uns freundschaftlich an unseren unterschiedlichen Positionen gerieben. Als ich das nächste Mal mit Herrn Speckmeier zusammensaß, gab ich ihm ein erstes feedback: Der SIDOR-Besuch hatte mich verblüfft. Ein sehr starker Kontrast zu der US-ameri-

kanischen Firma *Orinoco Mining Company*, bei der ich zuvor schon war. Wo man sich bei der *Orinoco* geduldig und gesprächsbereit auf alle Fragen des Besuchers einlässt, da reagiert man bei SIDOR fast beleidigt, uninteressiert, auch letztlich in keinster Weise darauf ausgerichtet, die Öffentlichkeit mit wichtigen oder interessanten sozialen Informationen auf sich aufmerksam zu machen.

Regierungsnahe Zeitungen malen natürlich das Nationalheiligtum SIDOR oft genug in feuerglühenden Farben. Doch kommt mir das eher wie Wetterleuchten vor und ist in Wirklichkeit wie prächtige Verhüllung eines glimmenden Aschehaufens. Die Realität zeigt sich an den Reaktionen der Werktätigen, die vom Ruhm und Propaganda ange lockt wenige Monate oder nur Wochen bleiben. Dann können sie die Relation zwischen Einkommen und ständig steigenden Lebenshaltungskosten nicht mehr durchstehen und wandern oft genug freiwillig weiter. Allerdings werden manche auch gegangen, wie ich kürzlich zufällig im Taxi hörte, ohne dass mir die Leute vom Werk selber davon die kleinste Andeutung gemacht hätten.



*Zielgruppen der
Erwachsenenbildung
am Orinoco:*

*wie sie wohnen
und
wie sie den Tag verbringen*

(Brief-Auszug, 1970:)

Es gibt eine Reihe von Dingen, die mich wieder an Indonesien erinnern könnten: die Korruption; die Parteienklängelei; die ewige Suche nach einem Sündenbock, der alle schwarzen Peter auf einmal zugespielt bekommt, dann als großer Banause ins Gefängnis wandert... Die Zeitungen haben wieder etwas, um die Volkswut zu befriedigen. All das führt dann zwangsläufig dazu, dass die kleinen Leute (also die Mehrheit der Nation) dann nicht nur kein Vertrauen in die Obrigkeit, in jegliche staatliche Organisation haben, sondern - was weit schlimmer ist - auch kein Vertrauen mehr zum eigenen Nachbarn. Mancher vertraut inzwischen auch dem, der seit etlichen Jahren wenige Türen weiter wohnt, keine 5 Bolivares zur Aufbewahrung an.

Vertrauensverlust tröpfelt offenbar von oben nach unten und eines Tages fehlt Vertrauen als entwicklungspolitischer Kitt in der ganzen Nation.

Man könnte schon beinahe zum Apologeten der Ausländer werden, weil die manchmal die einzigen zu sein scheinen, die das, was sie in Angriff nehmen, auch durchführen und vor allem das Erworbene zu erhalten suchen.

Man kann diesem Völkergemisch, diesem ethnisch-kulturellen Konglomerat nicht ein-



mal eine Entwicklungs-Diktatur wünschen (was viele Ausländer hier unten tun), weil es an so etwas Grundsätzlichem, wie politischer Weitsicht fehlt, um nach einer "Ordnungsphase" diese Diktatur wieder rechtzeitig aufzulösen. Ich schaue daher sehr interessiert auf Chile. Dort bahnt sich jetzt vielleicht eine sanfte Form von Entwicklungs-diktatur als Fortsetzung der christdemokratischen „Revolution in Freiheit“ an. Die Chilenen kannten den sozialistischen Senator Allende lange genug, um zu wissen, worauf er abzielt, was er für Land und Volk nach seinem jetzigen Wahlgewinn der Präsidentschaft ändern möchte. Das Volk in Chile ist durch die bisherige liberale Christdemokratie unter Präsident Frei offenbar ganz gut politisch sensibilisiert worden, um eine weitergehende Entwicklungsphase auf höherem sozialen Niveau mitzutragen. Aber hier in Venezuela liegt eine typische Zivilisationsschizophrenie vor. Ich sehe ein Land, dessen Hauptstadt noch vor 30-40 Jahren ein größeres Dorf war, dass durch den Ölreichtum, durch den Komfort der eindringenden Ausländer abrupt verblendet wurde, wo sich sehr schnell eine Oberschicht zur nationalen Bourgeoisie formierte und heute die ausbeuterische Position der früheren Kolonialisten und Imperialisten einnimmt. Die Venezolaner (wenn es sie denn so homogen überhaupt gibt...) müssten an den Punkt gebracht werden, wo sie den Hohn ihrer eigenen Lage erkennen und dann diese ganze Schmarotzerbrut von Staatsangestellten zum Teufel jagen. Das sollte keine Imitation des sowjetischen Sozialismus auf Cuba werden. Denn die Verhältnisse liegen in Venezuela anders - sind prinzipiell besser. Aber dennoch kann wahrscheinlich nur mit einer angepassten sozialistischen Gesellschaftsform etwas für dieses Land, für seine Menschen getan werden.

Die Chilenen verballhornen ab und zu ein Lied, das jeder im Lande mitsingen kann: "Chile, mi hermosa patria..." zu "Chile, mierda..." (Chile, wunderbares Vaterland ... zu : Chile, Scheiß-Land.....). So weit müssen die Leute hier erst noch kommen. Ironische Selbstkritik als aufbauende Gesellschaftskritik. Jetzt bin ich auf das Endergebnis meiner Befragungen selber sehr gespannt.....

Guayana – Ende einer venezolanischen Exkursion

Inzwischen war es Oktober geworden und ich konnte endlich meine letzten Inter-views mit den Leuten in Guayana abschließen. Schon verblüffende Ergebnisse mit einer beachtlichen Bandbreite und einigen ebenso beachtlichen Widersprüchen. 92 % der befragten Arbeiter hatten die Grundschule abgeschlossen. Von denen, die innerhalb der letzten 5 Jahre etwa 2 Jahre arbeitslos gewesen waren, erklärten z.B. 60% ihr großes Interesse an Erziehung und Weiterbildung - und gleichzeitig wollten 50% die totale Staatskontrolle über die Wirtschaft. Man könnte kommentieren: bis hierher war es noch nicht so überraschend, schließlich handelte es sich um die sozial und wirtschaftlich ärmeren Schichten. Tja, das verblüffende war für mich, dass große Teile derselben Befragten an anderer Stelle für die völlige Überführung der Unternehmen in private Hände plädieren; dass die Mehrheit den Kommunismus als gut für dieses Land hält und dabei die gleiche Mehrheit den Katholizismus für unabdingbar erklärt... Alles gleichzeitig.

Die Speckmanns waren die ersten, die diese widersprüchlichen Umfrageergebnisse sehen wollten. Sie sind lange genug im Land, um mir sagen zu können, die Antworten sind sehr interpretationsfähig und interpretationsbedürftig. Sie sind es u.a., weil weit weniger in solchen abstrakten Begriffen gedacht wird, wie Kommunismus, Katholizismus, Privatisierung. Eben wegen des geringen Bildungsstandes (und der schlechten Ausbildung der Lehrer!) sind solche "Widersprüche", wie ich sie zunächst wahrnehme,

gehören zur spontan-emotionalen Weltsicht der meisten Arbeiter, die Speckmann hier kennen gelernt hat.

Auch wenn mein Aufenthalt in Venezuela von Deutschland her lang erschien, war er viel zu kurz, um tief genug in das Verständnis dieses komplexen Landes und der Vielschichtigkeit seiner Menschen einzudringen. Das jedenfalls hatte ich vor allem selber gelernt. Und das musste ich jetzt zu Hause für die Diplomarbeit noch ein bisschen zurecht rücken. Damit hatte ich schon mal eine Antwort auf die damals noch gar nicht gestellte Frage: warum reisen und wie und wohin.....

Auch viele Jahre später und mit hochdekoriertes Feder zeichnet Isabel Allende ein sehr eigenes Bild von Venezuela in ihrem Roman „Dieser weite Weg“ (2019). Sie kontrastiert das Venezuela während des Pinochet-Putsches mit ihrem Heimatland Chile. Es ist die Zeit als dort an der karibischen Küste Tausende Chilenen ihr rettendes Exil suchen. Das Buch habe ich erst 2019 gelesen. Aber ich habe einiges von „meinem“ Venezuela von 1970 durchaus wiedererkannt. Insofern war wohl meine eigene Wahrnehmung nicht völlig schräg.

*Isabel Allende:
Dieser weite Weg (2019),
S. 307*

eins der reichsten Länder der Welt durch das Öl, das stetig aus seiner Erde sprudelte, und dazu gesegnet mit anderen Bodenschätzen, einer überbordenden Natur und einer privilegierten geografischen Lage. So vieles war vorhanden, dass niemand sich totschißten musste, es gab ausreichend Platz und Möglichkeiten für jeden, der herkommen und sich hier niederlassen wollte. Man lebte fröhlich von Vergnügen zu Vergnügen, sehr frei und in einem tiefen Gefühl von Gleichheit. Noch der geringste Anlass wurde mit Musik, Tanz und Alkohol gefeiert, das Geld schien auf den Bäumen zu wachsen, die Korruption warf genug für alle ab.

Allerdings hatte sich die Entwicklung bis 2020 für Land und Leute nicht

gerade verbessert. Denn 2020 herrschte im ganzen Land, vor allem in Caracas, schon fast Bürgerkrieg. Verkürzt gesagt: weil ein unglaublich hohes Korruptionsniveau unter Präsident Maduro erreicht wurde mit einer bis dahin auch in Venezuela unerreichten Unfähigkeit der staatlichen Verwaltung. Bei einer Hyperinflation von 6500 % (laut IMF-Kalkulation vom Oktober 2020 !!!) haben sehr viele gute Fachkräfte das Land verlassen mit der Folge, dass die Nahrungsmittelproduktion zusammengebrochen ist; die Krankenhäuser über kein Gelder zum Import wichtiger Medikamente verfügen; die Stromversorgung zusammengebrochen ist, weil das wichtigste Kraftwerk Guri (versorgt normalerweise zu 80% das ganze Land) von einem Militär geleitet wird, da alle Fachingenieure längst das Land verlassen haben, etc etc

Als das ASA-Programm dann 50 Jahre alt geworden war (2010) fand ein Evaluierungsteam heraus, dass „die Teilnahme am ASA-Programm einen bedeutenden Entwicklungsschritt im privaten und vor allem im beruflichen Leben der ASAInnen darstellt und Wirkung auf unterschiedlichen Ebenen zeigt.“ Und noch konkreter heißt es dort: „Es bezeichnen sich zwei Drittel der in der Online-befragung antwortenden ASAInnen als MultiplikatorIn im beruflichen Bereich für eine globale nachhaltige Entwicklung in Politik, Wirtschaft und/oder Gesellschaft. Ebenfalls circa zwei Drittel geben an, sich beruflich für Nachhaltigkeitsprojekte zu engagieren, entwicklungspolitische Themen in die Arbeit einzubringen oder beruflichen Kontakt zu Organisationen zu pflegen, die sich durch soziale und ökologische Verantwortlichkeit aus-

zeichnen.“¹⁵

In diesem Sinne war ich selber absoluter Mainstream-ASate und die Frage „warum reisen“ war auch beantwortet.....



NACHBEREITUNGEN VON ASA II IN MEXICO UND ECUADOR

Den ASA-Venezuela hatten alle vier Gruppenmitglieder gut überstanden und waren zufrieden in die Bundesrepublik zurückgekehrt. Monika und ich bearbeiteten unsere Eindrücke und das empirische Material aus Venezuela und konzentrierten und auf die letzten Studiensemester. Unser Arbeitskreis Dritte Welt wurde nach der langen Pause wiederbelebt. Als Spezialgast konnten wir eines Tages Klaus Lindenberg zum Vortrag einladen, derselbe, der uns als Vertreter der Friedrich Ebert Stiftung in Caracas bestens zur Seite gestanden hatte. Jahre später als ich schon als Lateinamerika-Referent für die Friedrich Ebert Stiftung in Bonn mein Unwesen trieb, traf ich auch Klaus Lindenberg immer mal wieder, davon einige Male im Büro von Willy Brandt, wo Klaus inzwischen als Brandts Assistent tätig war. Ich war damals aus vielerlei Gründen Anhänger des SPD-Vorsitzenden und des Kanzlers Willy Brandt, vor allem, weil er „Visionen“ hatte (was Helmut Schmidt als krankhaft bezeichnete) und damit ganz wesentlich die Barrieren zwischen Ost- und Westeuropa einriß – sehr sichtbar in seiner Polen-Politik und dem Kniefall in Warschau (1970). Und dann war Willy Brandt ein Politiker, der den Nord-Süd-Dialog ganz entschieden beflügelte. Dabei nutzte er sein Amt als Präsident der Sozialistischen Internationale und ebenso sein persönliches Prestige als Friedensnobelpreisträger (1971) und in der Rolle als Vorsitzender der Nord-Süd-Kommission der Vereinten Nationen (1977). Bei all dem schloß ich natürlich auch nicht die Augen vor den vielen Tausend verhängten Berufsverboten, vor allem gegen Lehrer. Ganz besonders unverständlich in Brandts Regierungszeit ist mir immer das Vorgehen des Verfassungsschutzes gegen aktive Anti-Faschisten oder deren Familien (Kinder) geblieben. Schließlich war Brandt selber vor den Nazis nach Skandinavien geflohen... Aber wahrscheinlich gab es im ganzen Staatsapparat einfach noch zu viele Nazi-Veteranen.

Mitten in dieser Phase, 1972, war an das Institut für Entwicklungsforschung in Bochum die Anfrage gerichtet worden, einen systematischen Überblick über deutsche und internationale Literatur zur Entwicklungspolitik zu erarbeiten. Der Geschäftsführer, E.A. von Renesse, bot Monika und mir diesen Auftrag an. Das Entwicklungsministerium (BMZ) werde dafür das übliche Honorar zahlen. Wir recherchierten einige Wochen, präzisierten den Auftrag im BMZ in Bonn, lieferten die Studie, erhielten das Honorar und buchten einen Flug nach Los Angeles. Wir wollten von dort nach Mexico reisen und, je nach Gelegenheit, auch noch ein Stückchen weiter. Es ging auf das Ende unserer Studienzeit zu. Ich hatte den empirischen Kern meiner Diplomarbeit in Venezuela geformt. Aber ich wollte die theoretischen und gesellschaftspolitischen Zusammenhänge gerne an kompetenter Stelle diskutieren und möglichst vertiefen. Der gewählte Titel meiner Arbeit verdeutlichte das: „**Erwachsenenbildung als Faktor des Sozialen Aufbruchs**“. In diesen Jahren wurden solche Fragestellungen intensiv in Nord und Süd

¹⁵ UNABHÄNGIGE EVALUIERUNG DES ASA-PROGRAMMS. InWEnt – Internationale Weiterbildung und Entwicklung gGmbH, Bonn (2010)

diskutiert. Neben Venezuela und Brasilien (Paolo Freire) bot sich in Mexico das Dokumentations- und Forschungsinstitut CIDOC von Ivan Illich in Cuernavaca für meine Zwecke an. Und natürlich sollte es 2 Jahre nach Venezuela mal wieder eine attraktive Reise mit Inhalt werden.

Pátzcuaro : mexicanische Erwachsenenbildung als UNESCO-Projekt

Der Flieger hatte uns problemlos von Frankfurt nach Los Angeles gebracht. Wir hatten ein paar Tage später in Tijuana die Grenze USA-Mexico überschritten und dann zwei Tage und Nächte im Bus von Tijuana bis in die Berglandschaft von Pátzcuaro verbracht. Das addierte sich auf rd. 2.500 Strassenkilometer, meist nicht weit von der Pazifik-Küste entfernt. An manchen Orten sahen wir sogar das Meer. Eine etwas größere Pause legten unsere zwei Busfahrer nur in der Hafenstadt Mazatlán ein. Die 1 Stunde reichte nicht zu einem Stadtbummel, nur gerade, um die Verpflegung aufzufrischen und für einen Kaffee im Stehen. Die beiden Chauffeure waren harte Fahrer. Sie trieben zur Eile. Unterwegs bekreuzigten sich beide ständig, kannten aber keine Gnade auf dem Asphalt, nicht vor Mensch, vor Tier, vor anderen Autos. Mit dem Mehrton-Signalhorn dröhnten sie die Strasse vor uns frei.

*Mexico-Route, zwischen
Wüste und Pazifik*



*(Brief-Auszug:)
Heute bricht schon
der vierte Tag in diesem kleinen Ort Pátzcuaro
für uns an. Er liegt ziemlich genau auf 2.000 m
Höhe und es fehlen noch rd. 430 Km bis zur
Hauptstadt Mexico, D.F. .*

Pátzcuaro-Plaza, spanisches Erbe unübersehbar

Gerade diese Höhenlage schafft eine landschaftliche Umgebung, die uns weit mehr an Mitteleuropa erinnert als man sich von Deutschland her Mexiko generell vorstellt; d.h., man kann sich schon ab und zu an großen und an kleinen Kakteen stechen, auch steht direkt vor unserem Fenster eine mittelprächtige Bananestaude und dennoch sind die Hochlandhölzer wie etwa Tannen oder auch Bergkiefern gar nicht zu übersehen. Die Kehrseite dessen sind die niedrigen Nachttemperaturen, die wir gleich zu Anfang total unterschätzt hatten und entsprechend steif gefroren morgens durchs Gelände schlurften. Aber dann setzte ein ungemein



rascher Lernprozess ein und nun behagt uns dieses Fleckchen sehr wohl. So ging es offenbar auch verschiedenen indigenen Völkern, die hier siedelten bevor die Spanier in den mexikanischen Süden vordrangen. Man nimmt an, dass Pátzcuaro um 1324 als Sitz der Chichimeca-Fürsten gegründet wurde, die das milde Klima und den großen See schätzten, ihre „Hauptstadt“ aber gegen mehrere andere Völker durchgehend verteidigen mussten. Vor allem wurde Pátzcuaro der letzte Rückzugsort der Chichimecas im Kampf gegen die spanischen Raubzüge im Namen der Kirche – und hier ergaben sie sich schließlich ganz in der Nähe unserer Pension. Noch immer heißt das Gelände „El Humilladero“, der Ort der Demütigung.

Bevor ich erzähle, warum wir uns selber gerade hierher verschlagen haben, eine kurze Anmerkung über die **Anreise nach Mexiko**:

Unser Abflug von Frankfurt verschob sich von 18.00 auf 22.00. Aber dann hob die große DC8 (240 Passagiere bei voller Besetzung) tatsächlich ab. Der erste Stop war in München. Es hieß: bitte alle mit Handgepäck aussteigen. Rein in den wartenden Bus, vor das Abfertigungsgebäude; alle aussteigen - nein, besser alle wieder einsteigen; oder doch besser alle wieder aussteigen. Vielleicht haben die deutschen Passagiere dieses Spielchen als echten Scherz aufgefasst - es war immerhin Rosenmontag!

Wir 100 Passagiere drängten uns dann jedenfalls etwa 20 m lang in eine warten-de Gruppe von noch einmal so vielen Personen, vermischten uns, drängten weiter und weiter durch die nächste Tür ins Freie, hinein in den noch wartenden Bus, zurück zu unserem Flugzeug. Nach kurzem Zögern wurden beide Eingänge der Maschine freigegeben. Es gab eine viertel Stunde lang Gerangel, Geschubse und Geschiebe, da jeder für sich und seine Freunde die besten Plätze reservieren wollte. Dann wurde es still; jeder hatte eine Unterlage für seinen Allerwertesten.

Gegen 0.30 Uhr schimmerten unter uns kleine Lichterketten, es war Glasgow. Wir werden auftanken. Vom Cockpit kam die erste Durchsage: Bitte, begeben Sie sich in die Flughalle; in ca. einer halben Stunde wird der Weiterflug bekannt gegeben.

Die Passagiere suchen ihre Schuhe unter den Sitzen, finden eine leichte Über-jacke und schieben sich in kleinen Gruppen auf die beiden Ausgänge zu. Die Türen werden noch nicht geöffnet, dafür kommt Durchsage II: Wer von den Flug-reisenden in der Maschine bleiben will, kann dies tun. Leichtes Geraune entsteht, Gegrummel; einzelne denken an München zurück. Nur die wenigsten setzen sich wieder. Die Mehrheit der Reisenden besteht im Übrigen aus Nordamerikanern. Einige von ihnen würden jetzt schon gerne mal schottischen Boden betreten - das Land ihrer Väter. Dann löst Durchsage III die Unsicherheit: Wir erfahren gerade, dass alle Passagiere an Bord bleiben sollen. Man müsste jetzt auf schottisch (Gälisch) "Alaaf!" sagen können! Aber die Passagiere sind selten ruhig und vergnügt. Sie wissen, in ein paar Stunden werden sie zu Hause auf heimatlichem Boden stehen. Außerdem: bei so netten Stewardessen können nicht einmal die weiblichen Reisenden im Zorn verharren.

Den 7-Stunden-Flug nach New York überstehe ich mit leichtem Schlaf, mit Kopfhörermusik, mit gelegentlichen kleinen Bissen. Dann liegt unter uns schon Manhattan. New York gibt sich ruhig und abgedunkelt. Die Uhren zeigen 2.30 h Ortszeit. Also 6 Stunden hinter Deutschland. Wie in Zeitlupe ziehen jetzt einzelne Lichterketten heran, man erkennt schon die letzten Nachtbummler, die in ihren Wagen nach Hause rollen. Die Abfertigung am Zoll und bei der Passkontrolle geht schnell und ohne Schwierigkeiten. Böse bin ich nur darüber, dass sie uns unsere Hartwurst, unsere Äpfel und Orangen wegnehmen. Nordamerika fürchtet sich vor möglichen europäischen Bazilli, gegen die die überwältigende Reinlichkeit der USA keinen Widerstand entwickeln kann. Dieser elende saubere Mittelstand, der zwar sein chemisch stabiles Obst züchtet, an

anderer Stelle aber zu aseptisch bleibt, um sich die Finger an den New Yorker Slums zu beschmutzen... Ich habe mich zwar mächtig über dieses hochnäsige Verhalten des US-Zolls geärgert - nur, genutzt hat es freilich nichts. Wir sind dann irgendwann über Detroit weiter nach Los Angeles geflogen. Unter uns war nichts als weites verschneites Land. Plötzlich verschoben sich einige verschneite Gesteinsschichten gegeneinander, es wurde alles farbiger, alle möglichen Rot- und Violett- und Brauntöne. Die Rocky Mountains zeigten ihre zerfetzten Plateaus, die urplötzlich steil abfallen können, in sich zerrissen sind, bruchstückhaft aneinander hängen. Die schnurgeraden Bänder der Highways versuchen, diese Urmassen zu teilen. Aber diese geraden Linien wirken unreal und ungültig. Irgendwo in dieser Hochwüste taucht dann auch das berühmte Las Vegas auf. Es erscheint von oben als Strafe Gottes, hier leben zu müssen! Und dann ziehen wir minutenlang über die völlig unwirkliche Exaktheit der aneinander gehefteten Wohnquadrate von LA. Dazwischen, wie heftig benutzte Ameisenstrassen, die berühmten Stadtautobahnen in mehreren Etagen. Wir erfahren dann später durch 2 Österreicher, die uns in die Stadt mitnehmen, dass L.A. eigentlich eine Ansammlung von vielleicht 60 oder 70 Einzelgemeinden ist. Eine davon heißt Los Angeles, andere sind das berühmte Hollywood oder Beverly Hills oder Santa Monica. Es lässt sich noch einiges mehr erzählen.

California-Küste



Aber wir mussten jetzt erst einmal

sehen, schnell an die mexikanische Grenze zu kommen, nicht zuletzt, weil von da an alles relativ billig werden würde.

An der US-Mexico-Grenze kam es zu einer kleinen Debatte mit der Grenzpolizei. Ganz genau habe ich nicht verstanden, was der Uniformierte von uns wollte. Wahrscheinlich ging es irgendwie um unsere tieferen Absichten bei diesem Mexico-Besuch, sagen wir mal: er wollte herauskriegen, ob wir vielleicht wegen Drogenbeschaffung einreisen



Grenz-Eindrücke in Mexico, ER „bespricht sich“ mit einem Grenzsoldaten



Reiseroute durch den Süden Mexicos und Guatemala, 1972

Da die Entfernungen in dem großen Mexico und das Reisen in den Bussen doch einige s mehr an Zeit beansprucht als wir vorher gedacht hatten, haben wir jetzt für den Süden Mexicos und das benachbarte Guatemala die Schwerpunkte der weiteren Reise festgelegt. Er enthält genügend Komponenten zum Thema Erwachsenenbildung, wird uns aber auch die vielen Gesichter dieses uralten Landes etwas näher bringen. Die roten Markierungen haben mit Erwachsenenbildung zu tun; die blauen viel mit Tourismus.

Hinter der Grenze war zunächst nicht klar, ob wir die richtige Bushaltestelle erreicht hatten, um weiter nach Süden vorzudringen.



Aber dann erwischten wir noch am selben Tag einen Bus, der eigentlich bis nach Mexico-City fuhr. Wir sind aber nur etwa 2.500 km mitgefahren, um zunächst an dieses Örtchen Pátzcuaro zu gelangen.

geduldiges Warten im Schatten einer „Bushaltestelle“

Warum Pátzcuaro ? Hier befindet sich das UNESCO-Institut CREFAL, an dem Kurse für Erwachsenenbildung angeboten werden und von dem aus auch verschiedene sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu Bildungsfragen in den Dörfern Mexicos organisiert wurden und werden. Gegenwärtig sind aber gerade Ferien. Da hatten wir bei unserer Planung etwas übersehen. Das hat den Nachteil, dass wir nicht mit sehr vielen Forschern reden können; es hat den Vorteil, dass wir ungestört die Bibliothek

benutzen können und vor allem in einem 2-Zimmer-Appartement des Instituts kostenlos wohnen dürfen.

Wir beschlossen daher eine Woche hier zu bleiben, alles herauszufinden, was sich zum Thema Erwachsenenbildung zusammentragen lässt und danach nach Mexico-City weiterzureisen, um vor allem im Entwicklungs- und im Bildungsministerium mit zuständigen Leuten zu reden und nach den eventuellen Konsequenzen zu fragen, die dort aus den CREFAL-Materialien für die Bildungspolitik gezogen wurden/werden. Ein weiterer Höhepunkt dieser bildungspolitischen Rundreise sollte dann anschließend ein weiteres international renommiertes Bildungsinstitut im etwas südlicher gelegenen **Cuernavaca** werden, wo sich das dortige Institut CIDOC einen internationalen Ruf erworben hat beim Thema Integration der indigenen Minderheiten in die dominante Gesellschaft mittels Erwachsenenbildung.

Mexico, D.F. : Revolutionäre und Identitäten

In Pátzcuaro hatte es uns etwa 10 Tage gehalten. Monika hatte sich leicht unwohl ein paar Tage ans Bett geklammert. Wir konnten dadurch noch mehr an interessanter Literatur durcharbeiten und haben automatisch einen besseren Einblick in den Alltag der mexikanischen Bauern gewonnen. Diesen Bauern, die die eigentlichen Nutznießer der großen Revolution von 1910-1920 hätten sein sollen – also noch vor der russischen Revolution von 1917! Bis heute zahlen die Bauern allerdings die Rechnung dieser Revolution und mit hohen Zinsen. Es hat danach eine Periode in der sogenannten „permanenten Revolution“ gegeben (1934-40), in der ein sehr sozial (sozialistisch) orientierter Präsident den Großgrundbesitz aufteilte und in Form von Dorfeigentum (ejidos) an die Landarbeiter vergab. Damals war dies ein guter Schritt zum Wohl der Gesamtgesellschaft. Inzwischen mehren sich Anzeichen, dass auf die Ejidos und ihre jeweiligen Mitglieder immer stärkerer Druck ausgeübt wird, das Land wieder zu privatisieren – wobei die Protagonisten dieser Idee keineswegs mehrheitlich aus der Bauern- oder Forst-wirtschaft kommen, sondern überwiegend am Landbesitz an sich interessiert sind, um es in Bauland umzuwidmen. Aus Kommentaren in der Presse entnehmen wir, dass zwischen den Ejidatarios selbst eine heftige Debatte darüber im Gange ist, ob privatisiert werden soll oder nicht.¹⁶

Nun gut, wir schoben die politischen Gedankenspiele erst einmal beiseite und suchten den Kontakt zur politischen Verwaltung des Landes. Monika und ich knüpften Kontakte in den verschiedensten Ministerien, haben mit großen (Generalsekretären) und kleinen Beamten (Bürovorstehern) zur Bildungspolitik und ihrer Rolle in der aktuellen mexikanischen Entwicklung gesprochen. Die großen delectieren sich anfangs an ihrer eigenen weitschweifigen Höflichkeit und flüchten bei harten Nachfragen in die Deklamation ihrer Gesetzestexte und Dekrete. Die Realität, so hofft man, lässt sich mit diesem 9. Weltwunder, dem Polyp Bürokratie, ersticken. Die kleinsten Beamten wissen dagegen sehr oft nicht, was in ihrem eigenen Büro oder der Abteilung bearbeitet wird. So sind selbst die Statistiken, die von den einzelnen Abteilungen als Orientierungsdaten

¹⁶ In den 40 Jahren zwischen 1972 und 2013 wurde diese Diskussion besonders heftig geführt, nicht abgeschlossen, sondern ist weiterhin in vollem Gange. Nur haben inzwischen schon viele Kapitalgesellschaften aus Mexico selbst und aus den USA viel ehemaliges Ejido-Land erwerben und in Immobilien zur Ausdehnung urbaner Siedlungen umwidmen können. Die US Sozialversicherungen weisen darauf hin, dass solches Land gut geeignet sei als Alterssicherung für US-Rentner. Ein massiver Einschnitt in der mexikanischen Gesetzgebung von 1993 hat diesen Prozeß maßgeblich erleichtert

für ihre eigene Arbeit dienen müssten, nur nach langem Hin- und Her-Gerenne, eifrigem Suchen, vielen Fragen, auffindbar. Zusammengefaßt hatte die bildungspolitische Welt im UNESCO-Institut in Pátzcuaro offensichtlich rein gar nichts mit dem zu tun, was in den Ministerien gedacht und nicht gedacht und getan und nicht getan wurde. Diese Andeutungen sollen hier genügen, denn wir nahmen uns jetzt mehr Zeit für andere Programmpunkte. Dabei fanden wir erst jetzt die notwendige Ruhe, noch einmal die Anreise nach Mexico-Stadt in Erinnerung zu rufen.

(Brief-Auszug:)

Von Pátzcuaro in die Hauptstadt wären es sechs Stunden Busfahrt gewesen. Wir hatten uns daher wieder für Autostop entschieden – und hatten Glück. Es wurde eine kürzere und schnellere Fahrt durch ein trockenes Land mit unvermutetem Wasserreichtum (immer wieder Seen). Ich schätze, dass der vulkanische Boden eine nur schwach durchlässige Schicht bildet, die diese teilweise phantastisch großen, leicht verschilften, fischreichen Seen ermöglicht. Dann, etwa 1,5 h vor Mexico-Stadt, waren wir in der Sierra, dem kalkigen, trockenen Hochland angekommen.

Uns öffnete sich eine gut gebaute Autobahn, die den Verkehr schnell in die Hauptstadt einfließen läßt. Dafür beginnen direkt an der Stadtgrenze die nervigen Staus. Dabei kommen die Kopfschmerzen nicht vom Staub oder der dunstigen Hitze, auch der ungedämpfte Motorenlärm wäre noch erträglich. Tödlich sind die höllischen Mengen an Auspuffgasen, die den Charakter dieser Stadt entscheidend bestimmen. Nicht Istanbul, nicht Paris, nicht Bangkok oder Djakarta und nicht entfernt Caracas oder Bogota sind eine solche Vergiftungsmaschine wie diese 8-Millionen-Stadt auf 2.200 m Höhe. Ungünstige geographische Lage, ein Talkessel ohne natürliche Ventilation verschlimmern diese Situation. Dabei ergibt sich als entscheidender Eindruck: ein über alle Erwartungen hinaus träger Staatsapparat. Ich glaube, ich habe bis jetzt noch kein Land kennen gelernt, in dem die Staatsbeamten und -angestellten so entsetzlich ineffizient erscheinen, wie hier in Mexiko. Monika und ich unterhalten uns sehr häufig über dieses Phänomen. Es gibt sicherlich eine Reihe von rationalen Gründen, von nachweisbaren Ursachen dafür. But anyway, sagte der deutsche Konsul in Bandung immer.....



Mexico, D.F., 1972 (Postkarte)

Andererseits muss ich einfach so hart formulieren: auf uns wirken ausnehmend viele Menschen irgendwie geistig nicht voll auf der Höhe. Dies gilt vornehmlich für die Hauptstadt. Ich weiß nun leider nicht, ob schon an irgendeiner europäischen oder nordamerikanischen Uni ernsthaft zu den Auswirkungen der Umweltverschmutzung (Luft, Boden, Wasser) auf die geistigen Leistungen der Menschen geforscht wird. Mit diesen Mexiko-Erfahrungen neige ich fast dazu, eine enge Beziehung zwischen beidem zu vermuten. Denn diese "träge" mexikanische Bevölkerung ist genau die, die in einer geradezu kriminell luftverseuchten Stadt irgendwie zu überleben versucht. Und das Tag und Nacht. Die Luft ist von industriellen Abgasen und durch den mörderischen Autoverkehr verseucht, das Wasser ist belastet und zwangsläufig die Nahrungsmittel. Und wo bleibt eigentlich der Müll? Wie sollen sie bei so vielen Fragezeichen physisch und geistig gesund bleiben?¹⁷ Soweit die ersten und spontanen Eindrücke vom Zentrum Mexicos. Trotz seiner Menge an Problemen, die bei Licht besehen, alle großen Touristenattraktionen breit und schwer zu überdecken drohen, besitzt Mexico-Stadt doch auch die hervorragendsten Museen, die ich bisher kenne und wird der Verkehr seit kurzem durch eine der modernsten U-Bahnen der Welt entlastet. Das Museum der Anthropologie ist auf jeden Fall eine solche Attraktion. Dieses Museum ist gleichermaßen hervorragendes Anschauungs- wie Lehrstück. Und - was mir besonders gefällt - es ist ganz offensichtlich nicht in erster Linie für den modernen Touristen entworfen. Schließlich gehen die Grundstruktur und der Grundgedanke der völkerkundlichen Sammlungen bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück!

*Regengott Tlaloc
Eingang Anthropolog. Museum, Mexico*



Heute (fast 200 Jahre nach Einrichtung der Sammlung) wirkt der Museumsbau aus den 1960er Jahren wie ein gerade fertig gestellter Neubau mit klaren pädago-

¹⁷ nach der ersten UN-Umweltkonferenz in Stockholm 1972, nach der zweiten UN-Umweltkonferenz in Rio 1992 und nach der dritten UN-Umweltkonferenz in Johannesburg 2002 konnte man leider immer noch solche Meldungen lesen: „Bislang gibt es keine verlässlichen offiziellen Daten über Giftmüll in Mexiko. Studien schätzen jedoch, dass sich in dem lateinamerikanischen Land von 100 Millionen Einwohnern jedes Jahr mindestens acht Millionen Tonnen giftige Chemikalien und Industrie- und Krankenhausabfälle anhäufen, für die es keine geeigneten Lagerplätze gibt. Die vorhandenen Einrichtungen zur Verarbeitung toxischer Abfälle reichen gerade einmal für fünf Prozent der anfallenden Menge.“ (Diego Cevallos: MEXIKO - Lawine von Giftmüll bedroht Gesundheit der Bevölkerung – Umweltschützer fordern Regierungsinitiative zur Beseitigung toxischer Abfälle, IPS/us/2002, 6. August). Nach der letzten großen Konferenz in dieser Reihe – „Rio+20“ im Juni 2012 – konnte man nicht einmal mehr diese Betroffenheit erkennen, weil alle relevante Umweltthematik hinter der riesigen Mauer der weltweiten Finanzkrise verschwunden war

gischen Prinzipien. Mich beeindruckten vor allem die fünf großen Säle zu den mexikanischen Frühkulturen, d.h.

Der Teotihuacán-Saal

Hier wird das erste Jahrtausend der mexikanischen Staats- und Gesellschaftsbildung mit dem Zentrum rd. 50 Kilometer nordöstlich der heutigen Stadt Mexico präsentiert. Diese Zeit zwischen 100 vor Christus und 900 nach Christus wird als die klassische Periode verstanden. Beeindruckend ist die mathematische (astronomisch bestimmte) Stadtplanung. Für mich auf derselben Stufe wie die Architektur römischer Städte.

Nach dem Besuch dieses Saals möchte jeder Tourist vor allem hinaus vor die Stadt fahren, um die markantesten Reste von **Teotihuacán** - die beiden Stufen-Pyramiden - zu besteigen: die Sonnen- und die Mond-Pyramide. Da heißt es, ein bisschen schwindelig werden beim Hoch- und besonders beim Runtersteigen über die sehr steilen Stufen und doch möchte jeder ganz oben auf der Spitze stehen, da wo die Priester einst ihre Menschenopfer mit ihren Obsidianmessern aufgeschlitzt haben, um das noch schlagende Herz den Göttern zu opfern.



Blick auf die Sonnenpyramide von Teotihuacán

Der Tolteken-Saal

Die Eroberung des mächtigsten Staates Mesoamerikas, Teotihuacán, durch Stämme, die von Norden in das Reich einfielen, führte für die folgenden 350 Jahre zur Zerstörung vieler Städte und wird als die nach-klassische Epoche eingestuft. Für uns Europäer ist es die Blütezeit der Wikinger, von denen immer mehr Forscher überzeugt sind, dass sie schon um das Jahr 1000 bis an die Ostküste der USA gesegelt sind – aber wohl nicht die Nordmänner waren, die es bis Mexico schafften. Bei den Tolteken handelte es sich jedenfalls um ein Krieger- und Eroberervolk, das auch gleich die eigene Hauptstadt Tula ungefähr 100 Kilometer nördlich von Mexico gründete. Wir konnten leider nicht selber nach Tula fahren. Aber alles, was wir im Museum erfahren und an Pyramiden und anderen Bauwerken sehen konnten, wirkte nicht weniger faszinierend als wie Teotihuacán. Tula war – zwangsläufig – einem anderen Gott gewidmet, nämlich dem Priesterherrscher ...

..... Quetzalcóatl

Und dann der Saal, auf den jeder Zugereiste wartet:

Der Azteken-Saal

Die Azteken hatten ihre Hauptstadt Tenochtitlán in das Sumpfgebiet der heutigen Hauptstadt Mexico gelegt und sich dort bis zur spanischen Eroberung durch Hernán Cortéz auch behauptet. Derselbe Cortéz, der eigentlich zuletzt Bürgermeister auf Spaniens Insel Cuba war, aber den grossen Eroberungsdrang der „katholischen Könige“ Isabel von Kastilien und Fernando von Aragon und deren Goldgier auch in sich selbst trug. Er fand ungefähr dieses sehr lebendige Szenario vor

(zumindest hat uns Mexicos bekanntester Maler, Diego Rivera, das so vermittelt):



„Marktplatz von Tenochtitlán“ Ausschnitt des gewaltigen Wandgemäldes von Diego Rivera

Als Cortéz das Kommando erhielt, die Küsten und das Landesinnere von Mittelamerika zu erforschen, hatte er sofort diese Chance wahrgenommen, war beim heutigen Veracruz gelandet und hatte von dort aus das Aztekenreich erobert. Geleitet wurde er – wie alle seine Konquistadoren-Kollegen – vom unbändigen Willen, möglichst viel Gold zusammenzuraffen und möglichst die Krieger- und Priesterkaste des eroberten Reiches zu eliminieren, um selber herrschen zu können. Die Azteken waren erst 200 Jahre zuvor allmählich aus ihrer Immigrantrolle in die der regionalen Herrscher hinein gewachsen, hatten z.T. die Götter ihrer Vorgängerkultur, der Tolteken, übernommen, vor allem deren Gott Quetzalcóatl. Fest hielten sie aber an dem von den spanischen Eroberern und den katholischen Mönchen lautstark beklagten Menschenopfern. Ihrem

Kriegsgott Huitzilopochtli opferten sie täglich die Herzen gefangener Feinde, verurteilter Verbrecher, aber auch freiwilliger Selbstopfer aus den eigenen Reihen der Krieger. Ohne diese Opfer wäre die Sonne am nächsten Tag nicht wieder am Himmel aufgestiegen. Den schlimmsten Streich spielte ihnen allerdings ihr zentraler Gott Quetzalcóatl, diese Symbiose aus Vogel und Schlange.

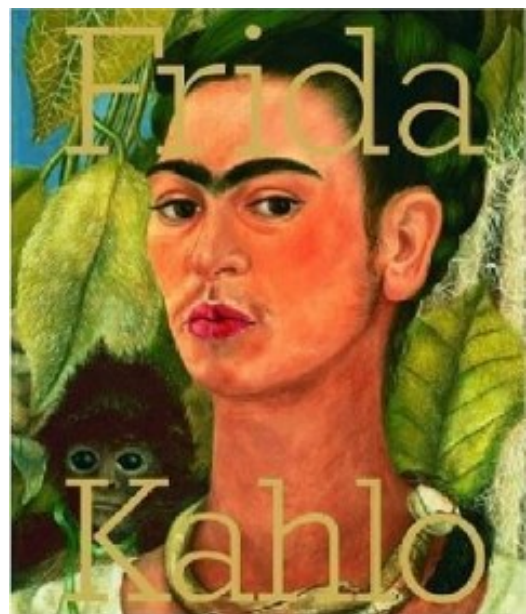
Denn diese Gottfigur könnte ebenso Yin-und-Yan heißen, sie vereint als gefiederte Schlange Himmel und Erde, ihre Zusammengehörigkeit und ihren stetigen Widerstreit, den Übergang von Licht und Dunkel und wieder Licht und somit auch den Kreislauf von Leben und Sterben und wieder Leben. Nicht das vorderasiatische und dann europäische Christentum findet sich in dieser Religionsphilosophie wieder. Aber ostasiatische Religionen schon. Insofern kamen mir natürlich auch Erinnerungen an das hinduistische Bali sehr schnell in den Sinn...

Wie auch immer, jedenfalls wurde ein Herrscher aus Vor-Zeiten mit dem göttlichen Namen Quetzalcóatl den Azteken dann zum Verhängnis. Der Sage nach sollte ihr vorgeschichtlicher weißhäutiger Gottkönig, der vor seinen Feinden auf einem Floß gen Osten geflohen war, eines Tages über das Meer von dort zurückzukehren, um sein altes Reich wieder in Besitz zu nehmen. Dem aztekischen Kalender nach, sollte der Gottkönig im ersten Jahr der Epoche »Schilfrohr« zurückkehren, genau in diesem Jahr landete Hernán Cortés mit seiner kleinen Flotte in Yucatán. Montezuma II, der damalige König der Azteken glaubt fest daran, dass die Geschichte sich jetzt erfüllt. Als die Azteken ihren Irrtum erkannten war es zu spät, sich erfolgreich gegen die Spanier und die von ihnen verpflichteten mittelamerikanischen Krieger zur Wehr zu setzen. Aztekenland war abgebrannt ...

Die zwei weiteren wichtigen Säle sind den Kulturen im Raum **Oaxaca** und den **Mayas** gewidmet. Das wollten wir uns während der nächsten Etappen unserer Reise sehr gerne vor Ort anschauen. Zuvor hatte die Stadt noch ein ganz anderes geschichtsträchtiges Angebot: das *Blaue Haus*. Das Blaue Haus, in dem Frida Kahlo geboren wurde und das heute ganz zentral in Mexicos Stadtteil Coyoacán als Museum der Kunst der beiden Maler Frida Kahlo und ihrem Mann Diego Rivera wie auch der politischen Geschichte des **Trotzki-Exils** gewidmet ist. Also der revolutionäre Ort, in dem Mexicos revolutionärer Maler Diego Rivera und seine Frau dem Ehepaar Trotzki 1937 Asyl gewährt hatten. Das Blaue Haus, in dem Frida Kahlo eine Zeitlang ein Verhältnis mit Trotzki pflegte.

Selbstbildnis Frida Kahlo

Lew Dawidowitsch Bronstein, genannt Leo Trotzki, und seine Frau Natalia Sedowa sind dann im damaligen Vorort Coyoacán schließlich doch ein paar Strassen weitergezogen, haben ihr neues Domizil zu einer waffenstarken Festung ausbauen lassen und dennoch hatte der spanische Kommunist (Stalinist) Ramón Mercader es im August 1940 genau dort geschafft, den Vater der Roten Armee mit einem Eispickel zu erschlagen.



*Trotzkis Festung
in Coyoacan*

Es war erst ein paar Jahre her, dass ich gewissermaßen am Ausgangspunkt von Trotzki's Exil-Marathon stand, auf den Prinzen-Inseln in Istanbul, wo er seinen täglichen Spaziergang hinauf zur orthodoxen Kapelle pflegte. Jetzt standen wir am Endpunkt dieses Exils, vor dem Haus, in dem sein Exilleben gewaltsam beendet wurde.



Jetzt standen wir am Endpunkt dieses Exils, vor dem Haus, in dem sein Exilleben gewaltsam beendet wurde.

Wenn man um die Exil-Odyssee Trotzki's und seiner Frau und seiner Kinder über die Türkei, Frankreich, Norwegen bis nach Mexico weiß und sich an die gnadenlose Verfolgung durch die sowjetische Geheimpolizei GPU nach Lenins Tod erinnert, dann weht schon ein ziemlicher Luftzug europäischer Geschichte des 20. Jahrhundert durch diese mexicanischen Museen. Während seiner drei Jahre in Mexico hatte Trotzki übrigens die stärkste Unterstützung durch die US-amerikanischen Trotzki'sten erfahren.

Die linke mexicanische Regierung hatte ihm Asyl nur mit der Auflage gewährt, sich aus der mexicanischen Innenpolitik herauszuhalten. Für einen Berufsrevolutionär wie Trotzki allerdings eine Auflage, der er nicht wirklich nachkommen konnte (und weshalb er zuvor weder in Frankreich noch in Norwegen länger bleiben durfte). Bei Trotzki's Persönlichkeit musste es naturnotwendig auch bald zu Spannungen mit den mexicanischen Genossen kommen. Das wirkte sich dann allzu schnell auf die Beziehung zu Ribero aus, der an sich ein gewichtiges, aber auch stark schwankendes Rohr innerhalb der mexicanischen Linken war. Wie in den vorherigen Exilorten nutzte Stalins Geheimdienst auch in Mexico die interne Fraktionierung der Kommunisten und der Trotzki'sten, ließ die Gruppen unterwandern und die Partei und ordnete am Ende erfolgreich den Mordauftrag durch Mercarder an, der schon seit dem spanischen Bürgerkrieg systematisch auf diese Aufgabe durch Moskau vorbereitet worden war. Wir waren jedenfalls nicht die einzigen interessierten Besucher, die darüber nachdachten, was wäre gewesen, wenn ... wenn z.B. Trotzki nach Lenins Tod den Machtkampf gegen Stalin gewonnen hätte

Unser nächstes Ziel ließ sich einfacher an und war weniger düster. Wir machten uns auf in die Frühlings-Hauptstadt Mexicos, nach Cuernavaca.

Cuernavaca : Mexicanische Erwachsenenbildung als revolutionäres Projekt für Lateinamerika

Es ist morgens gegen 10.00; ich sitze in der Badehose auf der Frühstücksterrasse im CIDOC, einem stattlichen Anwesen etwa 90 Km südlich von Mexico-Stadt. CIDOC heißt genau genommen "Interkulturelles Dokumentationszentrum" und lebt in erster Linie

von den Sprachkursen "Spanisch für nordamerikanische High-School-Studenten".



*Cuernavaca,
mediterranes Umfeld mit dem Palast Cortéz (von ihm in Auftrag gegeben)*

Wir sind allerdings nicht wegen der Spanisch-Kurse hier, sondern um mit dem Gründer, Dr. Ivan Illich, über die Bedeutung von Erwachsenenbildung zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Lateinamerika zu sprechen. Wir kannten die Arbeit und die regelmäßigen Publikationen des CIDOC schon von Bochum her. Aber uns ging es um ein Gespräch über Illich's Forderung nach „Entschulung der Gesellschaft“, wie er sie sehr prononciert seit letztem Jahr in die internationale Debatte geworfen hatte. CIDOC hatte aus Bochumer Sicht ein bißchen den Charakter als Vatikan der latein-amerikanischen Erwachsenenbildung. Denn seit 2 Jahren kam auch Paolo Freire aus Brasilien mehr oder minder regelmäßig hier vorbei und hielt seine Vorträge zum Thema.

Auch führende Pädagogen in Deutschland (z.B. H. Hentig) haben diese Thesen aufgegriffen und streiten jetzt darum, ob es hier um die Auflösung der Schule an sich gehe oder um einen anderen gesellschaftlichen Stellenwert und Charakter von Schule und von schulischer Bildung. Was Illich ablehnt und daher ändern will, ist der stark konditionierende Charakter der normalen Schulbildung. Also, die formalisierte Schulbildung der Nachwachsenden dient dem Erhalt und der Festigung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Wenn diese Verhältnisse aber in den allermeisten Gesellschaften in Nord und Süd soziale Ungerechtigkeiten, Menschenrechtsverletzungen, Armut und Marginalisierung bewirken, muss auch die systembejahende Schulbildung in Frage gestellt werden. Illich will weder Schule noch Schulbildung abschaffen. Aber Schulbildung soll die Potenziale des einzelnen Menschen („Schüler“) freisetzen, damit Kreativität erlauben und fördern statt die Fähigkeiten des Lernenden auf ein vorgegebenes Curriculum einzugrenzen, um den Lernprozess schablonenhaft durchzuführen und irgendwann für beendet zu erklären (Abschlusszeugnis). Auch nach Beendigung der Schule entwickelt sich der Mensch in Bezug auf sein gesellschaftliches Umfeld ständig weiter. Er sollte daher auch ständig die Möglichkeit erhalten, weiter zu lernen, die neu gewonnen Erfahrungen systematisch und im Dialog mit anderen zu

vertiefen und sie zugleich an andere Interessierte weiterzugeben. Dieser letztere Aspekt ist insbesondere (aber nicht nur) für die ärmeren Sozialschichten und hier wiederum vor allem in den Ländern des Südens praktisch unmöglich. In diesem Sinne führten wir unser Gespräch. Und es ist für jeden nachvollziehbar, der sich ein bisschen in der aktuellen lateinamerikanischen Entwicklungs- und Bildungsdiskussion bewegt, dass Moni und ich Ivan Illich in eine Reihe mit zwei anderen Männern stellen, die jeder aus einem ganz anderen Kulturkreis stammen und sich dennoch beim Thema „lebenslanges Lernen“ und „Erwachsenenbildung als gesellschaftspolitische Strategie“ treffen. Der zweite ist der brasilianische Priester und Pädagoge Paolo Freire, für dessen Handlungsphilosophie „Theologie der Befreiung“ Illich längst seine volle Sympathie entwickelt hat (und wir natürlich auch) und der sein Buch "Pädagogik der Unterdrückten" vor ungefähr 2 Jahren veröffentlichte und darin viele Grundsätze für informelles Lernen (d.h. außerschulisches, lebenslanges Lernen) vorgestellt hat. Seine Zielgruppen sind dieselben Unterdrückten, von denen auch Illich spricht (und die wir damals in den Ranchos von Caracas unterstützen wollten). Dennoch hatte Illich ein paar kritische Anmerkungen zu den fünf Grundprinzipien bei Freire. Aber das kann ich jetzt hier nicht alles aufrollen.

Und als dritten im Bunde der modernen lateinamerikanischen Pädagogen sehen wir eben den Felix Adam, den wir schon 1970 in Venezuela aufgesucht hatten. Adam zielt mit seiner Erwachsenenbildung allerdings stärker in Richtung auf eine Öffnung der Universität auch für solche jungen Menschen, die nicht mit einem reichen Elternhaus gesegnet sind und Studienmöglichkeiten auch ausserhalb der Uni-Mauern benötigen, um sich gut weiterentwickeln zu können. Adam setzte sich sehr für die Möglichkeit von Fernstudien ein (wie seit 1974 die deutsche Fernuniversität Hagen) und profilierte sich mit diesem Ansatz auch innerhalb der sozialdemokratischen Partei Acción Democrática in seinem Heimatland Venezuela.

Unser Gastgeber Illich stammt im Übrigen aus einer dieser alten vielschichtigen jugoslawischen (kroatischen) Familien, ist in Wien geboren, hatte später an der Vatikan-Uni, der Gregoriana, studiert und wurde Priester. Durch den direkten Kontakt in Cuernavaca war Monika und mir jetzt noch deutlicher geworden, wie sehr sich Illich zu einem akademischen und dabei immer praxisnahen Erwachsenenbildner in und für Lateinamerika entwickelt hatte - gerade auch, weil er durch die negativen Eindrücke der US-Lateinamerikapolitik auf dieses Thema gestoßen wurde. Nebenbei schien in unserem Gespräch mit Illich (das wir übrigens weitgehend auf Deutsch führen konnten) auch durch, dass er die US-Studenten in den Sprachkursen brauchte, um das Institut finanziell zu unterhalten. Also, nicht diese US-Studenten waren die eigentliche Zielgruppe der CIDOC-Arbeit, sondern die bildungsmäßig verarmte Landbevölkerung und die sogenannten Marginalisierten in den Stadtrandgebieten Mexicos. Die reichen College-Boys aus dem Norden halfen lediglich – wohl meist unbewußt – bei der Umverteilung der Mittel zugunsten der bildungsfernen Landbevölkerung Mexicos.¹⁸ Für uns waren in diesen Tagen auch einige weitere Gespräche mit anderen Mitarbeitern des Instituts und sogar mit einigen der US-Studenten sehr aufschlussreich. Nicht zuletzt auch deswegen, weil wir dabei tatsächlich erkennen konnten, dass die US-Sprachstudenten vom CIDOC weitgehend instrumentalisiert wurden. Wie auch immer, Monika und ich wollen jetzt die akademischen Möglichkeiten zur Vertiefung unseres

¹⁸ Insgesamt führte Illich das CIDOC rd 10 Jahre bis 1976. Dann hatte ihn die massive Kritik aus den USA wegen „revolutionärer Praktiken“ zermürbt.....
Ende November 2002 verabschiedete er sich endgültig

Themas nutzen, wie sie vielleicht nur im CIDOC geboten werden und fühlten uns in der Frühlingshauptstadt Cuernavaca einfach nur „sauwohl“. Dazu trug auch ein bißchen bei, dass wir für ein paar kurze Tage einen sehr geschmackvoll errichteten Bungalow bewohnen durften, zwar nicht ganz umsonst, aber doch zu einem auch für unsere Kasse erträglichen Preis von 6,50 DM p.P.

Oaxaca – Monte Albán, die Zapoteken-Metropole.....

(Brief-Auszug:)

gestern Nachmittag hatte uns beim Autostop ein Mann aus Oaxaca unterwegs aufgelesen und etwa 350 Km bis in seine Stadt mitgenommen. Wie das so zu sein pflegt, gibt man sich auf einer solchen Strecke (alles Gebirge, etwa 400 Kurven auf 100 Km) gegenseitig immer mal einen aus: einen Kaffee oder eine Cola oder so eine verdammte Sandía (diese roten Wassermelonen). Verdammt deswegen, weil mir nach all diesen Herrlichkeiten im wahrsten Sinne speiübel wurde. Und heute bin ich entsprechend fast den ganzen Tag im Bett geblieben. Die Indianerin, die hier fürs Hotel wäscht, sagte mir, es sei völlig klar, dass ich mir den Magen verdorben hätte - schließlich habe es am Samstag geregnet und dann seien die Sandías selbstverständlich giftig. Der eigentliche Spaß bei dieser leicht animistischen Erklärung liegt darin, dass diese Indianerin mir dann nicht irgendeinen Tee aus Pflanzenblättern oder einer Wurzel oder dergleichen anbot, sondern Alka Seltzer aus der Apotheke besorgte! Trotz solcher kleinen Unpässlichkeiten ist es bislang für uns recht ordentlich gelaufen.

Das versuche ich mittlerweile auch an die WAZ-Redaktion in Bochum weiterzugeben. Die Kollegen dort haben inzwischen 9 Fotos von mir erhalten und drei Artikel. Und ich hoffe, die Redaktion macht daraus eine nette Reportage – schließlich stecken wir mitten in der Sauregurkenzeit. Der WAZ habe ich dazu geschrieben, die Fotos nach Gebrauch nach Oberhausen, Akazienstrasse weiterzuleiten. D.h. also, ihr könnt ab und zu auch ein paar plastische Eindrücke von der hiesigen Lage gewinnen, die ich jetzt nur schwach und knapp umschreiben kann. Ausdrucksstarke Szenen stellen sich uns jedenfalls ohne Ende, jeden Tag neu und manchmal hängt es nur vom zufälligen Standort ab, ob dir der Anblick einer Zapoteken-Burg hoch oben auf einem Berg (Monte Albán) nur düster und bedrohlich vorkommt oder ob die Nachmittagssonne in der klaren Bergluft nach einem heftigen Regen ein phantastisches Licht über die vorchristlichen Ruinen ausgießt.



Monte Albán, Oaxaca
Ballspiel-Arena

Mitten in dem Ruinenfeld dieser wohl ältesten Stadt in Mittelamerika, auf dem so wichtigen Ballspielplatz des Monte Albán bei Oaxaca gab es jedenfalls so gut wie keine Touristen (außer uns) und ein paar Kinder, die auf dem

uralten Ballspielplatz ihrer zapotekischen Vorfahren jetzt Fußball statt früher Handball

spielten. Aber wie bringt man wirklich die Stimmung eines solchen Moments einem WAZ-Leser in Bochum nahe, der schnell die Lokalnachrichten überfliegt bevor er zur Schicht bei Opel aufbrechen muss oder in die Grube einfährt?

Solche herrlichen Stimmungen wie auch die Eindrücke von den Besuchen der verschiedenen Institute und Ministerien haben wir sehr bewusst abgespeichert. Sie sind im Positiven wie im Negativen außerordentlich interessant für unsere Recherche. Der Ballspielplatz auf dem Monte Albán ist ein phantastischer Ort, um über diese vielen bisherigen Eindrücke kurz vor Sonnenuntergang nachzudenken.

Puerto Angel, mexikanischer Pazifik

(Brief-Auszug:)

Ich hatte ja schon die eine und die andere Andeutungen über die beeindruckend verfahrenere Staatskarre hier in Mexiko gemacht. Man müsste jeden Brief von neuem mit immer dem gleichen Inhalt füllen: ceterum censeo..., die totale Korruption greift von der Gesellschaftsmitte in die Gesellschaftsspitze und umgekehrt. Beeindruckende Ignoranz von dieser Mitte aus abwärts. Nur ist es mir ebenso langweilig immer das-selbe zu schreiben wie für euch, immer das-selbe zu lesen. Hinsichtlich der geistigen Kapazität der Bevölkerungsmehrheit hat sich übrigens gerade in den letzten Tagen ein enormer Lichtblick aufgetan. Auf unserer Weiterfahrt zur Pazifikküste sind wir auf vielleicht 1.500 m Höhe auf eine kleine, saubere Stadt gestoßen, wo fast alle Bewohner derart aufgeschlossen, informations- und gesprächsfreudig, dazu zuverlässig in ihren Angaben waren, dass wir uns wie im Märchen fühlten. Ich erwähne die Höhenlage, weil wir uns mittlerweile an einer Art Klimatheorie orientieren; d.h., nie zuvor ist mir der Faktor "Klima", als Teil des konkreten Lebensraums, so stark als Komponente für mentale Gesundheit erschienen wie eben bei dieser Tour. Der ganz andere Punkt, der uns auch wieder bei dieser Reise aufstößt, ist der große Hang zu Süßigkeiten in den Entwicklungsländern. Da besteht eine starke Korrelation mit der sozialen Lage der Menschen, der Armut. Die vielen Arten von Kuchen und Pastetchen, das immer stark gesüßte Brot, alle diese ungemein gezuckerten Dinge, auch etwa der stark gesüßte Kaffee etc, enthalten eben die notwendigen Kohlehydrate - Zucker und Stärke -, die der Körper braucht, aber mehr auch nicht. Ich sehe bei uns zu Hause das weiter wachsende Bewusstsein um ausgewogene Ernährung und bin sicher, dass es nicht nur eine Frage der Finanzierbarkeit ist, sondern im Sinne von Illich der Bereitschaft, lebenslang offen gegenüber neuen Erkenntnissen, auch denen aus dem Gesundheits- und Ernährungsbereich zu bleiben.

Wenn sich hier in Mexico die Armutsschere weiter öffnet, wird das allerdings nicht zu ausgewogener Ernährung, zu ordentlichen Schulleistungen bei den Kindern und damit zur Verbesserung der Entwicklungsbedingungen hier draußen auf dem Lande beitragen.

Und noch eins: Ich lese im Augenblick gerade in der guten mexikanischen Zeitung über die beabsichtigte Intervention des nordamerikanischen CIA, die Wahl und den Sieg von Salvador Allende von vor zwei Jahren zu hintertreiben. Obwohl auch Mexico aufgrund seiner Exportbindungen stark von den USA abhängt, sind die Kommentare zu diesem neuesten CIA-Skandal doch recht deutlich. Ihr könntet mir den einen oder anderen Artikel hierzu vielleicht aufheben, bzw. den SPIEGEL kaufen, in dem dieses Thema behandelt wird. Für mich ist Chile weiterhin ein spannendes Experiment, gerade auch wegen der Reaktion der USA auf Allendes Verstaatlichungen der Kupferminen und natürliches wegen des - nach Cuba - zweiten sozialistischen Experiments in Latein-

amerika.

Ja, wir sind jetzt am Pazifik angekommen. Schwarzer, vulkanischer Sand. Ein kuriozes Mini-Hotel für einen Dollar pro Tag. Das Zimmer ist genau so groß, dass ein Bett und ein Stuhl hineinpassen. Es gibt ein kleines Oberlicht. Wir hatten es in der ersten Nacht geöffnet, weil die Atemnot sonst zu groß geworden wäre. Aber irgendwann nach Mitternacht kam dann artistischer Besuch. Ich hatte ein Stück Wäscheleine diagonal durchs Zimmer gespannt und daran in einer Plastiktüte unsere aktuellen Essvorräte gehängt, damit die Cucarachas sie nicht anknabbern. Die Besucher waren aber zwei Ratten, die über die Wäscheleine zur Plastiktüte balanciert waren und jetzt an selbiger herumnagten. Davon waren wir wach geworden. Sie waren blitzartig wieder durchs Fenster verschwunden. Das mussten wir jetzt leider schließen und dann nur noch ganz flach atmen, damit der Sauerstoff bis zum Morgen reichte.....

Vom asiatischen Meer zum nordatlantischen und bei den Olmeken vorbei

Von der Pazifikseite mit den schwarzen, vulkanischen Stränden und den artistischen Nachtratten zog es uns auf die atlantische Seite, zum Golf. Die Reise war nicht unbedingt das wilde Abenteuer, hatte aber doch einige Höhepunkte. Dazu würde ich in Villahermosa den archäologischen Nationalpark *La Venta* zählen, der den äusserst ungewöhnlichen Olmeken-Köpfen gewidmet ist. Wir hatten jetzt nicht die Zeit, uns durch die tollen archäologischen Funde in La Venta zum vertieften Studium der Olmeken-Kultur verleiten zu lassen. Dennoch warte ich seither gespannt darauf, wann die Archäologen und Völkerkundler ein paar Schritte weiter kommen und mehr Licht auf die „Menschen aus dem Kautschukland“ werfen können. Bisher wissen wir gerade, dass der Kautschuk-Bezug daher rührt, dass in den heutigen Provinzen Veracruz und Tabasco (an Mexicos Golf-Seite) von den Olmeken vor rd. 3.000 Jahren systematisch Gummibäume gepflanzt und „gemolken“ wurden, weil aus dem Kautschuk Gummibälle geknetet werden konnten, die wiederum Mittelpunkt der heiligen Ballspiele waren. Als Kind des Ruhrgebiets verstehe ich gut, dass Ballspiele der Kern des Lebens sein können. Bei den Olmeken waren ihre zeremoniellen Ballspiele (eine Art Korbball) allerdings Spiele um Leben und Tod. Denn allzu häufig verloren die Verlierer alles – vor allem ihren Kopf.

Ebenso gehörte schon zu ihrer Kultur – also in der Bronzezeit – Kakao als feierliches, heiliges Getränk; als Droge für König und Priester. Das blieb so bis in die Azteken-Reiche (Kakao ist ein Wort aus der Olmeken-Sprache, dem Náhuatl; übrigens ebenso wie Tomate – was ich auch erst hier in La Venta lernen durfte). Als Kakao-Trinker sind mir die Olmeken jetzt ganz besonders sympathisch! Die mexicanischen Drogen von heute haben leider nichts mehr mit Kakao zu tun, auch nichts mehr mit Königen und Priestern. Sie sind extrem vulgarisiert und bedeuten nichts Heiliges, nur gnadenlosen und täglichen Krieg. Dadurch ist Mexico zum Land mit dem wahrscheinlich höchsten Gewaltindex geworden. Die Machtkämpfe um Marktanteile zwischen den modernen Drogenbanden haben das Land in den folgenden Jahrzehnten in einen schlimmeren sozialen Abgrund gestürzt als ich es später in meinen Kolumbien-Jahren je zu hören bekam. Der US-Erfolgsautor *Den Brown* hatte diesem Thema 2001 seinen Roman *Deception Point* gewidmet. Als wenn dieser Roman dann Textvorlage für die mexikanische Wirklichkeit geworden wäre, könnten seither endlos viele Medienberichte aus seinem Roman stammen, z.B. diese...

● **105 Tonnen Marihuana in Mexiko sichergestellt**

Im Kampf gegen die Drogenkartelle ist den mexikanischen Behörden am Montag der größte Drogenfund seit Jahren gelungen. Soldaten und Polizisten beschlagnahmten in Tijuana an der Grenze zu den USA am Montag 105 Tonnen Marihuana (20.10.2010, Süddeutsche Zeitung)

● **Drogenkrieg in Mexiko**

Ermittler entdecken elf enthauptete Leichen.

Erst kam es an der Grenze zu den USA zu einer Schießerei zwischen mexikanischen Sicherheitskräften und Drogengangstern, anschließend entdeckten Ermittler die Leichen von elf Männern. Den Opfern waren die Köpfe abgeschlagen worden. (10.05.2011, Spiegel-online)

● **Die Bundesregierung unterstützt den Kampf der mexikanischen Regierung**

gegen die Kartelle der organisierten Kriminalität, die ihre Aktivitäten zunehmend auch auf Europa ausdehnen. Gleichzeitig stellt die Bundesregierung klar, dass organisierte Kriminalität nicht allein mit militärischen Mitteln besiegt werden und der Einsatz des Militärs nur temporär sein kann, bis die Polizeikräfte entsprechend aufgestellt und reformiert sind.

(heute im Bundestag Nr. 012, 12.01.2012).

● **Mafia-Museum in Mexiko-Stadt:** Die goldenen Colts der Drogenbosse. Mexiko schickt seit Jahren Zehntausende Soldaten in den Kampf gegen die Drogenkartelle - ohne großen Erfolg. In einem nicht öffentlichen Museum dokumentiert das Verteidigungsministerium den Krieg gegen die Mafia - und beschlagnahmte Ware aus dem Besitz der Bosse.

(SPIEGEL ONLINE - 22.02.2014).

● **Bürgerwehr gegen Drogenkartelle**

Mehrere Dutzend Bürgerwehren (Männer, Frauen, Kinder) haben sich etwa 2015 in vielen Dörfern Mexicos aufgestellt, sich bewaffnet und versuchen, sich so gegen den Druck der Drogenkartelle zu wehren – weil die Regierung und die Polizei und die Armee keinen Schutz darstellen.

● **und 2019 heißt es dann endlich auch mal :**

Prozesse Joaquín Guzmán, einer der übelsten Drogenbosse aller Zeiten, muss lebenslang ins Gefängnis. Mit jedem Verhandlungstag haben sich neue Abgründe aufgetan. Wer sich in Details vertieft, versteht, warum darüber Netflix-Serien gedreht wurden. *Von Philipp Oehmke*

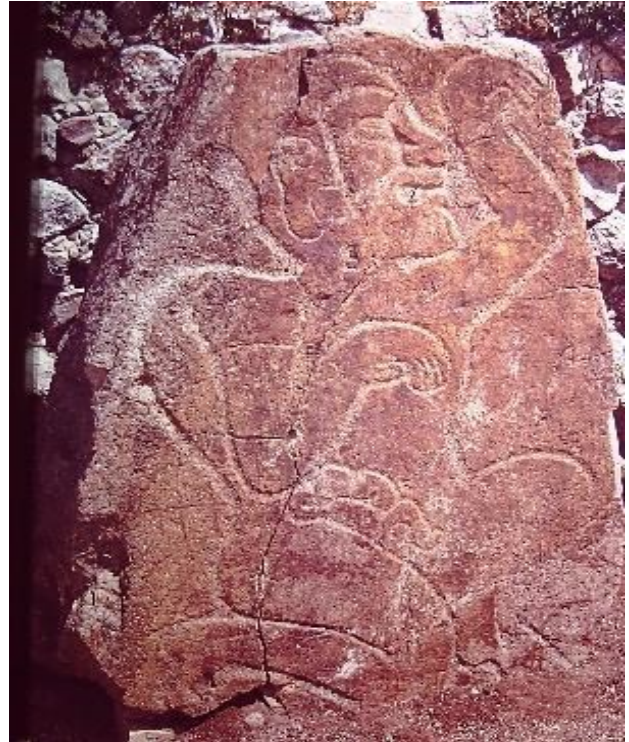
(Der Spiegel, 16.2.2019)

Und noch ein Wort zu den Olmeken: sie werden in der Fachwelt auch als „Mutterkultur“ der auf sie folgenden vielen weiteren Kulturen eingestuft, über die Mayas bis hin zu den Azteken.

Allein die bisher bekannten kulturellen keramischen Zeugnisse belegen die These der „Mutterkultur“. Sie fanden sich in der Nähe von Mexico-Stadt ebenso wie mehr als 1.000 Kilometer südlich bei Copán im heutigen Honduras oder auch bei Cuello in dem Teil, der immer noch British Honduras heißt (und dann 1981 als Belize unabhängig wurde). Diese negroiden Gesichtszüge erinnern vielleicht an einen deutschen CDU-Wirtschaftsminister, entsprechen aber auf keinen Fall den Physiognomien der über die Behringstraße zugewanderten sonstigen Indio-Völker Lateinamerikas. Besitzen diese doch am ehesten asiatische Grundzüge.



Olmeken-Kopf, Anthropologisches Museum



Olmeken-Stele, La Venta

Wir hatten uns Zeit gelassen in La Venta und uns ordentlich umgesehen. Im Reiseführer stehen Sätze, wie: die riesigen Köpfe sind aus einem einzigen Basaltblock heraus gehauen; diese Köpfe sind vermutlich Portraits von Priesterfürsten; ein gefertigter Kopf kann bis zu 60 Tonnen wiegen. Was wir nach unserer Lektüre und einigen Gesprächen in La Venta verstanden haben, ist ungefähr das:

La Venta war eine der vier zentralen Siedlungen dieser weitgehend unerschlossenen Kultur der Regenwaldzone an Mexicos Golf-Seite. Ihre Bewohner hatten zwar eine hieroglyphische Schrift entwickelt, aber wir haben nicht erfahren können, ob schon irgendjemand erfolgreich die Schriftzeichen interpretieren kann. Jedenfalls ist es die erste Schrift, die überhaupt in Amerika aufgefunden wurde. Der passende Basaltbrocken musste aufwändig durch den Regenwald, über Flüsse oder das Meer herangeschafft werden. Und dann waren die Basaltrohlinge zwangsläufig noch erheblich schwerer als das fertige Produkt. Offensichtlich wartet hier noch sehr viel Forschungsarbeit darauf, getan zu werden.

Was ihre Architektur betrifft, so ist nachgewiesen, dass sie wohl um 700 v. Chr. einen revolutionären Sprung von bisheriger Lehmbausweise zu Bauwerken aus behauenen Steinen schafften. Mit einer Menge ungeklärter Fragen im Gepäck zogen wir weiter, direkt ans Meer, an den Golf von Mexico. Hier half dann ein bisschen der pure Zufall: wir landeten auf die Traumhalbinsel Isla del Carmen. In meiner Erinnerung fanden wir hier auf der Insel noch paradiesischere Bedingungen vor als damals auf Bali. In dem kleinen Küstenstädtchen Carmen konnten wir schnell eine einfache Holzhauspension auftreiben. Wir liessen uns morgens von dem Überlandbus, der bis Campeche fährt, an einer bestimmten Stelle absetzen, die Isla del Carmen heißt und nahmen an gleicher Stelle am späteren Nachmittag den Gegenbus wieder zurück in die Stadt. In den Stunden dazwischen gehörte uns ein paradiesischer Strand ganz allein. Wir fühlten uns wie Adam und Eva und liefen auch so herum. Zwei oder dreimal am Tag kletterte ich auf eine der sehr tief geneigten Cocospalmen und kappte eine oder zwei der jungen Nüsse. Sie waren noch voller Cocosmilch und hatten erst wenig, dafür aber noch ganz weiches Fleisch angesetzt. Das Fleisch konnten wir ausschaben. Zusammen mit der Milch war das eine volle Mahlzeit – reichte zumindest bis zum Abend.



ER blickt ins Paradies, Isla del Carmen, 1972

Während wir noch reisten bereiteten die Vereinten Nationen die erste globale Umweltkonferenz unter dem Thema „UN Konferenz zur menschlichen Umwelt“ vor. Sie fand zwar weit weg von hier im Juni in Stockholm statt, aber ein bisschen trieb die Organisatoren wohl auch

die Frage, ob ein solches bezauberndes karibisches Meer, wie der Golf von Mexico, nicht doch zu sehr und zunehmend mehr durch die ganze Ölförderung bedroht ist. Unser Strand auf der Isla del Carmen war einwandfrei und zeigte nicht die Ölflecken im Sand, die wir längst von der holländischen Nordsee kennen. Wir hörten allerdings, dass die US-Regierung die Bohrungen nach Erdöl und nach Erdgas intensivieren will. Das könnte durch die Strömungsverhältnisse im Golf schnell zu einer dramatischen Kontaminierung auch solcher Küstenstreifen führen, wie auf „unserer“ Insel.¹⁹

Meine Strandlektüre war übrigens das Büchlein „Silent Spring“, das die Amerikanerin Rachel Carson rund 10 Jahre zuvor über die Zerstörung von Flora und Fauna durch unsere unkontrollierte Chemieproduktion eindrucksvoll geschrieben hatte. Da kommt man dann schnell drauf, dass die Kohlenwasserstoffe der Ölförderung die noch nicht wirklich erforschte Welt eines Meeres, wie den Golf, aus Fahrlässigkeit oder Ignoranz schwerstens bedrohen kann. Daher bin ich jetzt schon gespannt, was in Stockholm an neuen Signalen für die Völkergemeinschaft formuliert wird...²⁰

San Cristobal und die „Humanoiden“ Tzotzil

Der Abstecher zum Golf von Mexico hatte unter der Überschrift gestanden "Ein paar

¹⁹ In den darauf folgenden Jahren gab es viele Leckagen bei den immer zahlreicheren Ölbohrplattformen vor der US- und der mexikanischen Küste. Die größte Katastrophe ereignete sich dann im April 2010 als die BP-Ölbohrplattform "Deepwater Horizon" explodiert und im Golf versank. Bei der Explosion der Bohrinselform kamen elf Arbeiter ums Leben, im Anschluss flossen **780 Millionen Liter Rohöl** ins Meer. Die US-Küste wurde dadurch genauso wie wichtige Krabben- und Fischfang-Gewässer verschmutzt. BP hatte die Kosten der Katastrophe 2010 auf 41,3 Milliarden Dollar beziffert. 20 Milliarden Dollar davon für die Entschädigung der Opfer, die die Regierung Obama dem Konzern abgerungen hatte. Bis Juni 2011 hat der Entschädigungsfonds mehr als 4,5 Milliarden Dollar an über 195.000 Betroffene ausgezahlt. Aber dann begann BP sich gegen diese *zu hohen* Entschädigungszahlungen zu wehren, weil die rostbraunen Ölschwaden, die träge auf der Wasseroberfläche geschwappt hatten, „verschwunden“ waren. Das Öl liegt jetzt allerdings - zum Teil mit der versprühten Lösungchemie vermischt - als graue Pampe auf dem Grund im Golf von Mexiko. (Quelle: Tagesschau.de, 20.4.2011 und 9.7.2011)

²⁰ Genau diese Fragen haben dann ein paar Jahre später im Mittelpunkt meiner Dissertation gestanden („*Internationale Umweltpolitik und Nord-Süd Beziehungen*“) und mich im Übrigen für den bunten Rest meines Lebens begleitet.

Tage Strand, Sonne, keine Stadt". Vom Meer führte uns unser Programm anschließend wieder über die Berge ins Landesinnere zurück, und zwar nach *San Cristóbal de las Casas*. Damit sind wir im südlichsten Bundesstaat Mexicos angelangt – Chiapas. Und schon wieder auf gut 2.000 m Höhe. Wir sind vor allem neugierig auf diesen Süden und auf diese Stadt, weil ihr Name viel mit dem Dominikanermönch und späteren Bischof Bartolomé de las Casas zu tun hat.

Chiapas ist Maya-Land und immer noch leben ihre Nachfahren in der Umgebung von San Cristóbal, das Volk der Tzotzil. Wäre General Pinochet hier unterwegs, würde er diese Menschen als „Humanoide“ bezeichnen. Zum Glück taucht er hier nicht auf... Aber die spanischen Conquistadoren waren keineswegs besser. Bis auf eine Person, bis auf den Theologen Bartolomé de Las Casas.

Die kulturgeschichtliche Leistung dieses ersten spanischen Bischofs in Chiapas lag darin, dass er dem König in Madrid deutlich zu machen verstand, dass die Indianer hier draußen nicht nur Sklaven im Bergbau, nicht nur im wörtlichen Sinne Hundefutter für die spanische Kolonialarmee sein sollten, sondern eine Seele hatten, mithin sogar richtige Menschen waren. Er war eigentlich erst sehr spät hier unten in Mexico aufgetaucht und zu dieser „christlich-humanen“ Einsicht gelangt. Zuvor war er selber Großgrundbesitzer und Besitzer eines Sklavenheeres auf Cuba und (ich glaube, auch in der Dominikanischen Republik, die damals noch Hispaniola hieß) und war irgendwann so entsetzt über die Behandlung der Indios, dass er seinen Besitz verkaufte, sich auf den Schutz der Indianer konzentrierte und schon als alter Mann - gegen unendliche Widerstände in Madrid und in den Kolonien selbst - endlich in dem abgelegenen Chiapas sein Kirchenamt als Bischof erhielt. Hier in unserem kleinen Hotelchen, einem 100 Jahre alten Adobe-Häuschen, hat uns Dirk aus Dänemark mehr über Bartolomé erzählen können als unser Reiseführer und als die Museen von San Cristóbal. Dirk ist engagierter Hobby-Archäologe und mit seinen berühmten Landsleuten Frans und Gertrude Blom bestens bekannt, die hier vor Ort in den 50er und 60er Jahren viel zur Aufarbeitung der Indianerkulturen geleistet hatten. Wir hätten gerne auch die Witwe Gertrude getroffen, aber Dirk wußte, dass sie sich zur Zeit zu krank fühlte, um auf Besucher einzugehen. Nichts zu machen. Von dem, was wir hier erfuhren, wurden wir allerdings ein wenig desillusioniert. Denn Bartolomé de las Casas hatte die „Indiofreundlichen Gesetze“ wohl nur etwa 2 Jahre lang durchsetzen können. Dann reiste er wieder zurück nach Spanien und in Chiapas ging das alte Leben nach den alten Regeln der Conquistadoren weiter.

San Cristobal ist heute (1972) mit seinen 40.000 Einwohnern immerhin die zweitwichtigste Stadt im südlichsten Staat Mexikos. Die Osterstimmung schärft, glaube ich, auch das Auge für die Vielzahl der Kirchen dieser Stadt. Im Hinblick auf alte Gebäude und eben Kirchen aus der Spanier-Zeit ist dieser Flecken ein wahres Schmuckkästchen. Dabei sind zwar die Grundformen der Kirchen rein europäisch (Basiliken), dafür ist aber in die dekorativen Verzierungen einiges an indianischer Mythologie eingegangen. Insbesondere der Adler und die Schlange, häufig auch als gefiederte Schlange, spielen dabei eine entscheidende Rolle (*Quetzalcóatl* - man erinnert sich?!).

Jetzt ist also Osterzeit. Alles Kirchliche wird mächtig aufpoliert. Aber es bleibt der unübersehbare Gegensatz zwischen dem wieder wachsenden Reichtum der Kirche und der sich verschärfenden Armut der Indianer. Um im Bild zu bleiben: der Weg nach Golgatha mit dem Kreuz auf dem Rücken gleicht eher den Mühen des Sysphos - endlos. Das Aufrichten des Kreuzes bedeutet dann zwar am Ende auch das Aufrichten der Gekrümmten, aber wie viel Menschenwürde, soziale Gerechtigkeit und kulturelle Identität mit der Wiederauferstehung nach dem Tod wirklich verknüpft ist, bleibt für mich ein mit großen Zweifeln behängtes Fragezeichen. Da geht mir immer Brechts Vers

durch den Kopf: es gibt auch ein Leben vor dem Tod. Vielleicht unterstreichen die Indios hier im Süden diesen Satz eines Tages weniger duldsam als noch zur Zeit. Denn wirklich einvernommen von der westlichen Kultur erscheinen mir diese Tzotzil keineswegs. Sie kommen aus ihren Dörfern auf die Märkte von San Cristóbal und verschwinden wieder in den tropischen Bergwäldern. Für bestimmte Dinge brauchen sie in der heutigen Zeit natürlich Geld. Nur das holen sie sich auf dem Markt durch Verkauf ihrer Ketten oder ihrer ansprechenden Malerei auf Baumrinde. Aber mehr wollen sie nicht von "der mexikanischen Gesellschaft" - und Mexico soll sie ansonsten in Ruhe lassen. So ungefähr. *Wenn ihr euch noch eine kleine Wanderung über die Stadtgrenze hinaus zutraut*, warf Dirk zwischendurch ein, dann „vergesst nicht, zum Arcotete zu wandern oder zu fahren. Das Schönste, das uns die Natur hier oben im Hochland geschenkt hat!“ Natürlich hatten wir uns das zugetraut und waren kurz hinter San Cristóbal auf Wasserfälle im tropischen Bergwald von Chiapas und auf Kalksteinhöhlen mit Stalaktiten, wie in der Atta-Höhle im Sauerland getroffen. Der Felsdurchbruch Arcotete wirkte dabei durch die Stimmung, nicht durch Dramatik, sondern durch das Spiel von Licht und Wasser und Reflektion auf den kalkigen Felswänden. Wir sahen das alles und



dachten gleichzeitig: diese Idylle wird nicht lange so einsam bleiben. Dafür werden die internationalen Tourismusunternehmen sorgen und die Tzoltziles sind ganz schnell einen ihrer mythischen Orte los.....

Arcotete bei San Cristobal

Freund Dirk hatte uns noch die kleine Legende um Arcotete mit auf den Weg gegeben, die wir hier vor Ort auf uns wirken lassen konnten:

Der Name des Ortes geht auf den französischen Soldaten Jean Francoise d'Arcotete zurück. Er hatte

sich in eine wunderschöne Sancristobalin verliebt. Als er erkannte, dass seine Liebe nicht erwidert wurde und dass die Schöne sogar dabei war, sich zu verheiraten, beschloß er, seinem Leben ein Ende zu machen, und zwar in der Nähe einer Grotte, durch die ein unterirdischer Fluß strömte. Seither meint man, in dem kantigsten Felsen in dieser Höhle das Gesicht des Franzosen zu erkennen, der sein Land und sein Leben für eine Frau gegeben hat. Die Indios dieser Region erzählen sich, dass die Erscheinung des Franzosen in Februarnächten zu beobachten sei. Dann sitze er auf einem der Felsen und traure um seine Geliebte..... Etwa so.

Von Mayas und Mayas, hop-on, hop-off

Wie so häufig, läuteten wir auch die letzte Etappe unserer mittelamerikanischen Ex-

kursion mit mehr Fragen als Antworten ein. Wir wollten im Regenwald von Tikal in Guatemala etwas mehr von der Synergie dieser vor-spanischen Kulturen verstehen, die bei den Olmeken beginnt und in **Tikal** mit den Mayas einen Höhepunkt erfuh. Wenigstens soviel, um wiederum die Indianer in Chiapas besser zu verstehen auf ihrer Suche nach der eigenen Identität. Tikal schien uns auch wichtig, weil es irgendwie die Synthese aus der ganz frühen Olmeken-Kultur mit den Azteken ist, die von der heutigen Hauptstadt Mexico aus diesen Teil des Maya-Reiches erobert hatten. Auch zerstört hatten?

Beide, Olmeken und Azteken, hatten dem Maya-Reich ihre Stempel aufgedrückt. Und dann hörte das Maya-Reich plötzlich auf zu existieren, ohne dass die Forschung bis heute eine wirklich klare Antwort auf das „warum?“ geben kann. Ein Teil der Antworten liegt sicherlich in den unzähligen Kriegen der mittelamerikanischen Völker gegeneinander; ein anderer Teil scheint aber sehr viel mit natürlichen (klimatischen) Veränderungen und damit mit dem Verlust ihrer Ernährungssicherung zu tun zu haben (Überschwemmungen, Dürre, Überbevölkerung...). Wir waren extrem neugierig, das alles in Augenschein zu nehmen, um es ein bißchen besser zu verstehen.

Der Flieger war in Flores am See Petén Itzá gelandet. Von oben war nur Urwald zu sehen gewesen. Unten fanden wir problemlos ein Gästehaus ganz nah am Seeufer. Glasklares Wasser und freundliche kleine Fische, die ohne Scheu bis an meine Zehen heran kamen. Eigentlich der richtige Ort, um genau hier Urlaub zu machen. Aber am nächsten Tag nahmen wir den kleinen Touristenbus, der um den See herum auf einer Staubstraße die 60 Km zu den Maya-Ruinen von Tikal fährt.

*der erste Eindruck
von der im
Regenwald
versunkenen Maya-
Metrople
Tikal*



Natürlich sind die vielen grossen und kleinen Ruinen auf dem zentralen Platz von Tikal be-

eindruckend – ich denke, vor allem, weil sie uns noch so viele Rätsel über die Herrscher, die Priester, das Volk aufgeben, die hier zu Zeiten von Christi Geburt diese Anlage entstehen liessen.

Hunderte von Gebäuden, Treppen, vor allem Ruinen hätten wir von dem zentralen Platz aus in Tikal aufsuchen und bestaunen können. Ohne große Anstrengung hätten wir ein paar Wochen in Tikal und den umliegenden Wäldern des Tikal-Nationalparks verbringen können.

Vielleicht hätten wir dann sogar mit einem Puma oder einer größeren Schlange näheren Kontakt gehabt. Was uns tatsächlich blieb, waren genau 3 Tage an diesem unglaublichen Ort. Einen Tag lang waren wir schon von einer Ruine zur nächsten gewandert und auch die 100 Stufen des Jaguar-Tempel hoch gekrochen – vor allem aufrecht die steilen Stufen wieder hinunter zu gehen ist ohne Trainingskurs kaum zu schaffen.

Aber dann stießen wir zuerst auf eine Gruppe US-Amerikaner, die auf dem Weg zu einer Ausgrabungsstelle waren. Sie waren einerseits nicht sehr an Touristen interessiert, gleichzeitig aber – wie die meisten Amerikaner, auf die wir getroffen waren - sehr freundlich und versorgten uns ganz nebenbei mit einigen neueren Zahlen: so schätzten ihre archäologischen Kollegen, dass die früheste Besiedlung von Tikal schon etwa 1.000 Jahre vor Chr. stattfand.

Tempel des Jaguar

An dem außerordentlich großen Siedlungsareal, das bisher erschlossen ist, konnten sie erkennen, dass die Bewohner in den ersten Jahrhunderten ihr Gebiet durch die kriegerische Unterwerfung der Nachbarvölker systematisch vergrößert hatten. Danach hatte offenbar erst eine intensive Bauphase stattgefunden, deren Zeugnisse wir aktuell bestaunen. Und dann bestätigten sie noch, dass Tikal wohl schon vor oder um 1.000 nach Chr. aufgegeben wurde. Warum?? Klimaänderung? Überbevölkerung?

Das Gespräch mit den US-Archäologen und Anthropologen hatte uns überzeugt, dass es sinnvoll war, an einer Führung durch das riesige Gelände teilzunehmen. Der Reiseführer, der uns begleitete, war wie so häufig, Student der Anthropologie, und zwar von der Nationaluniversität in Mexico-Stadt. Er war persönlich absolut fasziniert vom **Maya-Kalender**, dessen 20er System (10 Finger und 10 Zehen) aber immer noch viele Fragen offen ließ. Unser Student (ich glaube, er hieß Ramón), zeigte uns einen Computer-Ausdruck des Maya-Kalenders, der natürlich 1000 mal besser die Zahlensymbole erkennen ließ als jede originale Stele hier draußen im Gelände.

Maya-Kalender

Ramón erzählte auch von dem wissenschaftlichen Streit an seiner Uni über das Anfangsdatum des Maya-Kalenders. Es liegt irgendwo bei 3.300 vor unserer Zeit. Dass es nicht genauer geht, obwohl die Maya ihre einzelnen Bauwerke bzw. Gedenksteine für ihre Herrscher mit einer genauen Jahreszahl versehen haben (wie wir selbst sehen konnten) liegt an der



komplexen Astro-Mathematik, mit der sie ihren Jahreskalender entwickelt hatten. So wurde uns auf der Stele No.17 eine Zahl gezeigt, die 17.9.557 bedeuten soll. Im 20er-System der Maya wäre das die Jahreszahl $17 \times 20 \times 20 + 9 \times 20 + 557 \times 1 = 7537$. Welchem Jahr das in unserem Kalender entspricht, konnte uns der Führer deswegen nicht sagen, weil man sich nicht einig ist, welches eigentlich das Jahr Null im Maya-Kalender ist. Nur darin scheint sich die Wissenschaft einig zu sein, dass der Maya-Kalender auf einer sehr genauen, jahrhundertelangen Tageszählung beruht.

Aber warum es dann nicht 20 x 20 Monate mit entsprechend 400 Tagen waren, die ein Maya-Jahr bildeten, habe ich – ehrlich gesagt – dennoch nicht verstanden. Vielmehr rechneten sie mit 360 und fügten noch 5 Zusatztage ein und kamen damit – wie wir – auf ein 365-Tage-Jahr. Aber das ist wohl nur eine Zufallsgemeinsamkeit. Denn irgendwo hatte ich gelesen, dass in unserem Europa bis in die Periode von Papst Gregor XIII. (16. Jahrhundert) die Abweichungen in unserem Kalender so groß geworden waren, dass der Papst bei seiner Kalenderreform 1592 so phantastische Korrekturen vornehmen ließ, wie die Streichung von 10 Tagen im Oktober (auf den 4. Oktober folgte damals sofort der 15. Oktober). Und dazu kommt die einigermaßen komplexe Schaltjahrberechnung: eine Jahreszahl, die durch 4 teilbar ist, ist ein Schaltjahr. Das lernt jeder schon in der Schule. Wir fügen einfach einen Tag im Jahr hinzu. Ist die Jahreszahl allerdings durch 100 teilbar, ist das entsprechende Jahr kein Schaltjahr. Eine Ausnahme davon bilden dann wiederum alle Jahre, die durch 400 teilbar sind. D.h. die Jahre 1600 und 2000 sind laut gregorianischem Kalender Schaltjahre. Jetzt kann man sich länger darüber unterhalten, welcher Kalender komplexer ist, der gregorianische oder der der Maya.

Unser Rückflug mußte über Guatemala-Stadt erfolgen. Wir stiegen dort aus und nahmen den Bus nach Chichicastenango. Denn es war ja Ostern.....

In Chichicastenango, im tiefen Maya-Land war nicht Ostern an sich interessant. Es waren die Kirchen der Stadt. Sie wirkten wie Schmelztiegel aus Christentum und Maya-Religion. Vielleicht lag jetzt sogar irgendwo neben der Bibel auch das Popul Vuh aus. Leider fanden wir die Stelle nicht.

Insgeheim hatten wir davon geträumt, in einer der Kirchen im Maya-Land zur Osterzeit anstelle der Bibel vielleicht das **Popul Vuh**, die Heilige Schrift der Maya, ausgelegt zu finden. Denn das Popul Vuh beginnt ebenfalls mit der Schöpfungsgeschichte und dazu den Wanderungsbewegungen der mittelamerikanischen Völker und der zugehörigen Herrschergeschichte. Und es enthält auch die vielleicht wichtigsten Überlieferungen zur Identitätsstiftung der Maya, Angaben zu ihrer zentralen Wissenschaft, der kosmologischen Mathematik in Form der Sonnen-, Venus, Mars-, Merkur- und weiterer Kalender.

Popul Vuh war natürlich ursprünglich in Maya-Schrift geschrieben – und wurde während der spanischen Conquista als „satanisch“ verbrannt. Aber dann hatte es einen Dominikaner-Mönch in Chichicastenango gegeben, der heimlich eine Abschrift des Popul Vuh anfertigte. Heimliche Abschrift bedeutet: der Mönch fertigte sie gegen den ausdrücklichen Willen der Kirche an und bevor er den gefundenen Text dem Inquisitor übergab – oder vielleicht an die Maya-Ältesten zurückgab, wie andere Forscher behaupten.²¹ Dadurch gibt es heute ein paar Schriftstücke mit Maya-Bilder-

²¹ Wolfgang Cordan schreibt 1962 in der Einleitung zu seinem Buch: *Popul Vuh – Das Buch des Rates*: „Padre Francisco Ximénez ... war ein guter Katholik und in den Begriffen seiner Zeit befangen. Aber er war ebenso gefangen vom indianischen ... Sein Erstaunen beim Lesen des Quiché-Textes muss sich zur Begeisterung gesteigert haben. Da gab es eine Weltschöpfung, wo die Götter sagten: »Erde!« und es bildete sich die Erde. Da gab es eine Sintflut. Da gab es

schrift. Ein Muster liegt sogar in Dresden und wird garantiert beim nächsten Besuch in Sachsen in Augenschein genommen.



Ostern in Chichicastenango, läßt sich hier das Popul Vuh finden ?

Kein Popul Vuh. Dafür viel guatemalteckische Landbevölkerung, die auf den Kirchentritten in kleinen Kesseln symbolische Opferverbrennungen vornahmen, dabei aber gleichzeitig zur heiligen Jungfrau betete oder zu irgendeiner der vielen Maria-Abwandlungen. Mit anderen Worten: Die Stadt brummte von Menschen und diese vielen Menschen waren vor allem ein beeindruckendes Farbenspiel, denn die meisten Frauen trugen ihre handgewebten Ponchos und die ebenso bunten gewebten Schultertücher, häufig mit einem Baby darin versteckt, so dass man schon mal Angst haben musste, der Winzling könnte darin ersticken. In denselben Tüchern mit der Funktion eines Rucksacks wurden genauso Kartoffeln und Gemüse und andere Waren aller Art transportiert. Und an die Maya-Vorfahren scheinen vor allem die geometrischen Muster der Gewebe zu erinnern.

den Raben, der ein neues Land zeigte. Da gab es eine Meeresdurchschreitung wie die der Kinder Israels. Und da gab es einen leuchtenden Stern, den Ximenez für den Stern Jakobs hielt, da es ja nicht gut der Stern von Bethlehem sein konnte. Ximenez hat den Text getreulich kopiert ... Danach reichte er das Original den Besitzern zurück. Wir haben Anlaß, sein Vorhandensein in den Händen einer altadligen Quiché-Familie noch heute zu vermuten.

Seite des
„Codex
Dresdensis“
in Maya-Schrift



EIGENTLICH KOLUMBIEN - DANN ABER DOCH VOR ALLEM ECUADOR

Monika und ich mußten uns für die weitere Reise aus finanziellen und aus zeit-lichen Gründen Schwerpunkte setzen. Wir entschieden uns für Kolumbien und Ecuador. Wir waren bis in die Hafenstadt Cali im Süden Kolumbiens gekommen und dort zufällig auf mittlerweile miteinander verheiratete deutsche Bekannte getroffen. Außer die gegenseitige Freude auszudrücken gab es viel über Gott und die Welt und noch mehr über Südamerika zu diskutiert. Irgendwann viel das Stichwort „Rundreise“ und die Angebote, mit denen die kolumbianische Fluggesellschaft AVIANCA um Touristen wirbt. Angelika und Heinz Zahrnt hatten ein Rundreise-Ticket. Sie mußten aber aus familiären Gründen vorzeitig ihre Heimreise einleiten und würden ihrer tickets nicht mehr voll ausnutzen können und was lag näher als uns um die Restnutzung der tickets zu bitten? Wir nahmen die Bitte an.

Nur waren wir selber im Augenblick gänzlich anders disponiert. Wir wollten weiter nach Süden und zumindest unseren Fuß dorthin setzen, wo einst die spanischen Schweinehirte und Conquistador Pizarro zum ersten Mal Peru gesehen hatte: Tumbes, das Eingangstor zum goldenen Inca-Reich. Den Zahrnts hinterliessen wir allerdings eine Adresse in Bogotá, die wir auf dem Rückweg wieder aufsuchen würden. Dorthin sollten die beiden die tickets bei ihrer tatsächlichen Ausreise schicken. Da die Post in Kolumbien noch weit weniger ihren südamerikanischen Charakter verhehlt als ihre venezolanische Schwester, fing hier also schon das Vabanque-Spiel an: würden die tickets rechtzeitig am vorgesehen Ort eintreffen oder überhaupt oder gar nicht??

(Brief-Auszug:)

Bemerkenswert fanden wir erst einmal den Fahrstil der Busfahrer über die kolumbianischen Bergpisten. Wir werden eine Szene auf einer der Passstraßen hinter Pasto in Richtung ecuadorianische Grenze so schnell nicht vergessen: unser Bus zog angemessen langsam seine Bahn auf der engen staubigen und steilen Bergstraße in Richtung Süden mit gelegentlichen Asphalt-Einsprengseln. Der Fahrer hatte sicher seit längerer Zeit nicht in den Rückspiegel geschaut. Eine Kurve war breit genug für ein zweites Fahrzeug und das überholte uns genau dort. Unser Fahrer war sofort hellwach und eine wilde Verfolgungsjagd ging los. Nur Indiofrauen hockten um uns herum. Sie schrien immer lauter. Einige rissen die kleinen Schiebfenster auf, weil sie sich vor Angst übergeben mussten. Wir beide blieben äußerlich einigermaßen cool und redeten ein bißchen auf die Marktfrauen hinter uns ein. Das hätte vielleicht geholfen, wenn wir nicht auch noch einen vor Zeiten abgestürzten Bus und die frischen Kreuze an der Abhangkante gesehen hätten.

Wie der Brief zeigt, kamen wir heil ins nächste Dorf. Dort wechselten alle panikartig den Bus. Wir fragten nach und verstanden, dass die Fahrer von ihren Busgesellschaften in solche Konkurrenzsituationen hineingepresst werden. Wehe, wenn der Besitzer unseres Busses erfahren hätte, dass sein Fahrer sich hatte überholen lassen und dadurch die nächsten Passagiere im nächsten Dorf nicht als erster erreicht hätte - der job wäre wohl weg gewesen! Und das war die Angst des Mannes, gar nicht mal in erster Linie der Machismos, von einem anderen "pendejo" (Schlappschwanz) überholt worden zu sein...



Busfahren in Kolumbien, warum sollte man denn nicht vollbeladen vor einer Rechtskurve überholen?

Nach diesem glücklichen Ausgang sah es an der

ekuadorianischen Grenze zunächst nach ein bisschen Pech aus. Es war kein Grenzbeamter aufzufinden, also auch niemand, der unser Einreisevisum hätte stempeln können. Wir wurden vom Zöllner vertröstet, dass der Kollege ziemlich bald zurück sein müsse.

Inzwischen wurde es später Nachmittag. Als es dann dunkel wurde und das Gerücht umging, der Grenzbeamte sei bei einer Familienfeier versackt und heute nicht mehr zu erwarten, mußten wir handeln. Denn im Grenzort Ipiales zu übernachten stand nicht in unserem Programm. Wir hatten Zeit genug gehabt, um den kleinen Grenzverkehr zwischen Kolumbien und Ecuador zu beobachten, der von Taxis bestritten wurde. Und diese Taxis fuhren ohne Kontrolle hin und her. Wir fanden heraus, dass irgendwann am Abend eine Buslinie bis nach Ecuadors größter Hafenstadt Guayaquil fahren sollte. Das

wäre zwar eine komplette Nachtfahrt, aber eine gute Etappe, um den Zeitverlust wieder aufzuholen und wir würden das Hotel sparen. Wir kauften ein paar Lebensmittel, fragten uns zum richtigen Busfahrer durch, fanden ihn, verabredeten mit ihm, dass er uns ein paar Kilometer hinter der Grenze später auflesen sollte.

Er war einverstanden. Immerhin verbesserten wir seine Passagier-Quote. Dann winkten wir einem Taxi, kuschelten miteinander im Taxi und rollten problemlos am Grenzhäuschen vorbei, nur 3 oder 4 Kilometer weiter. Nach einiger Zeit kam der Bus, hielt verabredungsgemäß an, lud uns ein und brauste los. Es gab mehrere kurze Pausen in dieser Nacht. Immer war sofort Polizei zur Stelle, um die Papiere zu kontrollieren. Es wirkte auf uns wie eine große Fahndung. Durch simulierte Toilettenaufenthalte und Glück fielen wir bei keiner der Kontrollen auf. Am Morgen landeten wir im tropischen Guayaquil, sahen im Vorüberfahren die Fähren, die noch auf Passagiere zu den Galapagos-Inseln warteten und suchten als erstes ein kleines Hotel.

Ein bisschen schlafen, duschen, rasieren, ein frisches Hemd und dann marschierten wir cool wie zwei Eisbären direkt in die Polizeizentrale. Wir wollten gerne den Polizeipräsidenten sprechen. Es gibt eine ernstzunehmende Beschwerde von zwei Deutschen. Der Trick funktionierte. Wir wurden nach ganz kurzer Zeit vorgelassen. Wir sahen vertrauenswürdig aus. Ein Kaffee und ein Wasser wurden angeboten. Und dann kam unsere gewaltige Verwunderung zur Sprache: Wir hatten während unserer langen Südamerikareise nur an der ekuadorianischen Grenze keinen Beamten getroffen, der unsere Pässe ordnungsgemäß prüft und stempelt. Und das kann nicht sein. Schließlich wollten wir auch weiter nach Peru.

Der Präsident könne sich leicht vorstellen, in welche Schwierigkeiten wir geraten können. Der Präsident konnte und er ließ umgehend unsere Pässe mit Einreise Guayaquil abstempeln. Alles war in Ordnung, die deutsch-ekuatorianische Freundschaft gerettet. Im Hotel zog ich gleich wieder ein frisches Hemd an. Irgendwie war ich doch ins Schwitzen gekommen.



*in Guayaquil unterwegs,
Monika als Beute der
Fliegenden Händler*

Guayaquil war warm, tropisch, sehr lebendig. Wir diskutierten 3 alternative Routen für die Weiterreise:

Galapagos im Meer;
Otavallo, die Indio-Hochburg in den Anden;
Tumbes, der verhaltene Blick auf die peruanische Wüste.

Galapagos - mit den Augen des revolutionären Darwin

Ein Blick auf die Karte hatte die Entscheidung erleichtert. Die Reihenfolge hieß: Galapagos – Tumbes – Quito/Otavallo. Die Entscheidung war entscheidend durch 2 Dinge

beflügelt worden: zunächst hatten wir im Stadtpark von Guayaquil die frei herumspazierenden Leguane beobachtet – und nur darauf gewartet, dass Flammen aus ihren Drachenköpfen schossen, sobald sie ihr Maul öffneten. Sie öffneten es, aber äusserst friedfertig, weil sie - wie andernorts die Tauben - von den Spaziergängern gefüttert und gehätschelt wurden. Diese Leguane wollten wir jetzt in ihrem unver-fälschten Lebensraum auf den Galapagos beobachten.



Leguan im Stadtpark von Guayaquil

Dann trafen wir auf dem Weg zum Hafen einen wissenschaftlichen Mitarbeiter der Forschungsstation Charles Darwin, der gerade wieder

auf dem Weg zurück zu seinem Labor in Puerto Ayora, auf Santa Cruz, war, einer der großen Inseln im Archipel.

Die Station arbeitete nun schon seit mehr als 10 Jahren, seit die Galapagos-Inseln zum Nationalpark erklärt worden waren. Alle Kollegen dort waren überzeugt, dass Charles Darwin's Werk über die Entstehung der Arten von 1859 auch 1972 seine uneingeschränkte Bedeutung besaß. Darwins Beobachtungen von 1835 beim Wandern über die Vulkaninseln der Galapagos und seine späteren Schlußfolgerungen im religiös verklemmten Großbritannien hatten Darwin lange Jahre an den eigenen Erkenntnissen zweifeln lassen. Vielleicht auch, weil er auf den Galapagos gerade einmal 26 Jahre alt war – praktisch in unserem Alter. Sicherlich auch, weil er dem Kommentar des Gefängnisdirektors auf der Galapagos-Insel Floreana zunächst keine Bedeutung beimmaß als der erzählte, dass er bei den Riesenschildkröten anhand ihres Panzers sagen könne, von welcher der Insel sie stammten. Aber dann war er zum wissenschaftlichen Revolutionär geworden und hatte sich, wie Alexander v. Humboldt, zum Vordenker seiner Epoche gemacht. Und diese Revolution hat bis heute ihre Kinder nicht gefressen – anders als die Französische Revolution oder die staatlichen Sozialismen vieler Länder.... Wir entschieden uns jetzt einfach mal für die Anfahrt zu den Galapagos per Schiff, zum einen, weil auch Darwin mit der „Beagle“ so angereist war und weil wir auf dem Schiff auch gleich übernachten (wohnen) konnten, ohne die Fremdkörper-Hotels auf einer der Inseln zu benutzen.

*zu den Galapagos,
Anreise per Schiff*



Wir merkten dann später, dass in der Praxis nur die Insel Sta Cruz für die Begehung durch Touristen frei gegeben war.

Verglichen mit 2019, wenn etwa 30.000 Touristen pro Jahr zu den Galapagos per Schiff oder Flugzeug anreisen, war es damals noch extrem ruhig. Dabei lief in Ecuador schon die Diskussion über die wachsende Bedeutung des Galapagos-Tourismus für die Staatseinnahmen gegenüber der Bedrohung für Flora und Fauna des einzigartigen Archipels durch eben diesen Tourismus, durch die erweiterte Infrastruktur, die Energieversorgung, die nicht-endemische Verpflegung, den zwangsläufig anfallenden Müll verschiedenster Art.

Wir waren extrem gespannt auf den Insel-Trip, aber auch gespalten, was die gegensätzlichen Argumente betrifft. Die Neugier überwog. Wir buchten das Schiff, marschierten auf den gekennzeichneten Wegen über die Insel Sta Cruz, begrüßten auch hier die nicht ängstlichen Leguane, dazu einige der riesigen Schildkröten und die faul im Sand liegenden Robben.



*Galapagos,
Wanderung
auf den
Vulkanen*

Nur das berühmte Finken-Beispiel Darwins durften wir nicht überprüfen:

ob also tatsächlich die Finken sich auf den einzelnen Inseln so auf die jeweilige Umwelt (Futterquellen) eingestellt haben, dass sie im Laufe der Zeit ihre Schnabelformen dieser Umwelt angepaßt hatten. Aber wir glaubten den Freunden in der Forschungsstation... und es gab schließlich noch einiges andere zu beobachten:

*Massenauftrieb
der Leguane
(Meerechsen)*





Fregattvogelmännchen



und als Gegenstück zu den rotbäuchigen Flugkünstlern, den Fregattvogelmännchen, schwört die Riesenschildkröte seit 80 Jahren auf ihren entschleunigten Lebensstil

Später, zurück in Guayaquil haben wir noch einmal im Tou-

rismusbüro nachgefragt: etwa 10.000 Touristen reisen pro Jahr auf die Galapagos – fast so viele, wie der Archipel insgesamt an Bewohnern zählt. 2019 (vor Corona) belief sich die Touristenzahl auf deutlich über 200.000 pro Jahr und die Zahl der Bewohner wurde vom Staat auf etwa 35.000 Menschen begrenzt. Die alte Debatte über Segen oder Fluch des Tourismus ist also wichtiger denn je und muß in jedem Fall zugunsten von Flora und Fauna der Galapagos entschieden werden. 2007 hatte die UNESCO schon die rote Karte in der Hand und setzte die Galapagos auf die rote Liste des Welt-naturerbes. Dies allerdings weniger der großen Besucherzahl wegen, sondern weil noch problematischer die Bakterien und Viren oder auch Pflanzensamen sind, die von diesen Besuchern unbeabsichtigt auf die Insel geschleppt werden und dort endemische Arten aufs Höchste gefährden können.

Quito-Chimborazo-Otavaló: von Darwin zu Humboldt

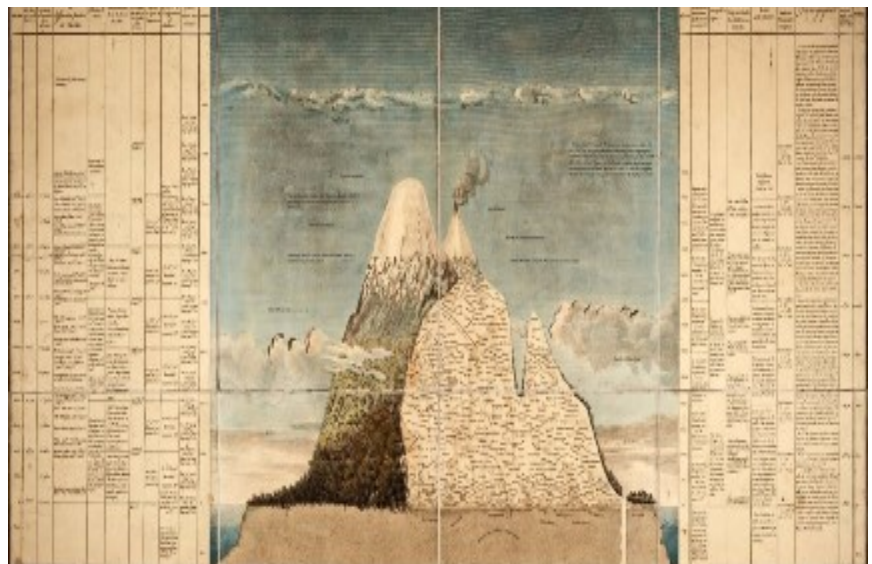
Nach der Überprüfung der Darwin'schen Artenlehre und seinen drei Grundpfeilern des organischen Lebens – Verwandtschaft, Vielfalt und Anpassung an neue Bedin-gungen – und nach der Würdigung der Meerschweinchen-Kneipen in Guayaquil und der Reisfelder (die schon ein bißchen anders aussehen als auf Bali) – nach diesen eindrucksvollen Eindrücken wollten wir sehr gerne wieder in das angenehmere Klima im Hochland. Die Entscheidung fiel damit gegen die Weiterfahrt nach Tumbes. Einerseits blickten wir in Richtung Hauptstadt Quito (2.800 m). Aber noch neugieriger waren wir

auf den besonderen Charakter der Bewohner der Indio-Metropole Otavalo und dessen Umland.

Die entschleunigte Reise mit der Schmalspureisenbahn von der Küste zunächst hinauf in die Bischofsstadt Riobamba bot sich ohne Diskussion an, nur um von da an hinter jeder weiteren der 2.000 Kurven einen neuen herrlichen Blick auf die Andenlandschaft zu genießen und auf Ecuadors höchsten Vulkan, den Chimborazo. Schon in Deutschland hatte der Weltreise-Forscher Humboldt zu meinen favorisierten Abenteuer-Autoren gehört. Dabei hatte die Schilderung unseres wahrscheinlich größten deutschen Naturforschers über die extrem strapaziöse Besteigung des Chimborazo zu den besonders beeindruckenden Passagen gehört, 1802. Aus heutiger Sicht kaum fassbar, mit welcher Nicht-Ausrüstung Humboldt in Begleitung seiner Helfers *Bonpland* und des ecuadorianischen Führers eine Generation vor Darwin ihre Expedition gewagt hatten. Immerhin war das für mich schon die zweite Begegnung mit Alexander v. Humboldt. Kurz vor mir hatte er ja auch den Orinoco befahren und Teile von Guayana erforscht (~ 1800). Eine gewisse Interessengemeinschaft war also unverkennbar. Schon in der Schulzeit hatte ich ganz besondere Sympathien für beide Weltreisende entwickelt, für Darwin wie für Humboldt (später auch für seinen Bruder Wilhelm, den preussischen Bildungspolitiker). Und jetzt, in Ecuador, liefen wir ungebremst auf ihren Spuren! Ich besaß zu Hause eine Kopie seines „Naturgemäldes“ vom Chimborazo.

*Humboldts Chimborazo,
1803*

*mein Chimborazo, von
Riobamba aus gesehen,
1972*



Fasziniert hat mich bei Humboldt weniger die zeichnerische Genauigkeit als vielmehr

sein Grundgedanke, der in seinem frühen 19. Jahrhundert so revolutionär war wie Darwins Grundgedanke, dass nämlich natürliche Weiterentwicklung immer als gesamtgesellschaftlicher Prozeß, also in Einklang mit der Umgebung erfolgt. Das ist eben das Beeindruckende auch beim „Naturgemälde“. Humboldt betrachtete das Gesamtsystem Chimborazo, nicht die jeweiligen Tiere allein. Er hatte den Blick für die Interaktion der einzelnen Dinge mit dem Ganzen und sah das Ganze nur als Interaktion seiner Einzelteile...

Das war ganz nach meinem Geschmack.

Quito und die Mitte der Welt

Der Chimborazo blieb weit zurück als wir in Quito einrollten. Wir hatten die andine Hauptstadt erreicht. Wir leisteten uns den ersten und bestimmt auch letzten Besuch in der großen Stierkampfarena, um vielleicht Hemingways Begeisterung für diesen merkwürdigen „Sport“ zu verstehen. Wir verstanden das beide nicht.

in der Arena von Quito

Zum Glück hatte die Stadt Märkte und Kirchen und viel sonstige spanische Vergangenheit zu bieten. Aber – ehrlich gesagt – störte mich jetzt und bei allen späteren Besuchen in Quito, dass der Flughafen so dicht am Stadtzentrum lag, dass jede Maschine der Lufthansa und der anderen Linien nur knapp über die Haudächer im Stadtzentrum flogen und immer der Gedanke da war: was bleibt übrig von der Altstadt falls einmal einer dieser Riesenvögel plötzlich flügelahm wird.....



Ziemlich schnell neigte sich unser Pendel in Richtung Otavalo, den so hochgelobten Indiomarkt – der allerdings noch 2 Stunden weiter nördlich liegt, in Richtung Kolumbien.

Otavalo – Goldkettchen und Schweinsköpfe als Markenzeichen

Warum Otavalo? Otavalo ist vor allem ein Netzwerk unterschiedlicher Indio-Märkte, die sich im Stadtzentrum verteilen. Otavalo besitzt einen speziellen Ruf seit den Zeiten der Conquistadoren, als Zentrum der besten Textilarbeiten und –arbeiterInnen in ganz Lateinamerika. In den Nachbardörfern haben sich über Generationen zudem die besten Schuhmacher herausgebildet. Hier werden in Wirklichkeit auch die sog. „Panama-Hüte“ geflochten und geformt. Otavalo, zusammen mit seinen Nachbardörfern ist das drastische Gegenstück zu unseren Supermärkten und den riesigen Konsumtempeln, den Malls. In diesen Dörfern werden handwerklich hochwertige Produkte hergestellt und oft von den Produzenten selber auch verkauft. D.h., ich kann mit dem Handwerker direkt über sein Produkt sprechen und er muß nicht einen Beipackzettel ablesen, um meine Nachfragen zu beantworten. Damit ist dieser Ort, diese Region vor allem auch

authentischer Träger indigener Werte und historischen Selbstbewußtseins. Wir trafen dort also – wie in späteren Jahren nirgendwo sonst – auf diese selbstbewussten Indigene, auf die Otavaleños. Wir stießen beim Strolchen durch diesen alten Ort zunächst auf das, was man in solchen Momenten sehr begrüßt, einen Lehrer aus einem der Nachbarorte (Genauerer wollte er nicht sagen). Unser Lehrer stellte sich als „homo otavalensis“ vor und fügte gleich an, das er damit zu einer Kultur gehört, deren Wurzeln 28.000 Jahre zurück reichen. Wir waren platt. Ich weiß gar nicht mehr, was wir ursprünglich gefragt hatten. Unser Lehrer plauderte enthemmt weiter: eine der Bedeutungen von „Otavalo“ in der alten Sprache der Vorfahren laute: „eine Decke für alle“. Er nannte auch noch andere Bedeutungen aus anderen Indio-Sprachen. Die nannte er wohl nur der Vollständigkeit halber. Mir schien, wir hatten irgendwie einen Dorfschullehrer getroffen, der unter dem verkannten Genie eines begabten Philologen litt und uns Europäer als ein qualifiziertes Publikum ansah. Vielleicht war er auch mehr als das. Jedenfalls erklärte er gerne und ausführlich, dass die ganze Otavalo-Region eigentlich in der Caranqui-Sprache zu Hause sei. Nur hat die unter den zwei umfassenden Conquistas extrem gelitten: unter der Eroberung durch die Incas, die anschließend ihr Quetchua als Staatssprache durchsetzen und dann die Conquista der Spanier, die das heute noch dominante Spanisch verordneten. Gleichwohl war es für die Incas und ihren König Túpac Yupanqui keine wirklich erfolgreiche Eroberung gewesen. Die damaligen Otavaleños hatten sich nie vollständig unterwerfen lassen. Und dann wurde deutlich, dass unser Lehrer zwischendurch doch die getrübbten Brillengläser aufgesetzt hatte. Denn in seinem Verständnis hatten die spanischen Eroberer den alten Ortsnamen (Sarance) in Otavalo umgetauft, aus Respekt vor den Otavaleños. Er hatte dann vielleicht nicht erkannt, dass die Conquistadoren lediglich dieselbe Methode wie die katholische Kirche nutzen, nämlich den Ort, der den Indios wichtig und vertraut war, nun als spanischen Ort auferstehen zu lassen. Mich erinnerte genau dieser Punkt in der Erzählung des Lehrers an Orte wie Chichicastenango in Guatemala und die Umwidmung der Maya-Kultstätte in den Platz für eine katholische Kirche. Aber auch die Wirkung war sehr vergleichbar: die Maya-Bevölkerung spricht Spanisch, wenn es sein muß und geht in die katholische Kirche und richtet sich an die katholische Maria. Aber draußen vor der Tür, auf den Kirchenstufen, bringen sie ihren alten Göttern die erforderlichen Opfer. Einiges davon traf auch in Otavalo zu. Tatsächlich ist die gesamte Historie dieser vor-inkaischen Kulturen mehr als komplex. Das zeigt in Otavalo besonders gut die mächtige Büste des **Inca-Generals Rumiñahui**, eines Halbbruders des Inca Atahualpa, den der Conquistador Pizarro gegen ein tonnenschweres Lösegeld in Gold und Silber gefangen hielt und am Ende doch erdrosseln ließ.

Rumiñahui jedenfalls kämpfte danach als Inca noch lange Zeit weiter gegen die Spanier und damit auch für die indigenen Völker im Raum Otavalo. Er verlor, wie alle Inca. Aber die indigene Bevölkerung setzte ihm ein Denkmal, und zwar unmittelbar vor den Eingang der katholischen Kirche.

Eine ganz andere Geschichte unseres Lehrers war ebenso interessant. Denn er erzählte uns, dass 1910 das erste Jungengymnasium der Stadt mit Namen **“Froebel de Otavalo”** gegründet wurde und 1925 die erste Mädchenschule mit Namen **“Gabriela Mistral”**. Fröbel kennen wir in Deutschland als Begründer der Kindergärten anstelle von Kinderverwahranstalten. Aber ein Gymnasium mit seinem Namen in Otavalo - das war dann doch über-raschend! Mistral ist neben Pablo Neruda Chiles Nobelpreisträgerin für Literatur und war 1925 schon durch einige Gedichtbände und als moderne Schulleiterin im Norden Chiles bekannt. Auch das war ein auffälliger Akt, aber nicht ganz so exotisch, wie Froebel. Gabrielas Geburtshaus im Elqui-Tal besuchten wir dann viele Jahre später



als ich schon in Chile für die FES tätig war und dabei konnten wir uns noch dunkel an den Lehrer in Otavalo erinnern.

Inca Rumiñahui vor der kath. Kirche, Otavalo

Was wir auch ohne die Lehrer-Unterstützung sehr klar erkennen konnten, ist der sehr besondere Ausdruck von Selbstbewußtsein, der die Frauen in Otavalo auszeichnet. Je besser situiert sie sind, desto voluminöser ist die Goldkette um ihren Hals und desto sorgfältiger sind ihre weißen Baumwollblusen bestickt. Bei keinem anderen Indio-Volk in Lateinamerika findet sich Vergleichbares. Ihre Männer sind weniger auffällig ausgestattet. Sie

heben sich allerdings mit ihrem langen Pferdeschwanz ebenso von den anderen Indio-Kulturen ab, die sich je nach Herkunftsprovinz durch ihre sehr unterschiedlichen Hüte zu erkennen geben.

*Otavaleña,
an ihrem Textilstand mit
schwerer Goldkette und
attraktiver Bluse,
Otavalo*



Es herrschte frühlingshaftes Klima und der enorme Markt dominierte tatsächlich alles. Ich bin sicher, dass es niemandem langweilig wird, auch wenn er sich mehrere Tage zwischen den einzelnen Abteilungen dieses Marktes bewegt und nicht nur einen Tag lang, wie wir. Ein Teil ist dem Viehmarkt vorbehalten, ein anderer dem Getreide und den Hülsenfrüchten – wobei wir zum ersten Mal das Hauptgetreide der Incas in die Hand nahmen, Quinoa. Wir kauften jeder einen leichten Pullover aus dieser sehr fein gekämmten Wolle der Alpaca, für die Ecuador berühmt ist und von manchen mit Kashmir gleich gesetzt wird. Bei den Textilhändlern wie bei den Obstverkäufern oder bei den frisch gepressten Obstsäften erinnerte ich mich sehr schnell vieles an die arabischen Souks, wo ebenfalls jedes noch so kleine Geschäft erst nach intensivem (sportlichem) Handeln abgeschlossen wird.

Und dann hatte dieser Markt noch eine weitere Überraschung im Angebot: nicht nur die Kombination Goldkettchen auf bestickter Bluse. Es gab auch Goldkette mit Schweinskopf. Otavalo als Symbiose aus Goldkettchen und Schweinsköpfen ist für mich

bis heute das Markenzeichen dieses Ortes geblieben

*indigene
Marktfrau mit
dicker Goldkette
und freundlichem
Schweinekopf,
Otavalo*



Wären wir mit dem eigenen

Auto unterwegs gewesen, hätte die Neugier gesiegt und wir wären sicher auch auf die spezifischen Handwerksdörfer rausgefahren. So aber mussten wir uns an den Busfahrplan nach Ipiales, den Grenzort mit Kolumbien halten. Erst im Bus ergab die Nachbarschaft zu einem weiteren Lehrer, der fast bis zur Grenze mitfuhr, ein weiteres Gespräch über den Namen Otavalo. Diesmal konnten wir von Anfang an mitreden

Ecuador - Spannungsfeld von Regenwald, Indios und Öl-Konzernen oder der kriminelle Lobbyismus eines FDP-Entwicklungsministers

Eine Region Ecuadors hatten wir bei dieser Reise 1972 aus Zeitmangel leider aussparen müssen: den Regenwald. Ich habe die Region später in meiner Eigenschaft als Umweltbeauftragter der Friedrich Ebert Stiftung umso intensiver besucht. Und greife an dieser Stelle etwas voraus, um das Bedauern über die 1972 nicht mögliche Exkursion in den ekuadorianischen Amazonas zu erklären. Wir hatten von der vagen Idee eines Nationalparks im ekuadorianischen Regenwald gehört. Nur dauerte es bis in die 1990er Jahre bis tatsächlich dieser Nationalpark eingerichtet wurde, der Yasuní. Er sollte die dortigen Indio-Völker vor weiterer Ausbeutung und kultureller Entfremdung schützen und ebenso die unglaublich reiche Biodiversität des Regenwaldes. Die Einrichtung des Nationalparks richtete sich in erster Linie gegen das Vorgehen der internationalen Ölkonzerne.

Ecuador gehört als kleinstes Mitglied der Vereinigung der Erdölförderstaaten OPEC an, diesem Kartell, das 1960 von Saudi-Arabien, dem Iran, dem Irak, Kuwait und Venezuela gegründet wurde. Ecuador war zwischen 1973 und 1992 Mitglied, entschied sich dann für den Austritt und kehrte 2007 wieder in das Kartell zurück. Die größten Ölreserven befinden sich im ecuadorianischen Regenwald, im Osten, an der peruanischen Grenze – davon wiederum ein Teil innerhalb des Nationalparks **Yasuní**.



Yasuní, wo der Regenwald noch intakt ist



Der Yasuní ist Nationalpark, aber seit altersher bewohnt von indigenen Völkern. Seit den frühen 2000er Jahren wurde der Konflikt zwischen uraltem Lebensraum für diverse indigene Völker und dem Interesse an den Rohstoffen des globalen Nordens im Nationalpark immer

deutlicher.

Hauptrohstoff ist Öl, aber auch Mineralien und Holz. Nicht respektiert werden die Ureinwohner und nicht die Schatzkiste der Menschheit, die extrem große Artenvielfalt dieses Regenwaldes. Das 1989 von der UNESCO als Biosphärenreservat ausgewiesene, fast 17.000 Km² große Territorium wird von Biowissenschaftlern (etwa vom Alexander-von-Humboldt-Institut in Villa de Leyva, Kolumbien) als einer der wichtigsten sogenannten **Hotspots für Biodiversität** beschrieben. D.h., dass die dortigen Provinzen Orellana und Pastaza mit die höchste Artenvielfalt der Welt aufweisen.

2008, also lange nach unserem Streifzug durch Ecuador kam es zu einer besonders eindrucksvollen Maßnahme der indigenen Bevölkerung im amazonischen Erdölgebiet Ecuadors. Das Volk der **Huaorani** hatte sich massiv geweigert, dass in seinem Lebensraum - dem Nationalpark Yasuní - weiterhin nach Öl gebohrt und damit der Regenwald noch stärker zerstört wird (die Ölgesellschaften sagen: in Wert gesetzt wird). Ihren Umgang mit der Natur und die Existenzsicherung der eigenen Zukunft fassten die Be-

wohner unter das Motto „**Buen Vivir**“, sinngemäß: „richtig leben“.²² Die ecuadorianische Regierung stand dem Erhalt des Yasuní und Buen Vivir sehr positiv und konstruktiv gegenüber. Buen Vivir wurde als ein Verfassungsrecht festgeschrieben. Die Regierung entwickelte einen Plan, wonach der Verzicht auf die Erdölförderung einen Verzicht von geschätzten 7,2 Mrd. \$ US Einnahmen bedeuten würde. Ecuadors Regierung schlug vor, dass die Hälfte davon von der internationalen Staatengemeinschaft als Kompensation in einen UN-Treuhandfonds eingezahlt werden sollte, den der Staat für zukünftig erforderliche ökologische und soziale und ähnliche Investitionen nutzen könne. Ecuador war demnach also bereit, einen sehr erheblichen Beitrag zum Klimaschutz (kein weiteres Erdöl) und zum Erhalt der Artenvielfalt seiner Regenwälder zu leisten. Die globale Bedeutung von *Buen Vivir* war damit der Versuch, in die Post-Öl-Gesellschaft einzusteigen.

Auch in Deutschland war der massive Versuch längst bekannt, den ekuadorianische Indios gestartet haben, um Buen Vivir in die Praxis umzusetzen und dabei die Gesellschaften der Industrieländer mit einzubeziehen – gerade auch Deutschland, dessen Bundesregierung die internationalen Klimaschutzziele und damit den Artenschutz lautstark vertrat.

2010 hatte der damalige BMZ-Minister Dirk Niebel (FDP) im Rahmen eines Ecuador-Besuchs dann allerdings deutlich gemacht, dass die Bundesregierung sich nicht an dem UN-Treuhandfonds beteiligen werde, weil dessen korruptionsfreie Bewirtschaftung nicht sichergestellt werden könne. Ecuadors Staatspräsident Correa sagte als Reaktion auf diese unterschwelligen Anschuldigungen seinen geplanten Staatsbesuch in Deutschland ab (Nov. 2010). Der politische Schaden, den dieser „Entwicklungsminister“ **Niebel** damit direkt und die Kanzlerin Merkel indirekt zu verantworten haben, verdeutlicht nicht nur ein persönliches Nicht-Verstehen komplexer Zusammenhänge von Klima- und Ressourcenschutz. Das Verhalten untergrub damit auch einmal mehr die Glaubwürdigkeit deutscher Regierungserklärungen zum Klimaschutz und zu nachhaltigen Entwicklungszielen, wie sie Kanzlerin Merkel immer wieder gerne vor sich her trug.²³

2013, im Oktober, stimmte das ecuadorianische Parlament dann nach 6 Jahren vergeblicher Hoffnung auf Zusammenarbeit mit den Energie-intensiven Industrieländern der zukünftigen Ölförderung im Yasuní-Nationalpark zu. Denn – auch Dank der deutschen

²² „buen vivir“ muß im einzig gemeinte Sinn als „richtig, vernünftig leben“ verstanden werden. Allerdings muß auch gleich Adornos Gesamtgedanke mitgedacht werden: richtiges Leben ist nicht möglich innerhalb eines falschen – sozusagen als abgekapselte paradiesische Insel. Und da Adorno das während seines Exils in Kalifornien formuliert hatte, ist das „falsche Leben“ – wie heute weiterhin – die sogenannte nord-amerikanische Zivilisation. Und genau dagegen wehren sich die Indigenen in Lateinamerika ebenso wie alle sonstigen Menschen, die über den Tellerrand hinausblicken

²³ „Klimakanzlerin? Die doppelte Angela Merkel“, nennt Franz Alt seinen Kommentar zur Klimakanzlerin auf seiner website, und er hält fest: „es ist vor allem die Merkel-Regierung, die zurzeit in Europa jeden Fortschritt im Klimaschutz und bei der Energie-Effizienz torpediert. Im Streit darüber innerhalb der Bundesregierung zwischen den Ministern Rösler und Altmaier hat es die Kanzlerin versäumt, sich eindeutig auf die Seite ihres Umweltministers zu stellen. ... Reden und handeln beim Klimaschutz und bei der Umsetzung der Energiewende klaffen immer mehr auseinander. Vor allem deshalb ist es auf EU-Ebene bisher nicht gelungen, die Treibhausgas-Emissionsziele von bisher 20% auf leicht erreichbare 30% bis 2020 zu erhöhen. Als vor kurzem die CDU/CSU-Abgeordneten im Europäischen Parlament, den Versuch scheitern ließen, den CO₂-Emissionshandel wiederzubeleben, hielt sich Angela Merkel vornehm zurück. Aber jetzt auf dem Petersberg sagte sie, Europa sei „Vorreiter“ beim Klimaschutz. Anderswo wird darüber nur noch gelacht. (Franz Alt: Sonnenseite.com, 2013)

Weigerung – wurden bis Ende 2013 von verschiedenen Staaten insgesamt nur 177 Mio \$ US in den Fonds eingezahlt bzw. zugesagt.

An der daher zugelassenen Ausbeutung beteiligt sind die brasilianische Petrobras ebenso wie das US-Unternehmen Chevron und die staatliche Petro-Ecuador, aber vor allem auch PetroChina, die inzwischen alleine mehr als 60% des ecuadorianischen Öl-Exports kontrolliert. Keines dieser Unternehmen - am wenigsten PetroChina - hat sich bisher als umweltbewusster Ölkonzern vorgestellt

In den 1990er Jahren hatte ich mich selber als Umweltbeauftragter der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) aufgebaut und war sowohl in Bonn als auch in einigen Ländern mit FES-Büros zur umweltpolitischen Beratung im Einsatz. Eines der Länder war Ecuador. Zusammen mit unserer damaligen Büroleiterin für Ecuador, Dörte Wollrad, waren wir u.a. schon in der Provinz Pastaza unterwegs, um die schon damals bekannten Verteidigungsanstrengungen der Indios gegen die Erdölkonzerne von Stiftungs-Seite sichtbar zu machen und zu unterstützen. Die Lebensweise der indigenen Völker in diesen Gebieten bieten mit ihren Kenntnissen von Flora und Fauna Chancen, wieder zurück zu finden zur Symbiose zwischen Natur und Mensch... Das war die Essenz unserer Diskussionen im FES-Büro in Quito. In Ecuador traf ich dabei auf breit geöffnete Türen. Denn neben Dörte war auch der wissenschaftliche Mitarbeiter, Alberto Acosta, mit von der Partie. Wir waren auf gleicher Wellenlänge sensibilisiert und zogen sofort am selben Strang in dieselbe Richtung. Nach seiner Zeit bei der FES wurde Alberto Energieminister und Präsident der Verfassungsgebenden Versammlung und half 2008 den Schutz der



indigenen Regenwaldgebiete gegen die Erdölkonzerne rechtlich abzusichern. Er wurde dann für viele Jahre einer der wichtigen Promotoren für den Erhalt des Yasuní Nationalparks und gegen die Zerstörung desselben durch die Ölkonzerne.

Aufbruch zusammen mit Dörte in die Regenwald-Region

intensive Abstimmungen über Regenwald-Schutzmassnahmen zwischen FES und Indigenen-Vertretung in Pastaza.....

...





dabei entsprachen solche friedlichen Szenen unserer Hoffnung und Vision, dass sie erhalten bleiben könnten.....

Unsere damaligen Hoffnungen auf Erhalt des Regenwaldes mit seiner unglaublichen Artenvielfalt waren definitiv zerbröckelt als Ecuadors Parlament die Ölbohrungen auch im

Yasuní erlaubte – und als Kompromiß mit den Ölkonzernen Maßnahmen zum Ökotourismus vorstellte:

Ökotourismus am Río Napo



Schließlich doch noch Kolumbien mit Bogotá-Zentrum und Cúcutas-Schmuggelgrenze

Unsere Ecuador-Schnuppertour war insgesamt zügig per Autostop, mit Taxi und Bus und Zug vonstatten gegangen und irgendwann kamen wir wieder zurück an die kolumbianische Grenze und erinnerten uns an die Flugtickets unserer Freunde Heinz und Angelika. Die Spannung war wieder da und wuchs mit jedem Kilometer näher gen Bogotá. In der Hauptstadt lag dann ein Brief, in dem Brief die tickets! Okay, nur passten natürlich die Namen nicht so ganz zu den unsrigen. Mit solchen Kleinigkeiten wollten wir uns allerdings nicht aufhalten, gingen zum nächsten AVIANCA-Büro und ohne nach Pass oder anderem zu fragen schrieb man uns die neu gewünschte Route auf neue billetes - immer natürlich unter dem Namen Hans/Angelika Zahrnt. Zwei Tage streiften wir durch Bogotá, über Märkte und Flohmärkte und unschlüssig neugierig an den Smaragdhändlern vorbei, die jedes Mal flink eine Papierserviette mit kleinen und ganz kleinen grünen Steinchen vor unsere Gesichter balancierten und dann noch die Hügel der Altstadt hinauf, wo noch viele der einstöckigen Adobehäuser enge, krumme, Gassen mit Schatten versorgen.

Kunsth Handwerk in Bogotá

&

Grossmarkt in Bogotá



(Brief-Auszug:)

Bogotá war ein Ameisenhaufen verglichen mit Ecuadors Hauptstadt. Aber der Markt in Otavalo mit den schweren Goldketten bei den Verkäufern hatte mehr menschliches Maß als der Großmarkt von Bogotá.

Wir faßten ziemlich bald den Entschluß zur weiteren Landeserkundung per Flug mit den geschenkten tickets. Ein kleiner Jet trug uns von Bogotá in das nördliche, grenznahe Cúcuta. Dort hielt beim Zwischenstop ein Polizeibeamte gleich die Pässe fest. War es das schon? Aber es blieb bei der üblichen formalen Dokumentenkontrolle.

Unser eigentliches Ziel war jetzt eine Stadt, mehr Dorf, in den Llanos, den Tiefebene n im Osten am Grenzfluß Tama, direkt an der Grenze zu Venezuela. Wir wollten die Nase in ein Schmugglernest stecken, dort die Atmosphäre abgreifen. Das letzte Stück Flugstrecke war nicht mehr mit einem Jet möglich gewesen - die guten Vögel wären wohl auf der ersten dieser Wald-und-Wiesen-Pisten jämmerlich zerschellt. Wir hockten

seit Cúcuta in einer DC3 und überflogen einfach nur etwas gemächlicher und tiefer die endlosen Weidegebiete des Ostens, die sich an mäandernden Flussläufe entlang ziehen und durch weite Hügellandschaften mit ihren Canyons alles andere als eintönig wirken. Da unten waren viele kleine weißliche Punkte auszumachen, der Reichtum dieses Landesteils: die widerstandsfähigen Zebu-Rinder und die amerikanischen Fleischrassen; ab und an auch eine kleine Finca oder eine etwas grössere Hacienda. Wir landeten sicher und kamen mit den Leuten ins Gespräch. Die Offenheit der Leute hier, mit der sie sich selbst als *contrabandistas* (Schmuggler) bezeichneten, war schon beeindruckend. Und natürlich die Selbstverständlichkeit, mit der sie das Preisgefälle zwischen dieser Seite des Flusses und der gegenüberliegenden venezolanischen Seite zu ihrem Lebensinhalt machten. Sie reagieren sofort auf die kleinste Wechselkurschwankung zwischen Dollar-Bolivar-Peso, und zwar mindestens so effektiv wie der Devisenschalter einer gut geführten deutschen Bank. Und danach bestimmte sich der Umfang des Viehschuggels über die Grenze und davon wiederum hing die Höhe der „Handsalben“ für die Zöllner ab. Zu Hause davon mehr. Und gerade hier in diesem einzigartig korrupten Wespennest wollte der - nennen wir ihn Grenzbeamte - neben dem Flugschein auch gleichzeitig unsere Pässe sehen. Zum Glück habe ich schon mit der Muttermilch mangelnde Ehrfurcht vor Uniformen eingesaugt. So musste der Mann nach einigem Hin und Her ziemlich verständnislos hinnehmen, dass diese beiden Gringos ihre wichtigsten Identifikationspapiere (angeblich) in voller Absicht in Bogotá im Hotel zurückgelassen hatten, aus reiner Furcht, sie könnten unterwegs in dem berüchtigt unsicheren Grenzgebiet gestohlen werden...



im
Grenzland
Kolumbien-
Venezuela
braucht
man
Parkplätze
für Pferde,
nicht für
Autos

Bei all die-
sen kolo-

salen Eindrücken von Kulturen und Landschaften, von uralten Völkern und hochmodernen Konflikten konnte ich fast das ursprüngliche Ziel der ganzen Reise vergessen: die Diplomarbeit. Und die sollte letztendlich die gelernten Lektionen von Indonesien über Venezuela, von Mexiko und Guatemala, von Ecuador und Kolumbien zusammenfassen. Deswegen traten wir allmählich die Heimreise an – ohne damals schon zu wissen, dass sich die meisten dieser Reisen schon bald wiederholen und noch einige weitere dazu kommen würden.....

Damals konnten wir uns noch nicht vorstellen, dass zwischen Venezuela und Kolumbien eines Tages ein ähnlich großer Flüchtlingsstrom genau an dieser Grenze stattfinden würde, wie wir ihn sonst nur zwischen Mexiko und USA wahrnehmen – mit dem ölreichsten Land Venezuela auf der einen Seite des Grenzflusses und Kolumbien mit

der massivsten Guerrillabewegung, die der Kontinent bisher erfahren mußte, auf den anderen Seite. Ein Versagen der venezolanischen Politik, wie ich es mir damals in Guayana nie hätte träumen lassen und mir meine so kompetenten Gesprächspartner (der SIEMENS-Vertreter in Puerto Ordaz) nie als Möglichkeit zugelassen hätten.....



ein Volk wandert aus: Venezolaner fliehen verstärkt zwischen 2017 und 2019 aus ihrem Land nach Kolumbien – oder versuchen zumindest, die allernötigsten Lebensmittel und Medizin in Kolumbien zu erwerben (TAZ, Foto und Text 2019)

DIPL. SOZ. IST GESCHAFFT

Die Wurzeln für das Thema der Diplomarbeit reichen bis nach Indonesien und die dortigen Erfahrungen zurück. Der zweite ASA in Venezuela hat allerdings ganz entschieden zur Konkretisierung der Arbeit unter dem Titel *"Erwachsenenbildung als Faktor Sozialen Aufbruchs"* beigetragen. Das Thema systematisch zum Abschluß bringen konnte ich dann vor allem durch die Mexico-Erfahrungen. Der Rest war Reiseschmuck.

Meine gesamten 8 Semester hatte ich mich intensiv auf das Studium konzentriert, hatte meine Studienjahre bewußt nur an der einen Uni, der in Bochum, verbracht und anstelle von Uni-Wechseln die entsprechende Zeit lieber in die Fernreisen gesteckt. Dafür hatten mehrere jobs während der gesamten Studienzeit die finanzielle Basis gesichert (am liebsten bin ich jahrelang als Liegewagenschaffner in den Nachzügen zwischen Dortmund und Süddeutschland oder im Winter nach Innsbruck und Obersdorf unterwegs gewesen). Zusammen mit der Bafög-Förderung hat es immer für Miete, Lebensunterhalt und die Reisen gereicht. Und es blieb auch noch etwas übrig. Für die meisten Kommilitonen klangen meine Reiseziele noch ziemlich exotisch: Südostasien, arabische Welt, Lateinamerika etc. Das galt letztlich auch für das Thema der Arbeit und die empirischen Untersuchungen in Venezuela.

Ich merkte das nicht zuletzt in den mündlichen Prüfungen in den fünf obligatorischen Fächern der Sozialwissenschaften, die es in dieser Form nur noch an der Uni Darmstadt gab. Die mündlichen Prüfungen übergangen schnell den Charakter von Frage- und Antwort-Spiel und nahmen mehr den Charakter von Diskussionen an über die auch für

die Dozenten gewissermaßen exotischen Erfahrungen ihres Prüflings. Der Pädagogik-Professor hatte natürlich über Illich in Mexico oder über Freire in Brasilien einiges gelesen. Aber die Synergien zwischen Theorie und Praxis zu kennen und darzustellen war eben noch eine Spur anders, interessanter. Ich machte mir tatsächlich wenig Sorgen, dass es mit dem Abschluß als Diplom-Soziologe nicht klappen könnte. Lediglich die Germanistik war nach 6 oder 7 Semestern auf der Strecke geblieben. Ich hatte dafür einfach keine Zeit mehr.

Schon während dieser Zeit und auch später war mir sehr bewußt, dass das Engagement bei ASA nicht nur den Blick auf die Welt erweitert, sondern auch die akademische Ausbildung unterstützt hatte. Nach Indonesien hatte ich den Arbeitskreis Dritte Welt an der Uni gegründet und eines Tages auch Klaus Lindenberg als Gastredner einladen können, denselben, der uns in Venezuela so viel über die gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes erläutern konnte und wollte und hat. Er war derselbe, der später Büroleiter von Willy Brandt in Bonn wurde und bei mir – ohne es selbst zu wissen – auch das Interesse für politische Arbeit mit geformt hat. Politische Arbeit mit menschlichem Gesicht und Empathie. Sicherlich war es dann auch nicht nur Zufall, dass ich irgendwann auch gerade bei der Friedrich Ebert Stiftung verschiedene Rollen übernahm und Einsatzbereiche und für sie in diversen Ländern unterwegs war – als Vertreter vor Ort oder als Gutachter oder einfach mit einem Vortrag.

Die FES wurde mein wichtigster Arbeitgeber.

Jetzt in Bochum hatte ich die Diplomarbeit genutzt, um sie leicht überarbeitet als eine Publikation der Stiftung Studienkreis zu veröffentlichen und damit auch dem ASA-Programm wieder etwas zurückzugeben. Denn Anfang der 1970er funktionierte ASA noch unter dem Dach dieser Stiftung und hatte den Skandal um den Tod des Stiftungsleiters, des Dr. Harbs, noch vor sich und auch den Paradigmenwechsel, der im



dritten Jahrtausend "weg von der Ausbildung von Nachwuchskräften für die Entwicklungszusammenarbeit hin zur entwicklungspolitischen Bildung und zur Multiplikatortätigkeit in Deutschland und Europa" führt.²⁴

veröffentliche ER-Diplomarbeit, 1973

In der politisierten Sprache der frühen 1970er Jahre liest sich die Zusammenfassung meiner Arbeit dann so:

(ER-Diplomarbeit, Einleitung:)

In der vorliegenden Arbeit geht es darum, den Freiraum des Individuums (der unteren Mittelschicht und darunter) für sein Handeln nachzuzeichnen, und zwar indem die wesentlichen Faktoren der materialisierten Umwelt angesprochen werden wie auch die Kraft von deren ideolo-

gischem Überbau.

David Riesman rekurrierte noch in den 50er Jahren im Sinne der neueren Erkenntnisse in Soziologie und Psychologie auf die immer länger werdenden Phasen des individuellen Sozialisierungs- und Vergesellschaftungsprozesses beim Heranwachsenden, d. h. auf "jene Zeitspanne, die vor der endgültigen Übernahme der sozialen und wirtschaftlichen Stellung als Erwachsener liegt." Jedoch spätestens seit den 'Erwachsenenbildungskonferenzen' von Montreal und Teheran fließen die Strukturzwänge der immer stärker arbeitsteiligen

²⁴ "Unabhängige Evaluierung des ASA-Programms" durch das bonner ZEM, 2010

*Industriegesellschaften in analoger Weise auch in die Erwachsenenbildung, indem die bis dahin prinzipiell einmalige und in sich geschlossene Bildungsphase der Heranwachsenden zur *éducation permanente* gestreckt wird.*

Vor dem Hintergrund der hier vorgelegten Untersuchung gewinnen solche Erkenntnisse und Empfehlungen ihre Gültigkeit jedoch nur für eine zweite Stufe des sozialen, ökonomischen und kulturellen Wandels der Entwicklungsländer.

*In der ersten Stufe sind zunächst die Bedingungen zu schaffen, die die *éducation permanente* als gesellschaftlichen Gewinn (als kulturellen / ökonomischen Mehrwert) allen Individuen zur Verfügung stellen. Für Venezuela heißt dies u. a.: die Aufhebung einer Erwachsenenbildungspolitik, wie der des INCE, die aus präkapitalistischen Sozialstrukturen spätkapitalistische Arbeitsnachfrage zu befriedigen sucht und dabei an den konkreten Bedürfnissen (z.B. Arbeitsplatzbeschaffung) der 'marginalen' Gesellschaftsteile ebenso vorbei politisiert, wie das Institut insgesamt für eine kleine Gruppe von Verantwortlichen zu einer anachronistischen Pfründe (verbrämt als "Gehälter") wird. Die Frage, wie diese erste Stufe einzuleiten sei, muss allerdings für jedes (Entwicklungs-) Land gesondert beantwortet werden.*

So ist Chile seit Oktober 1970 ein Land Südamerikas, in dem die sozialistischen Parteien mit ihrem Wahlsieg die Früchte einer seit längerem gesellschaftsorientierten (Erwachsenen-) Bildung ernten konnten, wie auch die Regierung Allende ihre Bildungspolitik durchaus weiterhin an den Bedürfnissen der Gesamt-Gesellschaft orientiert. Über Perú ähnliches zu sagen, erscheint heute noch verfrüht. Für Venezuela dagegen bleibt bei der absehbaren offiziellen politischen Situation auch für die kommenden Legislaturperioden keine politische, d. h. auch keine bildungspolitisch entscheidende Perspektivänderung zu erwarten (beide großen Parteien, Acción Democrática und COPEI, konzentrieren sich letztlich auf rein verbale Sozialaktionen).

Das einzige Ereignis von möglicherweise weit tragender Konsequenz könnte für Venezuela der gegenwärtig sich wieder verstärkende Isolationismus (Importrestriktionen etc.) der USA werden. Von hierher (vorausgesetzt die nordamerikanischen Maßnahmen sind längerfristiger Natur) wird eine erstarkende politische Unruhe der langsam anwachsenden Mittelschicht denkbar, die gewisse latente Unruheherde (Überreste der 1964 zersprengten Guerilla-Gruppen) in der Bevölkerung, d. h. besonders in den unteren Sozialschichten zusätzlich entfachen könnte. Eine Bewegung der venezolanischen Mittelschicht - dies sind vornehmlich die selbständigen Kaufleute und Unternehmer - kann allerdings nur prinzipielle Widersprüche lösen, nicht aber fundamentale. Die fundamentalen Widersprüche im Produktionsbereich und in ihren Auswirkungen auf die Bildung können lediglich durch eine völlige Umkehrung der politischen Machtverhältnisse erwirkt werden: durch eine politische Revolution.

Damit zeigt sich an dieser Stelle erst der eigentlich fundamentale Teufelskreis für die Entwicklungsländer: Der Idealfall des dialektischen Verhältnisses von politischem System und Bildung wird im Realfall verzerrt durch die einseitige Abhängigkeit der Bildung als Funktion der politischen Strukturen, wobei diese wiederum selbst Funktionen externer Bedingungen sind. Der fundamentale Widerspruch besteht hier also in den externen Abhängigkeiten; der prinzipielle Widerspruch dagegen in den internen Abhängigkeitsverhältnissen.

Diese - hier nur verkürzt möglichen - Problemskizzen am Beispiel Venezuelas dürften dennoch ausreichen, um die Unmöglichkeit einer adäquaten Bildung unter den herrschenden Verhältnissen zu verdeutlichen. Es dürfte durch diese Untersuchung deutlich werden, dass eine gesellschaftliche Befreiung immer eine mit dem Doppelziel sein muss: Erhöhung des Bildungsniveaus und Veränderung der politischen Verhältnisse. Denn im letzten kann jede politische Revolution nur Initialzündung zur Veränderung sein, nie diese selbst ersetzen

(hierin liegt teilweise eine Erklärung für die Schwächen der cubanischen Revolution). Also nur demokratischere politische Strukturen können auch die Bildungsdefizite kompensieren, wie sie in dieser Arbeit jenseits des direkten Produktionssektors benannt wurden: Gesundheit, Ernährung, Wohnung, Arbeitsbedingungen u. a..

Für die 'marginalen' Gesellschaftsteile muss sich in dieser ersten Phase die notwendige Selbstbefreiung also konzentrieren auf die Praxis der Selbstverwirklichung mittels theoretischer Bewußtmachung (Methode Freire) und praktischer Anwendung (z.B. Kooperativen unter Beachtung der weiter oben gemachten Einschränkungen) bei gleichzeitig vorgegebenem revolutionärem Aktionsziel, denn "Was früher Bildung geheißen hat, die geistige Widerstandskraft gegen die aufs Bewußtsein einstürmenden Tagesmächte, ist nicht mehr denkbar ohne das Wissen von Gesellschaft und den Prozessen in ihr." (Adorno)

In der Uni hätte ich mit dieser Arbeit meine Assistentenstelle weiter nutzen können, um die akademische Qualifikation durch eine Promotion aufzustocken. Aber noch bevor ich die Papierform meines Diploms tatsächlich in der Hand hielt hatte ich mich an der Ausschreibung einer UNESCO-Stelle für Peru beteiligt – wurde zur Vorstellung nach Paris eingeladen und gleich auch zur Vorbereitung auf meinen ersten Auslandsjob als sogenannter *Junior Experte* für Peru.

Monika und ich, die wir bis dahin schon 4 Jahre viele Dinge gemeinsam angegangen waren, darunter viele Reisen, heirateten noch vor dem Peru-Einsatz und reisten wieder gemeinsam nach Lateinamerika.



PERU - UNESCO junior expert



Wege mit vielen Stöpersteinen.....

INHALT

NACH PERU FÜR DIE UNESCO 1973-1974	159
Erwachsenenbildung unter revolutionären Bedingungen Vorbereitung auf den <i>junior expert der UNESCO</i> in Paris	
SESSHAFT IN CUSCO:	160
Inca-Inca, überall Selber Hand anlegen hilft Von der Stadt der Diebe zum Titicaca-See Revolutionäre Arbeitskultur oder die Kultur der Revolutionäre Erweitertes Blickfeld und neue Lebensqualität durch unseren Bulli Rotes Quillabamba : Machu Picchu vs. Agrarreform Exkurs: Hugo Blanco – Agro-Guerrilla wie die FARC in Kolumbien Rotes Cusco und globale Ölkrise : konfrontiert mit großen und mit sehr großen Herausforderungen Nebenan brennt die Moneda	
VOM HOCHLAND ZU DEN KULTUREN DER KÜSTE	186
Revolutionäre Erwachsenenbildung im Sand des Nordens Das kulturelle El Dorado des Nordens Kultursprünge von Lambayeque zu Chimú Ganz besondere Wahrnehmungen : Peru an Weihnachten mit Schwester Rose	
DER WENIG SPEKTAKULÄRE AUSKLANG DES PROJEKTS –	198
Ich denke, wir haben mehr erhalten als gegeben	
DAS DEUTSCHLAND – PAKET :	202
mit Nelkenrevolution, Promotion, Kinder, Kirche	
Nach der peruanischen Revolution jetzt Portugals Nelken-Revolution Promotion geschafft - mit spannendem Beipack von Genf bis Nairobi Afrikanischer Einschub Zwei Geburten könnten unterschiedlicher nicht sein: Miriam und Dani Kirchlicher Ankerplatz EZE, 1977-1979 Evangelische Dienstreisen in die Anden, mit möglichst wenig kirchlichem Kontakt	

Karte Peru mit wichtigen Anlauforten



NACH PERU FÜR DIE UNESCO, 1973-1974

Erwachsenenbildung unter revolutionären Bedingungen

Kurz vor dem Diplom an der Uni Bochum hatte das Angebot vorgelegen, dort als Assistent bei Frau Prof. Gabriele Wülker zu arbeiten, der ehemals ersten Staatssekretärin im Bundesministerium für Familien- und Jugendfragen, am Ende der 50er Jahre. Das hätte wahrscheinlich irgendwann zur Habilitation und zum Lehrberuf an der Hochschule geführt. Gleichzeitig hatte ich mich bei der UNESCO für einen Einsatz in Lateinamerika beworben. Die Einladung zur Vorstellung in Paris lag als Alternative auf dem Tisch. Die entwicklungspolitische Arbeit der UNESCO und der Einstieg als Junior Experte wirkten auf mich attraktiver. Genau genommen, durfte ich bei der UNESCO das Einsatzland wählen, ob Chile oder Peru. Meine Sympathien lagen eindeutig bei Allendes Chile. Aber ich hielt das peruanische Modell der Reform-Militärs damals für leichter multiplizierbar in den lateinamerikanischen Nachbarländern und wollte daher lieber dieses Modell von innen heraus kennen lernen. Wie weit oder wie wenig das am Ende gelingen konnte, zeigen die zahlreichen Briefe und publizierten Aufsätze und andere Berichte, die ich 1973-74 und in der Folgezeit schrieb und die in diesem Buch z.T. mit aufgenommen sind, weil sie ein Stück weit die Frage beantworten: *Was wollten wir eigentlich erreichen? Und Warum selber auf Reisen gehen?*

Vorbereitung auf den *junior expert der UNESCO* in Paris

(Brief-Auszug:)

Also Paris: noch vor Abschluß der Diplomprüfung hatte ich mich bei der UNESCO beworben. Und jetzt gehöre ich schon dazu. Ich komme gerade von den für mich zuständigen Menschen im Personalbüro. Mir ging es um ein paar Tage Aufenthaltsverlängerung in der UNESCO-Zentrale in Paris, um u.a. die Akten meines Projekts mehr en detail zu studieren.

Am Sonntag werde ich endgültig abfliegen und dieses frühlingshafte Europa hinter mir lassen.

Bislang ist übrigens diese ganze Vorbereitungsphase der UNESCO vor allem eine kostenintensive Angelegenheit, der ein bisschen mehr entwicklungspolitischer Tiefgang gut tun würde. Wir haben z.B. als eine kleine Expertengruppe von 7 Mann drei Tage in einem alten Schloss 1,5 Stunden vor Paris Überleben in fremdem Ambiente zelebriert; stilvoll von zwei Dienern umwedelt. Diesem fraglosen Erfahrungsgewinn in aristokratischem Lebensstil stand die Inhaltsleere der eigentlichen Sachinformation extrem diametral gegenüber. Dies hat nicht allein mit meinem persönlichen politischen Standpunkt zu tun. Hier herrscht vielmehr breite Übereinstimmung zwischen dem nach Indonesien gehenden Kölner Uni-Rektor Prof. Atrops, einem jugoslawischen Prof. für Ingenieurwesen (also dem akademischen Establishment) und mir, dem "Mann von der Basis".

Ich glaube, man muss ganz nüchtern davon ausgehen, dass die absolute Mehrheit derer, die sich als Experten bewerben, dies in Hinblick auf die lukrativen Gehälter tut. Dazu kommt das hohe soziale Ansehen, das man dann im Gastland genießen wird sowie dem aus beidem resultierenden recht angenehmen Leben und der Unmenge an kleinen allgemeinen Sondervergünstigungen, wie zollfreie Einfuhr aller möglichen

Waren und dergleichen mehr. Warum eigentlich zollfrei?? Wir wollen doch gerade den Ländern des Südens aus bestimmten Engpässen heraushelfen. Dazu gehört i.d.R. auch deren finanzielle Lage.

Ich habe die zuvor erwähnte Aufenthaltsverlängerung in Paris auch beantragt, um über die vorhandenen Projektakten hinaus vorab etwas mehr hausinternes „feeling“ zu gewinnen. Und ich glaube, einiges von dem, wie der Laden dort in den peruanischen Bergen läuft, lässt sich sogar hier in Paris aus den Zeilen der Berichte und zwischen denselben erkennen. Übrigens ist der Projektsitz aus dieser Kleinstadt Sicuani in die alte Inca-Hauptstadt Cusco verlegt worden, so dass Moni und ich es etwas leichter beim Finden einer Wohnung haben werden. Das gilt genauso für die Verpflegung vor Ort und manche anderen Dinge. Diesen Vorteil wird jeder von euch natürlich auch genießen können, der uns dann besuchen kommt. Vor allem erwarte ich in Cusco eine von incaischen und frühspanischen Spuren übersähte (kleine) Metropole, die wir so in Sicuani nie erlebt hätten. Durch reinen Zufall hatte ich übrigens vor kurzem auf einem Pariser Trödelmarkt ein in Deutsch geschriebenes Buch gefunden mit dem Titel "Sicuani, die Stadt der Diebe". Da muss jemand in der UNESCO-Projekt-Stadt irgendwie schlechte Erfahrungen gemacht haben.

Gerade heute konnte ich erfahren, wie hoch genau der Gehaltsanteil ist, der auf mein deutsches Konto überwiesen wird. Es werden während der ersten sechs Monate 213 US \$ sein, was etwa 590 DM entspricht. Ich werde euch davon jeden Monat 500 DM überweisen lassen, auf die Kto-No, die Moni mitgebracht hat. Über das Geld könnt ihr dann so verfügen, wie es die Lage in Oberhausen erfordert. Und um den Punkt zu Ende zu bringen: während der anschließenden sechs Monate werde ich monatlich 1.000,- DM überweisen können, da dann die Rückzahlungsraten für die 3.000,- DM Darlehen wegfallen, die ich von der UNESCO für die Übersiedlung nach Lima/Cusco erhalten habe.²⁵



SESSHAFT IN CUSCO:

(Brief-Auszug:)

dies ist der 2. Tag in Lima. Nach 2 Wochen Frühling in Paris und 20 Stunden Flug ist diese Stadt ganz gut zu ertragen. Freilich bleibt das Grundübel lateinamerikanischer Hauptstädte: Luftverpestung durch Autos en masse. Was Lima evtl. gegenüber anderen lateinamerikanischen Städten auszeichnet, sind die allenthalben zu entdeckenden altspanischen Prunkbauten in ihrem barocken Stil mit fein ziselierter Holzbalkonen und zugehörigen Fensterverkleidungen.

Überrascht bin ich von dem hohen Grad an Selbstsicherheit auch solcher Leute, die man ohne viel nachzudenken als „Indianer“ einstuft. Auch wenn das zweifellos von oben herab klingt - ich finde ohne Schwierigkeiten in ein Gespräch mit ihnen und auch "einfache Arbeiter" sind in der Lage, flüssig und klar die Dinge darzustellen, die zu ihren Erfahrungsbereichen gehören. Ich erinnere mich in solchen Momenten an Mexico und so manche wunderliche Antwort dort auf ganz einfache Fragen – vor allem auf einfache Fragen viele widersprüchliche Antworten....

²⁵ Eine ganze Reihe von Briefen enthielten immer wieder auch diese Geld-Fragen, weil Mara bis in die 70er Jahre hinein noch sehr stark unter den übernommenen Schulden für das Haus Akazienstraße in Oberhausen zu leiden hatte und meine Auslandsgehälter auch ein bisschen halfen, ihr zu helfen

Da viele dieser Menschen aus dem Hochland zugewandert sind, ist es nicht schwierig, das Bild vom Hochland zu ergänzen, das die Ministerialen mir vermitteln, bei den offiziellen Arbeitsgesprächen im Erziehungsministerium. Dabei gefallen mir die Menschen im Ministerium durchaus. Wir finden (zumindest was einige jüngere Offizielle anlangt) unschwer gemeinsame Interessenspunkte. Von Vorteil ist hier ein Zufall: Ich habe den Staatssekretär für Erziehung schon in Paris bei der UNESCO getroffen. So ging unsere Unterhaltung hier ohne lange Einleitung vonstatten.

Morgen früh will ich dann zum eigentlichen Einsatzort nach Cusco fliegen. Der neue Chef wird wahrscheinlich froh sein, endlich Arbeit abladen zu können. Wir werden sehen, wie es sich anlässt.....

.....

Von Deutschland aus perlt der Name Cusco wie Incablut über die Zunge. Von innen wirkt dieses Herz des alten Inca-Reiches zunächst nur recht hübsch, auch abwechslungsreich durch seine Tal-Lage, genauer: durch das Panorama der umliegenden Berge. Ich genieße diesen Anblick von weichen, leicht grünen Hügeln und Bergen gerade jetzt beim Schreiben wieder.

Es ist eine Szene vor strahlend blauem Hochgebirgshimmel: schwache Bewegungen zwischen sich langsam ansammelnden weißen Wolken, die den Himmel gegen Abend immer mehr bedecken werden, ohne jedoch insgesamt die heitere Sommerstimmung zu verletzen. Verglichen mit Bonn oder Jerusalem oder Persepolis oder manchem anderen Ziel meiner früheren Reisen ist Cusco eine junge Stadt. Die Archäologen setzen ihre Gründung um das Jahr 1200 unserer Zeit an. Während ich hier mit Blick auf die Reste des früheren Inca-Palastes schaue, kann ich gar nicht anders als wieder an die gewalttätige Geschichte dieser Stadt zu denken. Denn schon 1535 war alles wieder zu Ende. Dazwischen lag die ungemein beeindruckende Geschichte der Inca. Ihre Schöpfungsgeschichte, die im Titicaca-See ihren Ausgang nimmt. Die imperiale Erweiterung ihres Herrschaftsraumes, des Tahuantinsuyo bis nach Chile und Argentinien einerseits und Ecuador und Kolumbien andererseits und fast bis zuletzt mit Cusco als Zentrum ihres Reiches.²⁶

Cusco, Inca-Nachfolgerinnen und Kathedrale

Inca-Inca, überall

Noch bevor die spanischen Konquistadoren zur tödlichen Gefahr für das Incareich werden konnten, hatte der letzte Inca-Bruderkampf das Großreich Tahuantinsuyo in entscheidender Weise geschwächt. Die Herrschaft über Tahuantinsuyo wurde von Huascar ebenso beansprucht wie von



²⁶ Die vier Teile des Tahuantinsuyo waren für die Inca: **Antisuyu** - Ostgebiet. (Amazonas-Region); **Kuntisuyu** - Westteil (Pazifikküste); **Chinchaysuyu** - Nordteil (reichte bis in das heutige Kolumbien) und **Qullasuyu** - Südteil (reichte bis in das heutige Argentinien). Der Stadtname Cusco rührt vom Quetchua- Wort Qosqo = Nabel her; Cusco also als Nabel der Inca-Welt

seinem Halbbruder Atahualpa. Huascar behielt den Königssitz in Cusco bei und liess sich dort auch zum alleinigen Inca krönen. Atahualpa war in Quito geboren und war nicht zufrieden mit der Rolle des Vize-Königs („Vize-Inca“). Atahualpa hatte daher seine Truppen durch verschiedene schwere Schlachten hindurch erfolgreich bis nach Cusco geführt und Huascar abgesetzt. Er liess einen Teil der Stadt zerstören und machte selber Cajamarca in Nord-Peru zu seiner Residenz.

Atahualpa hätte der neue Inca sein können, wenn nicht im selben Jahr 1532 die Spanier mit Francisco Pizarro an der Spitze den Norden Perus erreicht hätten. Wie auch immer schaffte es die kleine Armee des Pizarro, Atahualpa gefangen zu setzen. In der Hoffnung, freigelassen zu werden, bot dieser Pizarro an, den Raum, in dem er sich gerade aufhielt, mit goldenen Gefässen, Schmuck etc bis zu der Höhe füllen zu lassen, die er mit ausgestreckter Hand erreichen könnte. Als das offenbar nicht genug war, vergrößerte Atahualpa das Lösegeld um zwei weitere Räume, die mit Gegenständen aus Silber gefüllt wurden. Es heisst, dass drei Monate lang aus dem ganzen Reich diese Edelmetalle in Cajamarca zusammengetragen wurden und dann einen ganzen Monat lang ununterbrochen die Gold- und Silbergegenstände eingeschmolzen wurden. Schätzungen gehen heute von ca. 16 Tonnen Gold und 180 Tonnen Silber aus, die die Spanier insgesamt aus Cajamarca fortschleppten. Es ist ja bekannt, dass Atahualpa dennoch erwürgt wurde.

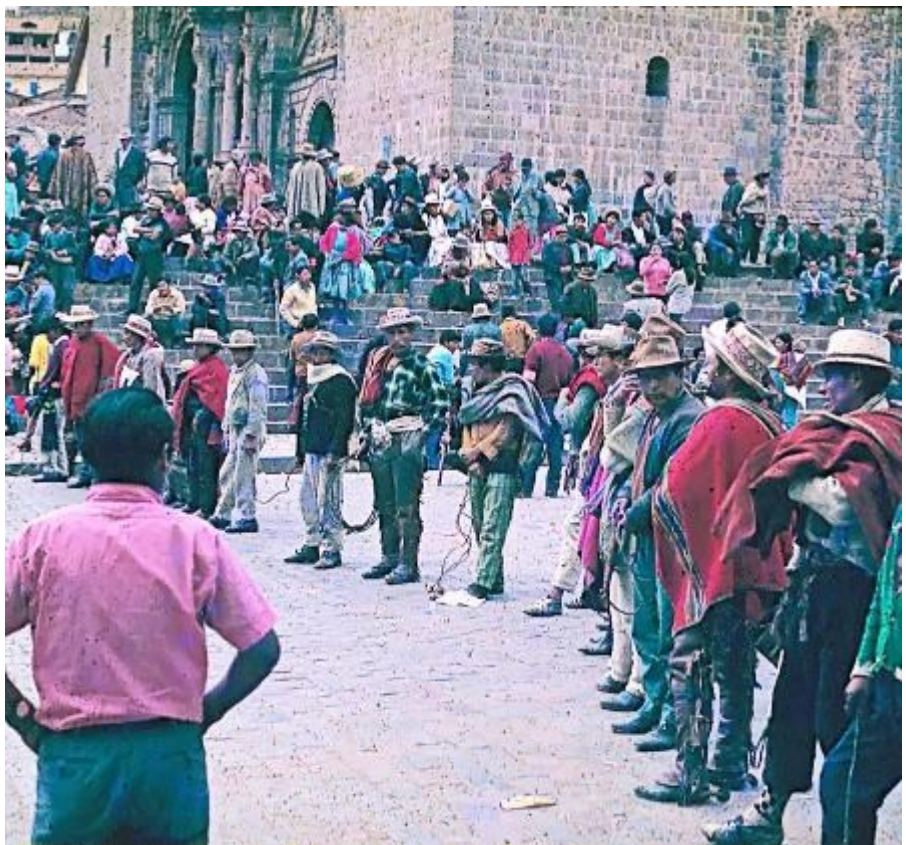
In dieses **Cajamarca** im Norden hatte ich mir von Lima einen kurzen, neugierigen Abstecher gegönnt und war dabei auf ein hochinteressantes Schauspiel gestossen: **Rondas Campesinas** (Bauernwehren) aus dem ganzen Umland hatten sich vor der Kathedrale

versammelt und der Regierung gewissermassen die Faust entgegen gestreckt. Die Mitglieder waren Kleinbauern und Landarbeiter. Und ihnen ging es unter der revolutionären Regierung ziemlich dreckig. Das mußte sich ändern !.....

*Rondas Campesinas
in Cajamarca,
noch friedlich
versammelt*

*Pizarro war von
Cajamarca mit all
dem Gold und Silber
danach im Laufe*

eines Jahres bis nach Cusco marschiert. Hier hätte ein großes Inca-Heer um Haaresbreite die Spanier noch besiegt, aber eben nur um Haaresbreite. Pizarro blieb wieder Sieger, ließ große Teil der Stadt schleifen und hatte damit Tahuantinsuyo zerstört. Zwei Jahre später zog er mit seinem Heer endgültig aus den Bergen hinunter an die Küste und wurde Gründer von Lima und liegt dort heute in der Kathedrale begraben.



Ich wollte etwas schneller Cusco erreichen. Hatte auch ein Flugzeug zur Verfügung und war bei der Ankunft sehr gespannt, auf welche Stimmung bei den Bauern ich hier treffen würde. Von meinem kleinen Stamm-Café (seit dem ersten Tag) am zentralen Platz, der Plaza de Armas sah ich voller Neugier in alle Richtungen: zur Linken die katholische Kathedrale, aber nur ein paar Ecken weiter steht noch der Rest des Sonnentempels der Inca, Koricancha. Und die Reste der Inca-Mauern, die dort erhalten blieben, sind nun wirklich beeindruckend. Jeder Besucher der Stadt steht z.B. staunend vor dem tonnen-schweren Granitblock mit seinen 11 Ecken, die so unglaublich akkurat zurechtgehauen und geschliffen wurden und ohne Mörtel verlegt sind, dass sie einen Baumenschen, wie mich, natürlich tief beeindrucken.



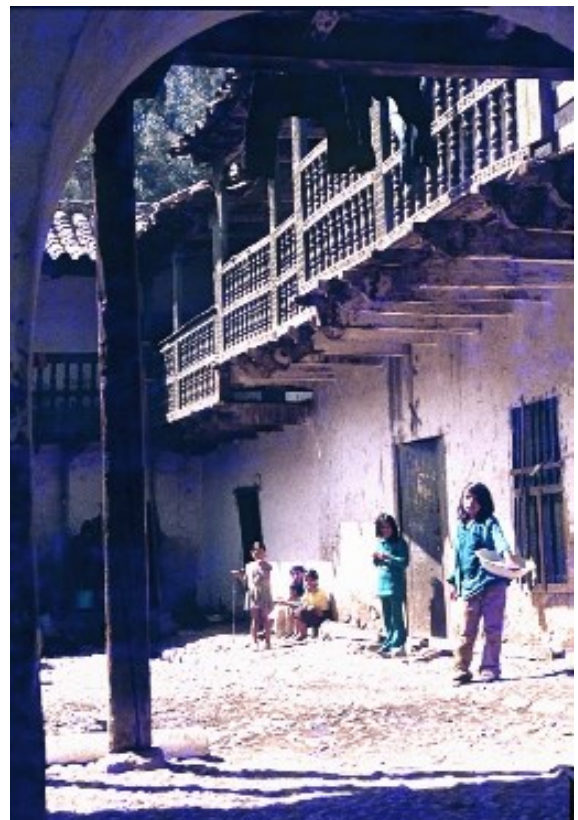
originale Inca-Mauer, Cusco

Die Spanier haben auch hier, wie in allen strategisch wichtigen Orten der besiegten lokalen Königreiche besonders intensiv Akkulturation betrieben. In Cusco bedeutet das so viel, als dass die Zentralgebäude der Unterworfenen geschleift wurden, um an derselben Stelle mit demselben Baumaterial wie-

der neue öffentliche imperiale Gebäude zu errichten, vor allem Kirchen und Klöster. Und auch in den heutigen Wohnhäusern ist unverkennbar spanischer Baustil erhalten:

Cusco, sehr spanisch 1973

So stehen also auch hier in Cusco sehr viele Kolonialkirchen auf den Ruinen aus vorspanischer Zeit. Was sich bei all dem allerdings offenbar sehr lebendig über die Zeiten gerettet hat, sind bestimmte Verhaltensweisen der Bevölkerung. Mit Abstand am eindrucksvollsten ist das öffentliche Wasserabschlagen der Frauen, die dies ohne Rücksicht auf die Staub verkrusteten Beine tun und die nun entstehenden Fließmuster im Schutze ihrer 7 Röcke auch im Gehen entstehen lassen oder sich auch schon mal etwas abseits hocken, um den Fussgängerstrom vorüber rauschen zu lassen. Es hängt allenthalben Uringeruch über dem Stadtzentrum und in den alten Inca-Gassen. Wie hatte das wohl der gottähnliche Inca verkraftet ...?



Vielmehr kann ich eigentlich noch gar nicht erzählen, alldieweil ich erst den 3. Tag dünne Andenluft atme (3.400 m Höhe) und mit mir selbst noch zu Rate gehen muss, wie ich

unsere deutschen Sozialwissenschaften am besten der UNESCO-Bildungsarbeit in den umliegenden Provinzen dienlich machen kann. Sehr dienlich für meine Arbeit waren allerdings schon die Gespräche, die ich in Lima führen konnte. Dabei verflieg die ganze Euphorie, die man bei der UNESCO in Paris hegt, wie Seifenschaum im Wind. Nicht allein die bisher sehr dünnen Ergebnisse unseres Projekts wurden im Ministerium unverhüllt angesprochen, sondern auch der UNESCO kein allzu rühmliches Zeugnis ausgestellt. Kein optimaler Start, oder?

Aber ich denke, ich komme mit den Leuten vom Erziehungsministerium einigermaßen aus. Ich muss das wohl auch, denn die UNESCO übergibt ihren Teil im Dezember an die Peruaner, so dass dann nur noch nationale Kräfte für das Projekt verantwortlich sind. Man kann nun allerdings nicht die UNESCO (mit ihren vielleicht auch zu kurz bemessenen Expertenlieferungen) allein an den Pranger stellen. Verantwortung liegt zweifelsfrei zu einem gerüttelt Maß bei der peruanischen Regierung, die eben auch aus solchen Südamerikanern besteht, die sich selbst nicht oft genug gespiegelt sehen können, besonders wenn es sich um einen öffentlichen Spiegel aus Papier und Drucker-schwärze handelt.

Der Hang zu immer weiteren perfektionistischen Plänen ist ein langwährender Zyklus, der nur schmale Öffnungen für konkrete Aktionen zeigt und die Frage nach Wirkungen, nach Erfolgen für die Zielbevölkerung ganz klein schreibt. Und das anspruchsvolle Reformpaket dieser "linken Militärregierung" braucht sicherlich weit mehr konkrete Erfahrung mit der Umsetzung komplexer Projekte als noch mehr peruanischen bürokratischen Feinschliff. Vielleicht hilft unser PEIFEDER-Projekt ja.²⁷ Naja, aber da sind eben auch die allort üblichen Rattenschwänze eines Projekts aus Bürokratie bzw. Amtszuständigkeiten, Ämter-zuschreibung, dem "Peter-Prinzip", etc. auszuhalten. Wahrscheinlich muss ich mich vor allem in Geduld üben.



sieben Röcke übereinander und jede Menge Coca-Blätter im Angebot, Cusco, 1973

Selber Hand anlegen hilft

(Brief-Auszug:)

Ich erkläre mal kurz, weshalb ich heute zwei unterschiedliche Briefteile nach Oberhau-

²⁷ PEIFEDER stand für Proyecto Especial Integrado sobre la Función de la Educación en el Desarrollo Rural (also Integriertes Sonderprojekt zur Rolle von Bildung für die ländliche Entwicklung)

sen abschicke. Den einen habe ich vor ein paar Tagen am Titicaca See geschrieben. Es lohnt aber nicht, ihn dort irgendwo einzuwerfen. Außerdem wäre es auch technisch gar nicht möglich gewesen, da ich nicht der Stadt wegen hingefahren war, sondern des Altiplano (Anden-Hochland) wegen die Reise gemacht hatte und an keinem geöffneten Postamt vorbei kam. Ich hatte in dem Brief auf die noch im Raum stehende Frage nach den aktuellen Lebensumständen geantwortet:

Bis zum Wochenende werde ich noch in einer Pension ausharren müssen. Ich habe zwar ein kleines Häuschen angemietet, aber es muss noch ein wenig aufgemotzt werden. Dazu müssen ein paar Handwerker ran. Auch wenn diese nicht so rar sind wie in der BRD, so sind sie doch um ein Vielfaches unzuverlässiger. Grundsätzlich kann überhaupt erst mit einem Vorschuss eine gewisse Arbeitsbereitschaft stimuliert werden. Der Vorschuss wird angeblich für den Einkauf der erforderlichen Materialien gebraucht. Der Vorschuss ist dann aber weg und gelegentlich der Mann auch.

In Arabien würde man sagen: Inshallah! und gleichzeitig heftig schimpfen. Hier regen sich die Leute gar nicht so sehr darüber auf. Sicher, man freut sich auch hier nicht über derlei "Vergesslichkeiten". Aber es passiert durchaus, dass ein Hausherr drei Vorschüsse verschossen hat und nichts ist passiert. Inshallah? Vielleicht! Ich habe jedenfalls allerhand Dampf unter die runden Backen meiner Dueña (Hausherrin) gemacht, und ich glaube, zum Monatsende wird jetzt letzte Hand angelegt. Wir werden danach in einer Gruppe von dreistöckigen Sozialbauten im Universitätsviertel wohnen, innerhalb derer unsere "Villa" durch ihre Kleinheit die Ausnahme bildet. Damit bin ich eigentlich ganz zufrieden. Wir können es bei dem Gehalt nicht und wir wollen auch nicht als „der reiche Norden“ erscheinen.

Was die Arbeit anbelangt, so sitze ich zum Beispiel den ganzen Tag hier in Cusco im Büro, um ein paar Verhaltensfragen für die Leute auszuarbeiten, die dann in den nächsten Tagen eine Erhebung in 11 Gemeinden etwa 150 km südlich von Cusco durchführen sollen. Ich muss auch noch an dem Fragebogen arbeiten und mir vor allem noch ein paar Dinge einfallen lassen, wie die klassisch-europäische Methode der Sozialforschung mehr an die hier vorfindliche Realität anzupassen ist. Aber auch dazu habe ich zum Glück schon einige Vorstellungen. Ein weiteres Glück ist, dass ich (wie schon früher berichtet) offenbar auf demselben ideologischen Level wie der kolumbianische Projektleiter und die meisten anderen Kollegen des Projekts denke und arbeite.

Diese Zeilen wurden also wieder nach Cusco zurück geschleppt. Ich war am Samstag Abend zurück; es folgte der Sonntag ohne Postdienst, ohne Bankschalter. Heute morgen habe ich mir dann von den letzten 10 Soles, die noch in der Tasche waren, ein Glas heiße Milch und ein Sandwich geholt und bin ins Büro (8 Uhr).

Jetzt ist Mittagszeit, ich werde gleich auf die Post gehen, vorher noch zur Bank, um das nötige Kleingeld für die Briefmarken zu beschaffen, und dann gehen auch diese Zeilen ab. Die werden wahrscheinlich 5-6 Tage brauchen, um die Akazienstraße zu erreichen.

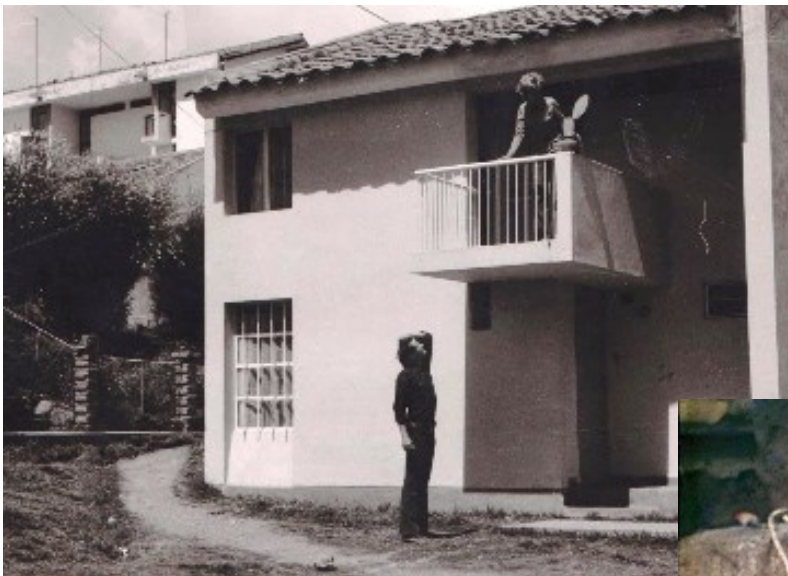
Übrigens werde ich am Donnerstag nach Lima fliegen, um u.a. Moni abzuholen. Sie kommt zwar schon am Mittwoch dort an, aber da muss ich draußen auf den Dörfern sein, um mit den Leuten, die heute ausgearbeiteten Dinge zu besprechen. In Deutschland könnte ich ohne Weiteres die Besprechung auf dem Lande und das Abholen von Moni abends in Lima am selben Tag erledigen. Hier in Peru gilt es dazu von einer Welt in die andere überzuwechseln. Und das kostet viel Zeit. Aber das ist wieder die Frage nach der Geduld, die ich mir hier auch aneignen wollte und muss und werde

Teil 2:

Ich habe uns in unserem Arbeitszimmer eine kleine Bücherwand aus Zedernholz gebastelt. Es hat natürlich die übliche lateinische Zeit gedauert bis der Schreiner die gewünschten Bretter zugeschnitten hatte. Ich glaube, er hat einen arabischen Großvater: "Sie waren so schwer zu kriegen"; „es gibt im Augenblick nur das andere Holz“; „ich musste ja die eine Seite hobeln“; „ich habe mich bei der Kalkulation vertan - der Gesamtpreis erhöht sich um so und so viel“; „morgen früh sind sie bestimmt fertig“; „... übermorgen Mittag ganz sicher - beim Namen meiner Mutter“ ... usw..

Als ich die Bretter dann am Nachmittag endlich und wirklich im Haus hatte, war das Zusammenschrauben in zwei Stündchen passiert. Wenn ihr kommt, werdet ihr euch wundern, wie gemütlich so ein kleines Häuschen sein kann. Alles ist in seiner hölzernen Naturfarbe belassen. Dazu passen die bunten Fenstervorhänge in den auffälligen (eigentlich eher bolivianischen denn peruanischen) Farben, die wir bei keinem der peruanischen Nachbarn sehen, die aber mächtig dazu beitragen, den Zimmern etwas Authentisches zu verleihen.

Auch die Innenausstattung ist farbig, angefangen von den verschiedenen Brauntönen eines großen Alpaca-Fells und der Alpaca-Teppiche bis zu den Fenstervorhängen. Alles durchaus sehr harmonisch, lebendig und in all seinen Elementen peruanisch.



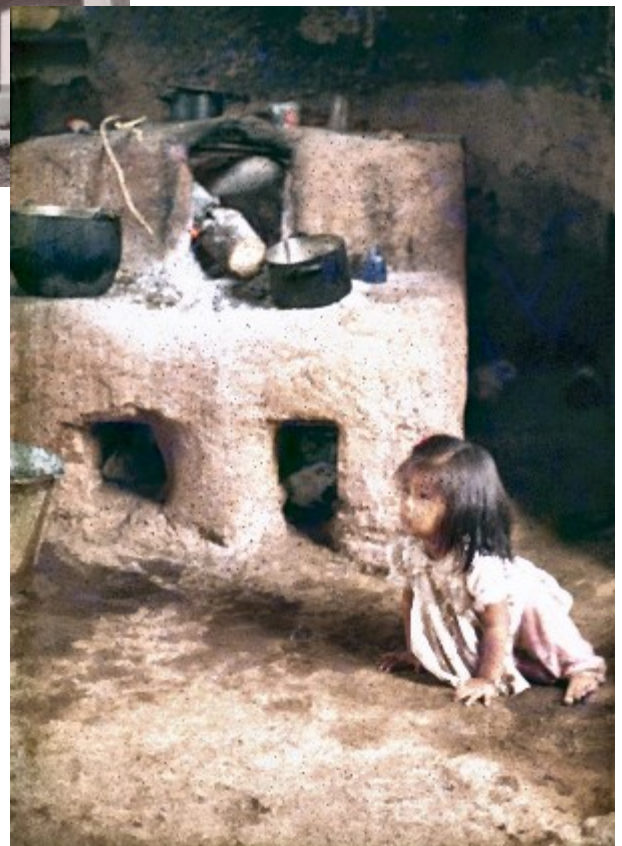
*unser bescheidenes Experten-
Häuschen im
Universitätsviertel Cusco, 1973*

...

*... und ein sehr authentisches
Indio-Haus mit dem Mittelpunkt
Herd, in dessen Aussparungen
die Meerschweinchen leben*

dürfen bis es ihnen ans Fell geht

Es ist auffällig, wie stark sich unsere peruanische Wohnung von anderen Mittelstandswohnungen in der Stadt unterscheidet. Deren Bewohner allesamt in Strafkolonien, in Sibirien oder in Franziskanerkloöstern aufgewachsen sein müssen, wegen der Schlichtheit und Farblosigkeit ihrer Inneneinrichtungen. Und damit meine ich nicht eventuell fehlende Finanzen. Dort stehen in der Regel mit durchsichtigem Plastik überzogene Sofagarnituren, bei denen du im Sommer ganz schnell am eigenen Schweiß kleben bleibst. Aber das gilt als modern, weil es die Kultur der Nordländer imitiert. Also, keine Frage des Geldes.



Ebenso wenig beim Thema Hygiene in den privaten Wohnungen von manchen Ärzten, Rechtsanwälten, Lehrern. Auch keine Frage des Geldes!

Heute bewohnen wir seit 1 Woche unser kleines Häuschen am Südende von Cusco. Südende klingt zwar ungemein warm, aber Moni zittert sich hier eher warm. Das große Übel auf unserer Höhe von 3.400 m ist, dass die Leute zwar das Wort Heizung irgendwann in der Schule gelernt haben (wahrscheinlich durch ein von Gringos geschriebenes Lehrbuch), aber nie in der Praxis erlebt haben, wie dieser Begriff konkret in die entsprechende Wohnkultur integrierbar ist. Entsprechend haben wir uns mittlerweile 2 kleine elektrische Heizer zugelegt, die uns zu überleben gestatten. Dabei müsste man in Wirklichkeit die Sonne nutzen. Das denke ich übrigens jedes Mal, wenn ich sehr früh morgens irgendwo auf den Dörfern bin und sehe, wie sich die Bauern mit der aufgehenden Sonne langsam aus ihrer Adobe-Hütte nach außen schieben und sich an die Ostseite der Hauswand zur Sonne ausrichten, um die Muskeln von der Kältestarre zu befreien.

Dadurch, dass ich zwischendurch von "wir" spreche, seht ihr, dass Moni tatsächlich angekommen ist. Ich hatte sie in Lima abgeholt, um gleichzeitig einige geschäftliche Dinge dort zu erledigen. Der Abstieg von den Bergen war irgendwie eine unerwartete Rückkehr in Ruhrgebiet-Atmosphäre. Alles verhangen, zwischendurch leichter Fisselregen, dazu jede Menge moribunde Autobusse, die in den letzten Auspuffzügen lagen. Jetzt bringe ich allerdings eine hervorragende Kondition aus der Sierra mit und schaffe dadurch auch den Großstadtstress.

Bei Großstadtstress in Verbindung mit Lima denke ich vor allem an die wirklich erhebliche Luftverschmutzung der Stadt. Begriffe für diese Umweltprobleme kennt man auch in Peru (bzw. Lima), aber es bleiben nicht mehr als moderne Schlagworte. Während man in Mexico-City gerade jetzt ein Monumentalprogramm gestartet hat, innerhalb dessen 15 Mio. Bäume in der Millionen-Stadt gepflanzt werden sollen, um eben dieser Luftverschmutzung zu begegnen, werden zur gleichen Zeit in Lima immer mehr von den zu wenigen Bäumen, die noch die Avenidas säumen, abgesägt. Begründung: "die Bewegungsfreiheit der Autos verbessern". In dieser tristen Atmosphäre hatten dann die Banken (meine "Geschäftsangelegenheit") an dem Freitag, an dem ich Moni abholte, auch noch ihren großen Revisionstag, so dass wir bis zum Montag bleiben mussten. Da alle Flüge nach Cusco für Tage im Voraus ausgebucht waren, gab es für mich die erste Rückkehrmöglichkeit erst am Dienstag, für Moni erst am Mittwoch.

Was mich ein bisschen nervös gemacht hat in Lima, war nicht einmal nur die beklagenswerte Umwelt; es war mehr meine Verabredung in den Dörfern draußen hinter Cusco mit einigen Lehrern für den Mittwoch. Diese Lehrer sind diejenigen, die als Interviewer meine Studie realisieren sollen, von der ich euch schon geschrieben hatte. Das Problem lag nun darin, dass durch meine verzögerte Rückkehr die Fragebögen nicht fertig wurden; ohne Fragebögen aber meine Ausreise in die Dörfer keinen Sinn machte; mit anderen Worten, die Verabredung platzte. Und solche Dinge, wie Nichteinhalten von irgendwelchen Absprachen, ist sicherlich genau das, was wir uns hier, vom Projekt her und auch persönlich am aller-wenigsten leisten sollten. Einfach deswegen, weil gerade die Leute auf dem Lande über Jahrhunderte hintergangen, betrogen und verraten wurden. Wenn wir in derselben Weise weiter schlechte Beispiele produzieren, können wir natürlich gleich mit der Arbeit aufhören. Hier liegt tatsächlich ein objektives Problem (vielleicht besonders gravierend für einen Nord-Europäer), dass man sich immer wieder von bestimmten Äußerlichkeiten, wie der Existenz einer modernen Infrastruktur (Fluglinie, Telefon usw.) zu dem Trugschluss verleiten lässt, man könne diese

Instrumente ebenso einsetzen wie etwa in der BRD. So existiert zwar in der UNESCO von Lima ein Telefon, mit dem sich formal auch nach Cusco telefonieren lässt, aber wenn man zufällig nicht gleich morgens um 8 ein Gespräch angemeldet hat, weil man in der Stadt noch andere Dinge zur gleichen Zeit zu erledigen hatte, dann können nur noch glückliche Umstände dazu beitragen, dass dieser Anruf wenigstens am selben Tag durchgeht. Der Ausgleich dafür liegt dann wieder in Cusco bzw. im Hochland selbst. Denn ich sehe das Hochland immer auch durch die Kameralinse und sehe dabei diese typischen fünf Farben des Hochlands: grüne Ginsterbüsche mit gelben Blüten auf ockerbrauner Erde vor blauem Himmel, an dem perlweiße Wölkchen segeln, d.h. eine Fünffarbenorgie. Darüber freut sich meine Kamera immer wieder und ich mich mit ihr....

Von der Stadt der Diebe zum Titicacasee

(Brief-Auszug:)

Wenn ich jetzt, Mitte Juni, das kleine ungeheizte Café mit Blick auf den Titicaca-See verlasse und gleich die umliegenden kahlen Hügel raufklettere, kann ich ganz schnell den 4000 m-Punkt erreichen und den Panoramablick von der Puna-Landschaft hinüber gleiten lassen auf den Titicaca-See (15x größer als unser Bodensee). Das heißt z.B., dass es hier oben noch etwas frischer ist als in Cusco oder Sicuani, und lässt mich auch die ersten bolivianischen Händlerinnen erkennen, die mit ihren Tieren zum Markt in Puno unterwegs sind.

Titicaca-See und seine Anwohner

Die Regenzeit ist seit gut vier Wochen vorbei, die Nächte sind wieder wolkenlos und damit polarig



kalt. Wahrscheinlich wird es wieder kein warmes Wasser in der Pension gleich hinter der Kathedrale geben, in der ich mich eingebucht habe, weil mein eingeplantetes Hotel wegen Reparaturen überraschend geschlossen bleibt.

Von Sicuani war der einzige Zug kurz nach 11.00 Uhr losgefahren. Er bedient die Strecke hinauf zum Titicaca-

See montags, mittwochs und freitags und erreicht den See der Balsa-Boote kurz nach 17.00 Uhr. Die Strecke misst ganze 250 Km. Wie auch immer, dieses Reisetempo hat jedenfalls den großen Vorteil, dass man die Hochebene der Anden, die sog. Puna, sehr ausgiebig genießen kann und die schneeglänzenden Vulkanspitzen der Anden gemächlich am Zugfenster vorbei wandern. Ein unter die Haut gehender Genuss. Die Strecke windet sich von Sicuani (3.500 m) langsam bis zur Wasserscheide bei etwa 4.500

m hinauf. Das Tal ist 4-5 km breit, man sieht ab und zu heißes Vulkanwasser verdampfen (ungenutzt, obwohl die Bewohner hier draußen ganz offensichtlich kaum je warmes Wasser sehen, weil es nur wenig Heizmaterial gibt und das dann zwangsläufig nur zum Kochen genommen wird). Man sieht große Schafherden, Kühe, Pferde und vor allem die berühmten Llamas. Eigentlich sind sogar die etwas kleineren, aber knuddeligen Brüder, die Alpacas, in der Überzahl. Deren Wolle ist noch weicher und feiner, also auch begehrter.

Jenseits der Wasserscheide öffnet sich das Tal auf vielleicht 10 km Breite, die Alpacas werden zu kleinen Punkten auf den fernen Hügeln. Die einzige Strukturierung der weiten Pampa erfolgt durch die flussbreiten Erosionsnarben auf der dunklen Erde oder schon mal durch einen kleinen See oder einen von aufgehäuften Steinen markierten Korral für die Llamas. Die Baumgrenze liegt längst weit unter uns. Stichwort Erosion: Hier ließen sich ganze Bücher darüber schreiben, was alles zu verbessern wäre; allem voran die Bepflanzung der Hügel mit robustem Baum- und Strauchwerk, denn Humus ist zum Glück noch vorhanden, Verkarstung selten. Erosion erfolgt aber auch durch die Schafe, die die struppigen Grasbüschel häufig mit Stumpf und Stiel ausreißen usw. Dabei ist dieses Puna-Gras sehr hart und spitz. Aber gut, ich muss es ja nicht essen. An Essbarem sehe ich ansonsten vor allem Gerste und Kartoffeln. Ich weiß noch nicht, ob hier oben in der Puna überhaupt noch irgendetwas anderes gedeiht.

Diese Eisenbahnfahrt habe ich gemacht, um mir noch einmal zu vergegenwärtigen, woher die meisten Dörfler um Sicuani herum eigentlich stammen. Sie kommen überwiegend aus dieser Pampa-Landschaft, der Puna. Haben ihr Leben mit den Alpacas oder den Schafen geteilt, wie auch schon die Eltern und Großeltern und all die andere Generationen davor. Das ist ihre Heimat; hier wächst ihre Identität. Erst wenn eine Dürre ihnen die Herde genommen hat; wenn die fahrenden Zwischenhändler sie durch Preismanipulation in Verschuldung und damit Abhängigkeit gebunden haben; wenn eine aufwändige Krankheit oder ein Unfall sie dazu gezwungen haben, ziehen sie näher an die nächste kleine Stadt heran, wo sie auf Erleichterung hoffen oder auf eine Schule für die Kinder. Damit bin ich doch wieder bei Sicuani. Denn Sicuani ist eine solche kleine Stadt.



Sicuani,

Eingang

*Sicuani,
Ausgang
und das Mädchen mit der antrainierten Angst
vor einer Kamera*

*Wenn Sicuani nicht mehr ausreicht oder die Verhältnisse sich auch dort verschlechtern, heißt die nächste Etappe Cusco. Und wenn es ganz schlimm kommt, landen sie in den unterprivilegierten Vorstädten von Lima, in den *barriadas*.*

Ich sitze jetzt zwar am mythischen Geburtsort der Inca-Kultur, am Titicaca, aber ich denke vor allem an den Startpunkt zurück, an Sicuani. Das Nest, über das ich „damals“ in Paris in einem Antiquariat zufällig das Büchlein gefunden hatte „Sicuani - Die Stadt der Diebe“, dieses Nest, ca. 140 Km



südöstlich von Cusco, hatte ja ursprünglich mein Standort sein sollen. Den ersten halben Tag hatte ich heute in Sicuani verbracht (also seit 7.00 Uhr morgens, weil die Einheimischen als Sonnenkinder gewohnheitsmäßig dann schon den Arbeitstag eingeläutet haben) und hatte mit einem der Lehrer, mit denen ich in den 11 angeschlossenen Gemeinden zusammen arbeiten werde, im einzigen Hotel gegessen und viele kleine heiße Milchkaffees getrunken (wobei ich sicher war, dass jedenfalls keine Kuhmilch in der Tasse war). Nebenbei hatten wir uns – jeder aus seiner Weltsicht – an die Untersuchung herangerobbt, die ich im Rahmen des UNESCO-Projekts hier durchführen soll. Alle Faktoren, die soziologisch, ökonomisch, politisch, kulturell relevant sind, um die peruanische Bildungsreform mit der Agrarreform zu vernetzen, sollen als Mustererhebung erfasst werden. Bisher macht diese Arbeitsplanung in Sicuani einigermaßen Spaß, wenn auch eine Menge Zusatzarbeit erforderlich ist. Zusatzarbeit bedeutet z.B., die kleine Gruppe derer, die überhaupt in der Lage sind, mit den Fragebögen auf die Bewohner der Dörfer zuzugehen, in diese Erhebungstechniken einzuweisen. Damit ist praktisch allein die Gruppe der örtlichen Lehrer angesprochen, vielleicht ein paar ältere Schüler. Wichtig ist, dass diese Lehrer in ihrer Mehrheit aktives Interesse an diesem Projekt entwickeln. Denn letztes Ziel der ganzen Diagnose ist die Verknüpfung der dann eingefangenen ländlichen Realität mit den pädagogischen Texten bzw. mit neuen Lehrmaterialien, die direkter an der Lebenswelt der Hochlandbewohner ansetzen sollen. Und das geht ja wohl nur mit den Lehrern und nicht ohne oder gar gegen sie....

Mir macht diese ganze Arbeit allerdings vor allen Dingen auch deshalb Spaß, weil hier die Dinge praktisch in Angriff genommen werden, die wir in Bochum immer nur diskutiert hatten (ich bin im Augenblick nicht sicher, ob ich euch überhaupt schon von dieser peruanischen Bildungsreform geschrieben hatte, denn die Menge von Briefen, die ich mittlerweile verschreibe, machen das sorgfältige Auseinanderhalten manchmal schwierig, denn nicht überall kann ich davon eine Kopie für mich selber machen). Diese Bildungsreform bzw. unser Projekt PEIFEDER zielt auf die Landbevölkerung bzw. auf die Schnittstelle von angepassten Bildungsinhalten und dazu gehöriger Didaktik und der angestrebten Modernisierung des Agrarsektors. Diese Praxisnähe erleichtert es mir,

gar nicht erst das Image eines "abgehobenen akademischen" UNESCO-Experten anzunehmen.

Dabei wollte ich eigentlich etwas über den malerischen Titicaca erzählen, den größten See Lateinamerikas, 15 Mal so groß ist wie der Bodensee, mit seinen Balsa-Booten und der Fähre zwischen Peru und Bolivien, dem einzigen Gewässer, das Bolivien erlaubt, eine Marine zu unterhalten und von einem erneuten Zugang zum Meer zu träumen. Die schwimmenden Inseln aus Schilf, auf denen noch immer die Aymara-Indianer leben und davon Zeugnis geben, dass 1000 Jahre vor Einbruch der Spanier von hier aus wichtige Grundzüge für Staat, Kultur und Wirtschaft ihren Ausgang nahmen, die einige Jahrhunderte später dem Inca-Reich Tahuantinsuyo zu seiner Stärke verhalfen. Aber demnächst mehr davon

Revolutionäre Arbeitskultur oder die Kultur der Revolutionäre

(Brief-Auszug:)

heute Mittag wollte man mir tatsächlich meine gute Laune verderben. Wir sind hier in Cusco seit einer guten Woche in einem umfangreichen Seminar eingespannt. Einer der Referenten war der peruanische Chefbetreuer des PEIFEDER-Projekts im Bildungsministerium in Lima. Ich musste während des Seminars für 1 Tag nach Sicuani, dort mit ein paar Lehrern reden, weil die ihrerseits nur an diesem Tag Zeit hatten.

In der Zwischenzeit gab es eine längere Diskussion zwischen unserem Projekt-direktor in Cusco und dem ministerialen Vertreter aus Lima. Letzterer ist offenbar noch stärker mit dem Anti-Ausländerkomplex angereichert als die meisten (offiziellen) Peruaner ohnehin. Er hält es nämlich für sinnvoller, dass ich mich vom Lande fernhalte und schon vorliegende Untersuchungen innerhalb unseres Arbeitsbereiches am besten im Büro in Cusco auswerte und Empfehlungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorbereite etc. Seiner Meinung nach besteht ein eklatanter Vertrauensmangel bei der Landbevölkerung gegenüber allem Fremdem, besonders gegenüber den Gringos (oder solchen, die - wie ich - so aussehen). Ich habe dem in unserer heutigen Diskussion durchaus zugestimmt, zugleich aber deutlich gemacht, dass die eigentliche Frustration der Landbevölkerung aus den utopischen Plänen der staatlichen Organisationen und der Unmöglichkeit sie einzuhalten resultiert. Diese Frustration schlägt dann zwangsläufig auf alles Übrige zurück, das den Gemeinden von außen angetragen wird.

Da ich im Übrigen aber äußerst gut in "meinen" Gemeinden zurechtkomme, sehe ich gar keine Veranlassung, meine Arbeit (umfangreiche Studie zu sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und anderen Fragen) einfach abzubrechen.

*Erwachsenbildung im
Hochland, 1973*

Neben anderen Gründen wäre dies vor allem ein weiterer Vertrauensbruch – diesmal gegenüber der Glaubwürdigkeit unseres Projektes PEIFEDER und seiner Mann-



schaft. Schließlich ist PEIFEDER gerade ein Versuchsprojekt, ein Test, wie sich Bildungsreform und Agrarreform im Hochland besser miteinander verzahnen lassen – das lässt sich weniger gut nur am Schreibtisch klären

Zum anderen stehe ich mit dem Aufbau dieser Untersuchung und der Art, wie sie durchgeführt werden soll, fest auf dem Boden des neuen Bildungsgesetzes: aktive Beteiligung von Dorfbewohnern, Bewusstmachung, gesellschaftliches Engagement usw.. Was ich so nicht öffentlich gesagt habe: Ich habe von mir den Eindruck, letztlich fester auf dem Boden der neuen Bildungsreform zu stehen als die meisten dieser zuständigen peruanischen Bürokraten selbst!

Ich erzähle das nur, um auch mal eine kleine Idee von dem zu geben, was mir gegenwärtig noch als eines der peruanischen Hauptprobleme erscheint: ein übertriebenes Nationalgefühl, eine zu deutliche Zurückweisung von allem, was nicht peruanisch ist. Vor dem Hintergrund der Geschichte des erlebten Imperialismus verstehe ich diese Haltung im Prinzip durchaus. Nur sollte man dann erst gar keine Gringos ins Land lassen bzw. sie dort gar nicht erst arbeiten lassen und schon gar nicht in einem so sensiblen Feld wie Bildung und Erziehung.

Aber hier tritt ein zweites Problem dem ersten an die Seite: Peru befindet sich in einem revolutionären Such-Modus, einer Übergangsphase, die im Wesentlichen durch stürmisches Deklamieren von Reformen geprägt ist. Und eben bei diesen Deklamationen deklariert der eine sehr schnell andere Prioritäten als der andere. Jede Menge unterschiedliche Interessengruppen. Linke Militärs – rechte Bürokraten. Linke Akademiker – rechte Militärs etc.. Wie dem auch sei, mit dieser Geschichte habe ich keine wirklichen Schwierigkeiten, zumal mir ja auch meine UNESCO-Zugehörigkeit immer eine Menge freien Spielraum zum Handeln gibt. Das Ganze bleibt eine Episode, deren Erfahrung wichtig ist, um das gegenwärtige Peru besser zu verstehen.

Übrigens werde ich Anfang oder Mitte August zu einem Seminar nach Chile fahren. Hier hat das Netzwerk funktioniert, d.h. der alte Kontakt zum UNESCO-Institut für Erwachsenenbildung in Mexico (CIDOC in Cuernavaca). Moni wird natürlich mitfahren. Wir sind wirklich beide recht gespannt, wie sich uns das sozialistische Chile in all seiner politischen Zerrissenheit präsentieren wird. Der ganze Besuch wird sich allerdings auf nicht sehr viel mehr als eine Woche erstrecken können, da gegen Ende August schon wieder ein wichtiges Seminar in Cusco in Zusammenhang mit unserem Projekt stattfinden wird, wo ich natürlich nicht durch Abwesenheit glänzen darf.

Inzwischen schreiben wir schon wieder Mitternacht; Moni sitzt neben mir und füllt die Reisekostenabrechnung für die UNESCO aus und überlegt angestrengt, wie sie den armen Vereinten Nationen möglichst viele Spesen abknöpfen kann.

(Brief-Auszug:)

gerade in diesen Tagen habe ich meinen Bericht zur Entwicklung unseres Projekts an die Kollegen und Kolleginnen verteilt. Er enthält zweifellos eine Menge kritischer Bemerkungen, aber mehr noch konstruktive Vorschläge. Ich bin sehr auf die Reaktionen gespannt, die in den nächsten Tagen zu erwarten sind, und zwar auch deswegen, weil die Peruaner mit ihrem ausgemachten Nationalgefühl, ihrem wahrlich übersteigerten Selbstwertgefühl und ihrer Fremden-Animosität auch nur geringe Kritik schlecht verkraften können. Insbesondere habe ich die programmatischen Äußerungen ihres Präsidenten und anderer hoher Staatsfunktionäre auf ihre immanente Widersprüchlichkeit hin abgeklopft (ohne in Ironie zu verfallen) und bei dem Personenkult, der hier regiert, sind die Reaktionen eben nicht gut abzuschätzen. Mein direkter Vorgesetzter – der UNESCO Projektleiter – ist selber Kolumbianer und damit zwar auch Latino, aber eben nicht Peruaner und sieht mein Agieren mit verhalten amüsiertem Blick (glaube

ich).

Ein Gutes ist, dass ich mich gar nicht mal allein auf meine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen berufen muss. Denn mittlerweile habe ich so viele Gespräche in Ministerien und anderen staatliche Stellen geführt, mit Gesprächspartnern, die ich inzwischen als gute Bekannte bezeichnen kann und halte vor allem ein Papierchen in Händen, das man als vertraulich bezeichnen muss, in welchem von der Monopolbehörde für Entwicklungspolitik ihre eigenen Aktionen im Bereich Cusco negativ bewertet werden. Aber natürlich ist es immer noch etwas anderes, wenn ein Ausländer dasselbe sagt.... Andererseits schreibe ich gerade einen etwas längeren Artikel für eine wissenschaftliche Zeitschrift in Deutschland über die Prozesse hier im Lande. Denn man muss in Deutschland durchaus einiges von dem Peru-Bild, das dort vorherrscht, zurechtrücken. Insbesondere solche Dinge, die ich - glaube ich - auch schon früher angedeutet habe, wie Presse- und Bücherzensur, die mittlerweile doch ganz beträchtliche Ausmaße annehmen. Was dabei allerdings recht kriminell wirkt, ist die Ausweisung bei Nacht und Nebel der besten analytischen Köpfe, die dieses Land überhaupt besaß und ihre Exilierung z.B. nach Argentinien. Das Kriterium lautet: es handele sich dabei um sozialistisch denkende Männer. Aber Sozialisten oder Sozialdemokraten, wie sie an vielen deutschen Hochschulen im Bereich der Sozialwissenschaften gang und gäbe sind. Und das alles in einem Land, in dem, wie sonst nirgends in Lateinamerika das Wort "Revolution" alle offiziellen Texte schwängert. Na ja, soviel zu meiner konkreten Lage im konkreten Peru.

Erweitertes Blickfeld und neue Lebensqualität durch unseren Bulli

Einem netten Zufall hatten wir es zu verdanken, dass wir im August ungeplant erheblich mobiler wurden. Vor ein paar Wochen hatten uns deutsche Freunde den möglichen Besuch von deren deutschen Freunden angekündigt. Sie tauchten dann auch tatsächlich zu dritt auf und sie hatten einen VW-Bus dabei. Dieser Bus hatte viele Jahre der deutschen Bundespost gedient, war dann dort als alter Esel ausgemustert worden. Irgendwelche deutschen Studenten hatten ihn günstig erworben und damit irgendwelche Teile der Sahara durchquert. Sie verkauften den Grauen an unsere drei Besucher.

Die wollten sich ihren studentischen Traum von einem Trip über die *Route 66* nach California verwirklichen und – einmal in Fahrt – brausten sie gleich durch bis Peru, also bis zu uns. Dann waren sie allerdings vom Reisefieber kuriert und fragten, ob wir vielleicht Ja, wir wollten. 1.300 DM war für beide Seiten ein akzeptabler Preis und Monika und ich fingen gleich ganz anders an zu planen. Es gibt natürlich immer ein kleines Problem. In diesem Fall war es das Zoll-Kennzeichen an unserem Bulli. Das gilt nur für ein Jahr und dieses war praktisch abgelaufen. Bei jeder Einreise nach Peru gilt dieses Kennzeichen aber erneut für 3 Monate. Also mussten wir nur sehen, dass wir wieder einreisten. Das ging aber nur, wenn wir zuvor ausreisten. Mit einem ungültigen Kennzeichen würde man uns jedoch nicht über die Grenze lassen. Die Hochebene um den Titicaca-See ist groß und weit und dahinter ist gleich die Grenzlinie nach Bolivien. Wir schafften den Schleichweg nach La Paz und konnten von dort völlig entspannt nach Peru einreisen. Damit war zunächst wieder alles legal.

Während Monika an den Wochentagen ihre Deutschkurse weiter durchführte und mit den Schülern recht gut vorankam, wurden die Wochenenden jetzt also unserem grauen Bus mit seinem 34-PS-Benzinmotor gewidmet, der uns brav in all die Dörfer rollen ließ, die wir von Cusco aus in Tagestouren erreichen konnten. So ein Reisetag zog sich

dann freilich meist bis sehr spät in die Nacht hinein, weil die Sonne zu schnell unterging und der etwas holprige Weg uns zu umsichtig langsamen Fahren zwang oder der für deutsche Straßen auf Meereshöhe gebaute Motor die 4000 Meter Marke nur noch sehr kurzatmig schaffte. Bei den letzten Ausflügen haben wir endlich verschiedene endemische Pflanzen für die Wohnung ausgegraben. Denn jetzt können wir ja alles transportieren...

(Brief-Auszug:)

Mit unseren europäischen Nachbarn in Cusco, dem deutschen Bierbrauer Klaus Winter und seiner holländischen Frau Corry teilen wir den Spaß, den Enthusiasmus am Wandern durch das Andenhochland.

Wandern mit Packpferd oder auch selber reiten. Und jetzt haben wir zudem unseren Bulli. Mit dem sind wir in den letzten 14 Tagen schon 4.300 km durch die Anden und manche Küsten-Oase gefahren und mit einer Menge Zeugs beladen.

Jetzt können wir auch mit Klaus und Corry unsere Exkursionen ganz anders gestalten. Mit Klaus' Hilfe haben wir nicht nur ausgezeichneten flüssigen Reiseproviant in ausreichenden Mengen laden können. Leere Bierfässer (Kunststoff) sind auch exzellente Transportbehälter, die wir dann vom Auto auf Packpferde laden konnten, wo es mit unserem Bus einfach nicht mehr weitergeht. Wir sind alle Vier gleichermaßen von der gewaltigen Freiheit der Andenlandschaften fasziniert. Ich denke, der weite Himmel, die glasklare Luft, die Berge, die dich selber so klein machen und die Höhe, die dir ganz schnell deine physischen Grenzen aufzeigt – all das wirkt wie Drogen auf uns alle.



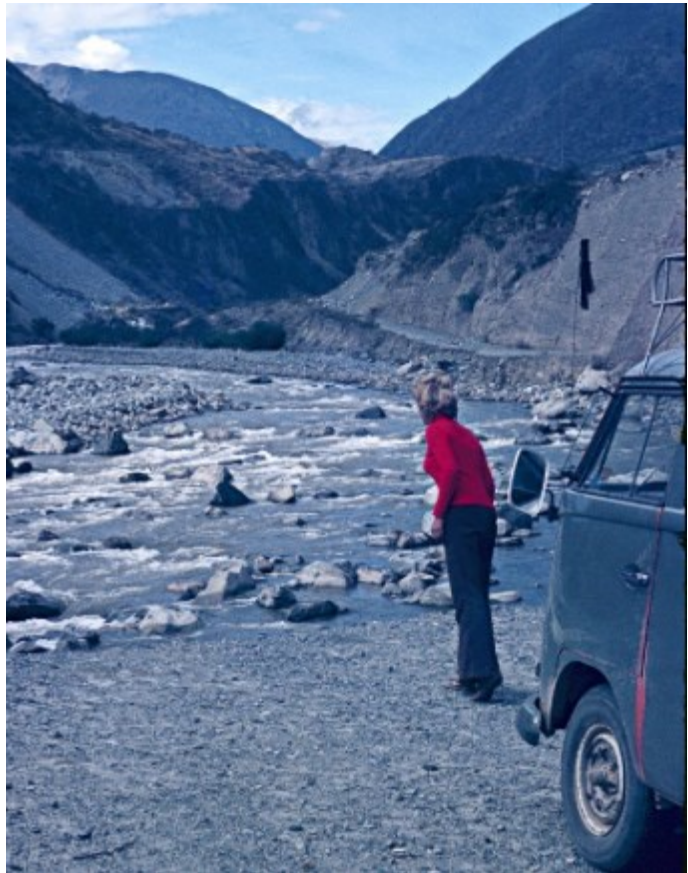
*Römpczyks/Winters
auf Tour
mit Bulli
mit Pferden
zu Fuß*

Der Bus half uns allerdings auch, das Improvisationstalent unserer Nachbarn zu bewundern. Monika und ich hatten ein Wochenende für eine Tour zum Titicaca-See geplant. Die Hinfahrt war so beeindruckend wie immer. Ebenso Puno und die Totoraboote der Fischer auf dem Titicaca. Am nächsten Tag stand die Rückfahrt an, auf halber

Strecke wieder über den La-Raya-Paß mit seinen 4.400 m. Und kurz vor der Paßhöhe schaffte unser kleiner Motor nicht mal mehr einen kleinen Bach zu durchqueren. Der Motor erhitze sich auf 120 Grad. Ich ließ ihn wieder auf unter 90 abkühlen. Dann fuhr er wieder 100 Meter, weil Monika von hinten mit schob und ich das Gaspedal drückte. Aber es ging nicht mehr. Wir hatten unsere Verpflegung und unser Dach überm Kopf und hofften auf ein Auto, das in Richtung Cusco vorbei käme.

der Bulli schaltet auch mal auf stur

Immerhin warteten wir einen halben Tag, dann kam tatsächlich ein kleiner Lkw und hielt. Wir handelten einen Preis aus und er schleppte uns nach Cusco, vor die Tür einer Autowerkstatt. Der Meister untersuchte den Bulli, stellte fest, dass der Motoblock einen Riß hatte. Einen Austauschmotor würde er nicht besorgen können. Er schlug vor, den Motorblock mit einem Zweikomponentenkleber zu reparieren. Wir sollten dann nicht mehr sehr schnell fahren. Das würde gehen. Es ging tatsächlich! Wir fuhren diesen Bus auch noch als ich im nächsten Jahr in den Norden an die Küste nach Trujillo versetzt wurde. Selbst die Hitze bei den Wüstenstrecken



hielt der Kleber aus. Bei Vertragsende verkaufte ich den Bus an gute, liebe Bekannte, die als Entwicklungshelfer in Cajamarca lebten.

Sie erfuhren die ganze Geschichte. Griffen trotzdem zu – und verkauften den Grauen ihrerseits am Ende ihrer Vertragszeit an einen einheimischen Taxifahrer.....

Ganz andere Menschen hatten zur gleichen Zeit ganz andere Abenteuergeschichten gesucht und gefunden, z.B. Klaus Kinski und Werner Herzog. Mit ihrem Team drehten sie den Historien-Krimi "Aguirre, der Zorn Gottes" und wohnten während der Dreharbeiten auch in Cusco. Der Kellner in meinem „Stammcafé“ gegenüber der Kathedrale machte gelegentlich Anmerkungen über die verrückten Deutschen („locos alemanes“), die hier noch vor ein paar Monaten ihren Pisco Sour getrunken hatten und sich ständig laut stritten. Es gab immer wieder Gerüchte über diese beiden filmischen Ausnahmetalente und ihre geradezu mörderische Symbiose.²⁸ Ich hätte gerne unseren Bulli eingesetzt, um die Drehorte dieses Films im peruanischen Regenwald aufzusuchen. Aber der Bus hatte keinen Vierradantrieb. Wir würden sicher irgendwo im Schlamm

²⁸ ein Viertel Jahrhundert später erinnert sich Werner Herzog in einem Interview immer noch an diese Momente in Cusco: „**Herzog:** Sicher haben wir uns diese Mord-Szenarien öfter ganz bewusst aufgebaut, aber bei den Dreharbeiten zu "Aguirre, der Zorn Gottes" in Peru hätte ich nur mit dem Kopf nicken müssen und die Indianer hätten Kinski ohne mit der Wimper zu zucken getötet.“ (Der Spiegel, 5.10.1999)

stecken bleiben. Wir folgten erst einige Jahre später den Spuren von Herzog und Kinski über die Anden zu den Quellflüssen des Amazonas und in den Drehort Pucallpa. Aber da schon in Begleitung unserer Kinder. Jetzt waren wir mit Cusco und dem Hochland und diesen endlosen neuen Eindrücken noch voll ausgelastet.

Da war das Hochland, auf dessen 4.000 Meter wir uns schnell hochschrauben konnten. Die weitgehend flache, weite Puna mit hartem Büschelgras und Ginster; mit schneegekrönten Bergen rings über dem Horizont.

Regnet es hier oben, verstärkt sich entweder die Erosion oder die 5000er erstrahlen in blendendem Weiß.

*Regen
und
entwaldete
Hänge
verschärfen
unaufhörlich
die Erosion
und
verschlimmern
die Lage der
Kleinbauern*



*Regen
kleidet die
5000er in
Weiß*

*und sichert
bewässertes
Land in
Süd-Perú*

Wenn wir dann etwas weiter nach Süden rollten, etwa in das aus Kalkstein erbaute Arequipa, blenden Sonne und verschneite Vulkane und die Mauern dieser weißen Stadt in Syntonie. Und gleichzeitig trocknet dich die Wüste gleich hinter Arequipa ein. Von Arequipa sind es bis Lima noch gut 1.000 Km, wenn man sich auf halber Strecke nicht noch ein paar Extraschlenker durch die Nasca-Wüste leistet. Wir haben solche Schlenker durch die Nasca-Ebene, die angrenzende Steppe und den Sand gewagt – obwohl unser Bully nicht gerade übermotorisiert war und auch keinen Vierradantrieb kannte. Auf jeden Fall immer mit Sand zwischen den Zähnen. Und immer ein wenig

frustriert. Denn ohne eine Chesna ist es extrem schwierig, vom Boden aus eines der riesigen Scharrbilder vollständig erkennen zu können. Deutlicher ist zu erkennen, dass die Schöpfer dieser Scharrbilder unmittelbar am Rand der Wüste in Oasen gelebt haben.



Nasca-Wüste mit Teilen von Nasca- Scharrbildern

Als wir später, in den 1980er Jahren, wieder in Peru lebten und arbeiteten haben wir die deutsche „Mutter der Nasca-Linien“ besuchen können, Maria Reiche, und von ihr einerseits Luftaufnahmen der Sandfiguren gezeigt bekommen, andererseits aber auch mit ihren Augen auf die Panamericana geschaut, die an vielen Stellen die Nasca-Linien zerschneidet. Der immer stärkere Autoverkehr zerschneidet bis heute immer mehr. Und wir mit unserem Bulli hatten leider auch unseren Anteil daran..... Unser Bus hätte uns wenigstens erzählen können, ob die Nasca-Wüste attraktiver ist als die Sahara, aber er schwieg sich aus.

Irgendwann stößt die Route dann unmittelbar an den Rand des Pazifik. Die Berge fallen immer wieder sehr steil zum Meer ab und reichen manchmal fast bis unmittelbar ans Wasser.

Immer mal wieder duckt sich ein kleines Dorf in die Dünen, wo die Luft durch Fischdunst ersetzt ist und wo die Hunde schlapp im Sand liegen - mit dem halbverwehten Friedhof gleich um die Ecke. Überall dort, wo ein kurzer Flusslauf es schafft, von den schneebedeckten Anden herunter durch den Sand bis ans Meer zu gelangen, hat sich eine scharf abgegrenzte Oase gebildet. Dort gibt es meist Bananen, Oliven, Orangen und anderes - eben südliche Gewächse. Später kommen dann größere Landstriche dazu mit Baumwollplantagen und Zuckerrohr, aber immer wieder die großen Wanderdünen, die die Straße überweht haben und die Wüste so direkt ins Meer fallen lassen. Und nicht überall war-tete ein Hotel mit seinen Serviceeinrichtungen. Dann übernahm der Bulli auch diese Rolle.



Als Reisender stehst du dann einsam in dieser Wüste, an einem endlosen Strand, der hunderte von Kilometern nach Norden zeigt und hunderte von Kilometern nach Süden und jenseits der chilenischen Grenze nahtlos in die Atacama übergeht.

Im peruanischen Winter wurde es dort unten an der Küste immer etwas diesig und sehr feucht. Die arktischen Strömungen des Humboldt ziehen mit massiven Nebelschwaden direkt entlang der Küstenlinie nach Norden. Aber sobald man sich wieder auf 1000 m Höhe hochschraubt, brennt die trocken-heiße Sonne erneut und gerbt dir die Haut und steht wie festgenagelt am Himmel. Peru als Reiseland: ungeheuer beeindruckend und abwechslungsreich und schön. Das schließt die vielen kleinen und großen archäologischen Einsprengsel aus

Inca- und aus Vor-Inca-Zeiten ein. Vor jeder einzelnen lohnt immer wieder eine ausgiebige Pause und jede dieser Pyramiden und Siedlungsüberreste war einen eigenen Dia-Film wert.

Rotes Quillabamba : Machu Picchu vs. Agrarreform

(Brief-Auszug:)

"Río Vilcanota" haben die Indianer den oberen Flusslauf des Gewässers genannt, in dem ich jetzt meine Füße kühle und dessen wilde Wasser sich nach ein paar hundert Kilometern mit anderen zum Amazonas vereinigen. Hier, wo ich sitze, heißt er schon Río Urubamba. Ich sitze hier gegen Mittag vor der Einfahrt nach Quillabamba, der niedlichen Provinzhauptstadt von La Convención, in einem riesigen subtropischen Tal auf nur 1.000 m Höhe und habe um mich herum die entsprechende Flora von Bananenplantagen und Papayavorgärten, von ausladenden Tamarindo-Bäumen und dazu die roten Perlen an den Kaffeesträuchern. Und in meinem Rücken steil aufragend die beiden so unterschiedlichen Burgberge der Inca: Machu Picchu und Huayna Picchu.

Ich bin gestern ohne Moni nach 6 h Autofahrt hier unten gelandet. Die gefahrene Strecke war dabei nur um die 250 Km lang. Aber es gibt unendlich viel zu sehen, zu hören, zu schmecken in den Städtchen und Dörfern unterwegs. Die scharfen Kurven von Cusco hinunter zu dem Marktflecken Pisac, wo der Fluss noch Vilcanota heisst; an diesem entlang bis zu der Inca-Bergfestung von Ollantaytambo (Tambo ist ein sehr häufiger Namenszusatz; er bedeutet immer eine der Raststätten für die Postboten des Inca; etwa so ähnlich, wie die früheren Poststationen derer von Thurn und Taxis). Bald danach zweigt der Trecking-Pfad zum Machu Picchu („Inca Trail“) links ab, über den Fluss, der jetzt schon Urubamba heisst und für den Autofahrer hat die Strecke ein paar sehr herzhaftige Kurven und Spitzkehren im Angebot. Aber dann wird der Höhenunterschied zur Machu Picchu-Festung immer größer. Die Burg liegt weit drüben auf ungefähr 2.400 m und der Urubamba fällt immer stärker einem der großen Quellflüsse

des Amazonas – dem Ucayali – entgegen und bewegt sich schliesslich bei Quillabamba nur noch auf besagten 1.000 m Höhe. Es ist immer noch das Kernland des Inca-Reiches, durch das ich mich hier bewege.



Machu Picchu und Huayna Picchu

Die meisten Touristen, die von Cusco aus im Zug oder Bus oder zu Fuß aus der Stadt heraus aufbrechen, tun dies in Richtung Machu Picchu, möchten diesen magischen Ort aufsuchen, der werbewirksam von dem sogenannten „Wiederentdecker“, dem US-Forscher Hiram Bingham, mit einer geheimnisvollen Aura umgeben wurde. Aber in Cusco hatte ich schon mehrere Fachleute getroffen, die dokumentierte Belege dafür kennen, dass Machu Picchu seit seiner Erbauung (wohl um 1450 n. Chr.) mehrfach den Besitzer gewechselt hat, dass besonders im 19. Jahrhundert von Pächtern die Terrassen für Agrarprodukte genutzt wurden und auch die örtlichen Führer von Bingham 1911 schon vorher alleine zu dem Komplex hochgestiegen waren. Aber dieser Bingham war ein exzellenter Vermarkter seines archäologischen „Fundes“. Er hatte es sogar geschafft, dass die Zeitschrift National Geographic 1913 ein ganzes Heft dem Thema Machu Picchu gewidmet hat und Bingham damit seine ungeheure Popularität als Inca-Fachmann erlangte.²⁹ Das alles konnte ich mir völlig entspannt am Urubamba-Ufer in Erinnerung rufen, mich leicht umdrehen und den vollen Blick auf die Inca-Festung genießen – ohne dass ich ständig aufpassen mußte, um nicht gerade jemandem vor seine Kamera zu laufen.....

²⁹ Zitat aus National Geographic vom April 1913: “In 1911 Yale University Professor Hiram Bingham, searching for the lost Inca capital of Vilcabamba, paid a Peruvian guide to lead him to a nearby ruin. The guide took him 2,000 feet (610 me-ters) up a precipitous slope—and straight into the “lost” city of Machu Picchu (shown here in the first of a series of photographs from the period). Arguably the greatest archaeological site in the Americas, Machu Picchu remains a mystery. Some scholars believe it to be the birthplace of the Inca Empire. Others see a ceremonial center or military citadel.”



auf Macchu Pichu immer auf das Türmaß achten

Allerdings liessen sich an der Universität in Cusco auch Stimmen hören, die davon ausgingen, dass in den zwei Jahren zwischen der „Entdeckung“ von Machu Picchu 1911 und der weltweiten Vermarktung ab 1913 genügend Zeit und Gelegenheit gegeben war, um einige wertvolle archäologische Funde aus der bestens erhaltenen Festungsanlage in die USA abzutransportieren. Die peruanische Regierung besaß offenbar nicht die Mittel, um das zu verhindern.

Wie auch immer, ich selber kletterte diesmal nicht auf die Burg. Ich war hier, um mit dem "Juez de tierras" (Richter für Fragen der Agrarreform) einiges zu besprechen. Nun musste der gute Mann kurzfristig auf Dienstreise (oder Dienstritt) gehen und wurde erst in 2 Tagen zurück erwartet. Ich zeigte meine UNESCO-Karte mit der ganzen UN-Symbolik. Der Mitarbeiter des Juez war beeindruckt und ließ mich schon mal einen Blick in die Akten werfen. Aus den Akten ging einiges über diese sehr interessante politische Geschichte im Tal von La Convención hervor. In den frühen 1960er Jahren hatte sich sehr rasch eine ganze Reihe von Bauernsyndikaten gebildet, die durch die ultrakonservative Politik der Großgrundbesitzer und der von ihnen bezahlten Polizei rasch politisiert wurden. Ein paar Agrarstudenten aus Cusco kamen als "Kollaborateure" dieser Bauern im Handumdrehen in den Genuss, „Staatsfeinde“ genannt zu werden und sahen sich der entsprechenden Verfolgung durch Polizei und Geheimpolizei ausgesetzt. Einer der wichtigsten „Staatsfeinde“ unter ihnen - Hugo Blanco - führte dann für kurze Zeit eine Guerilla, die zwar physisch aufgerieben wurde, deren Denken und deren Reformziele aber lebendig blieben. Die Bauernschaft von La Convención organisierte sich danach in Kooperativen und produzierte so gemeinschaftlich, wie es sich auch ein Herr Raiffeisen im Westerwald gewünscht hätte.

Exkurs: Hugo Blanco, Agro-Guerrilla wie die FARC in Kolumbien

Hugo Blanco ist für La Convención ein bisschen wie Che Guevara für Bolivien und die Bauernbewegung ein bisschen wie die FARC-Guerrilla in Kolumbien. Alle sind aus den gleichen Gründen von Ausbeutung und gesellschaftlicher Spaltung entstanden. Dabei hat H. Blanco als Guerrillero die gleichen Schwachstellen bewiesen, wie so häufig in Lateinamerika, nämlich in eine bewaffnete Revolution für die Sache der Bauern zu ziehen, ohne mit den Bauern ernsthaft darüber zu reden. Nicht lange nachdem Blanco nach seinem Agrarstudium aus Argentinien wieder in der Heimat Cusco zurück war, setzte er sich an die Spitze der revolutionären Bewegung der Cusco-Studenten und weiterer urbaner Mittelschichtler. Ihr Kampf gegen die Großgrundbesitzer und deren Milizen dauerte nicht lange. Aber Hugo Blanco überlebte. 1967 wurde er zu 25 Jahren Haft verurteilt, 1970 von der "linken" Militärregierung begnadigt. Da er sich nicht von dieser Regierung für deren Agrarreform einspannen ließ, musste er das Land verlassen und ging letztlich nach Chile. Allerdings nicht für lange, denn General Pinochet putschte gegen Präsident Allende und Blanco zog weiter - zusammen mit vielen chilenischen Linken - ins schwedische Exil. Seit 1978 war er wieder

zurück in Peru und arbeitete offiziell politisch als Abgeordneter, als Senator etc für mehr soziale Gerechtigkeit auf dem Lande.

Als der Juez dann eintraf, setzten genau an diesem Punkt meine Fragen an: Wie sehen die Bauern-Organisationen jetzt genau aus, welche waren die Anfangsschwierigkeiten, welche Konzepte wurden entwickelt, um die Schwierigkeiten zu meistern, was läßt sich heute tun usw... Sollte ich hier auf interessante Prozesse stoßen, könnte ich das Material vielleicht in unser PEIFEDER-Projekt einbringen – zumindest den Teil, der mit Weiterbildung zu tun hat. „Vielleicht“, weil man mir schon mein erstes Papier übel genommen hatte: darin waren einige kritische Anmerkungen zur Bildungspolitik der heiligen peruanischen Revolution formuliert - und das war nun mal ein Sakrileg in der aktuellen Lage Perus. Außerdem waren einige Ministeriale aus Lima merklich sauer, dass ich mich in manchen Punkten etwas genauer informierte als sie selbst und mir manche Unterlagen beschafft hatte, von deren Existenz sie gar keine Ahnung hatten – wie jetzt in Quillabamba. Man fährt natürlich auch von Lima nicht mal eben nach Quillabamba....

Die 2 Tage konnte ich jedenfalls ein bisschen nutzen, um mit einigen Leuten über die Entwicklung der Region seit den 1960er Jahren zu sprechen. Darunter waren auch Genossen einer Kooperative. Danach sah es doch nicht sehr günstig aus für die Übernahme der hiesigen Erfahrungen in unserem Projektgebiet um Cusco herum. Der „Bazillus Hugo Blanco“ war offenbar noch zu virulent. Während mich morgens am Fluss noch die Mücken - die von der Hitze so ganz durstigen kleinen - umschwirrten, goß es ab dem späten Nachmittag aus allen Rohren. Die Regenzeit hatte begonnen. Aber zum Glück ist die Regenzeit nur der Name für die Monate, in denen es relativ viel regnet, ohne dass die Sonne dabei für lange Zeit verschwindet. Auf der Rückfahrt fiel mir dann auch prompt das passende Anekdotchen ein: in Cusco war ca. 3 Wochen lang nur Lehmbrühe aus der Leitung gekommen, zu dreckig, um den Boden damit zu wischen. Wir hatten unseren Kaffee sofort mit Selterswasser gekocht und auch das sonstige Trinkwasser im kleinen Supermarkt um die Ecke besorgt. Kein Mensch schien sich darüber aufzuregen. Eines Morgens roch es dann 2 Tage lang stark nach Chlor. Es war klar, dass man irgendeine Epidemie verhindern wollte. Wir waren gespannt, ob irgendetwas in der Hinsicht in der Presse oder im Radio verlauten würde. Nichts. Dann erzählte uns ein Nachbar, dass in einem der Versorgungstanks ein kurz zuvor ertrunkener (ermordeter?) Mann gefunden wurden. Daher das Chlor!! Hugo Blanco aus Quillabamba war es jedenfalls nicht. Er war ja inzwischen Parlamentsabgeordneter der Linken in Lima.....

Rotes Cusco und globale Ölkrise: konfrontiert mit großen und mit sehr großen Herausforderungen

Ein wichtiger Grund, mich für die Arbeit in Peru statt in Chile zu entscheiden, war die Neugier auf sogenannte „linke Militärs“. Ich wollte die Revolution der Militärs im Land unmittelbar miterleben und hatte dabei gleichzeitig die Alternativen Cuba und Chile vor Augen. Gegen Ende 1973 konnten wir in unserem Cusco hautnah miterleben, was unter Revolution verstanden wurde und wie die Peruaner damit umgingen.

(Brief-Auszug:)

Zwischen der Art, sich über die Ziele und Ergebnisse der eigenen Arbeit im Team auszutauschen liegen erhebliche kulturelle Barrieren, wenn ich die nordeuropäische

(deutsche) Form neben die peruanische und auch die kolumbianische stelle (mein hiesiger UNESCO-Chef ist Kolumbianer; alle anderen Mitarbeiter sind Peruaner; ich bin der einzige Europäer). Nach meinem Verständnis muß man auf jeden Fall im Team offen miteinander umgehen und die tatsächlichen Arbeitsergebnisse offen miteinander austauschen. Die Außendarstellung kann dann evtl. „diplomatisch verpackt“ werden. Besonders in einer gesellschaftlichen Umbruchphase („Revolution“). Die offene Kommunikation ist nun nicht gerade eine peruanische Stärke, zumindest nicht in unserem Projekt PEIFEDER. Wahrscheinlich hängt das auch mit mir als Ausländer zusammen, von dem man sich nicht gerne kritisieren läßt. Mein kolumbianischer Chef Miguel tritt dann meist als Schlichter und Vermittler auf. Nur bleibt das Grundproblem der defizitären Kommunikation bestehen. Schade. Moni und ich haben uns mittlerweile einige wenige Leute herauspicken können, die sich - obwohl Peruaner - wie ganz normale Menschen betragen (wie das klingt, oh Mann!), will sagen: die wir mit den gleichen Kategorien betrachten und behandeln können wie die Personen aus unserem eigenen Kulturkreis. Das klingt genauso brutal und elitär, wie es von uns auch empfunden wird: dabei erkennen wir selbst die Gefahr, in diese elitäre Verkapselung abzugleiten, in die mit sehr, sehr großer Wahrscheinlichkeit Leute verfallen, die lange in soziokulturellem Feindesland leben (müssen). Dann entstehen leicht solche kulturellen Enklaven, die sich dann z.B. Deutscher Club oder ähnlich nennen und deutscher sind als je ein Deutscher in Deutschland sein will. Wie auch immer, wir sind noch lange nicht so weit und werden hoffentlich auch nie auf diese Verhaltensebene abrutschen...

Genau hier lag eine der Herausforderungen, denen vor allem ich mich in meinem peruanischen Arbeitsumfeld stellen mußte. Die andere Herausforderung ergab sich durch das, was Wolfgang Leonhard als Gefahr beschreibt: „die Revolution frisst ihre Kinder“. Hintergrund dafür war der Eindruck, dass die „revolución“ der Militärs gerade in den letzten Wochen hier oben in den Bergen konkrete faschistoide Formen angenommen hatte. Ein scharfer Ausnahmezustand bedeutete vor allem Ausgehverbote zwischen 21.00 und 5.00 Uhr, Kontrolle der Telefonate, die politische und administrative Hoheit bei den Militärs, die jetzt mit aller Härte für das sorgten, was Ruhe und Ordnung genannt wurde. Für einige demonstrierende Studenten war daraus schon die ewige Ruhe geworden. Weil mich diese „revolutionären Entwicklungen“ ziemlich betroffen gemacht hatten, hatte ich auch später in Deutschland immer mal wieder Aufsätze zu einem realitätsnahen Peru-Bild veröffentlicht.³⁰

(Brief-Auszug:)

Die Straßenkämpfe zwischen Studenten und Polizei, die seit vergangener Woche auch hier in Cusco manchmal sehr heftig geführt wurden, haben uns selber nicht direkt physisch betroffen, sondern für uns nur die Interpretation der peruanischen Wirklichkeit erleichtert. Man muss bei all diesen, teils blutigen, Ereignissen immer vor Augen haben, das das Training von Polizei und Armee seiner Struktur nach ein Don-Quijote-Kampf ist; es existiert ja gar kein wirklicher Gegner (etwa das koloniale Spanien oder das zum Meer drängende Bolivien). In die Köpfe der Menschen wird als virtueller Gegner "der Kommunismus" eingepflanzt. Und der rechtfertigt das jahrelange militärische Training durch die US-amerikanischen Berater. Und wenn dann die peruanischen Normalbürger (Studenten, Bauern, ...) ihren Frust über die soziale und ökonomische Lage gegen

³⁰ z.B. ER: „Modellland Peru: Vom Reformismus zum Konservatismus – Sind die linken Parteien eine Alternative?“ , erschienen beim Institut für Iberoamerika-Kunde, Hamburg (1982)

jeglichen Repräsentanten "von oben" abzuleiten versuchen, empfinden die übertrainierten Uniformierten das als ihre Katharsis. Endlich haben sie einen physischen Gegner vor sich; auch wenn kurzerhand das eigene Volk zum "Feind" erklärt wird. Was die größere politische Perspektive anbelangt, so wird sich im Großen und Ganzen während unseres Aufenthalts die Lage so halten wie sie zur Zeit ist. Ob die Regierung Velasco Alvarado allerdings das kommende Jahr auch noch übersteht, ist eine andere Frage. Aber die Antwort darauf werden wir dann sicherlich schon von der anderen Seite des Ozeans aus geben können. Und noch eine kleine anekdotische Anmerkung:

Krisensituation und vorbereitete Strassenblockaden in Cusco, 1973

Ich war bei den erwähnten Straßenunruhen mit meiner Kamera unterwegs; einer der Studentenfürer trat mich in den Hintern, weil er mich für einen Amerikaner ("Gringo") hielt. Zwei Tage später klopfte derselbe Student an unsere Haustür, entschuldigte sich für das



Versehen, liess sich bei einem Kaffee gerne erklären, was eigentlich meine Tätigkeit hier oben in den Bergen ausmachte und wir haben während der restlichen Peru-Zeit noch manchen gemeinsamen Ausflug mit Miguel und einer seiner Kommilitoninnen in die umliegenden Dörfer unternommen... Auch solche Lernprozesse sind hier möglich. Insgesamt haben Moni und ich allerdings keine direkten Schwierigkeiten. Vielleicht sogar weniger als ihr zu Hause. Denn was über die wirtschaftliche Situation in der Bundesrepublik bis zu uns vordringt, besitzt keine erfreulichen Untertöne. Im Goethe-Institut bekam ich die Wirtschaftswoche in die Hand mit einem faszinierenden Foto, das



ich zunächst nicht für möglich hielt: leergefegte Autobahnen in Deutschland, ohne dass unser Land deswegen schon zusammengebrochen wäre!

deutsche Autobahn während der Ölkrise, 1973

Obwohl Peru selber Erdöl fördert und auch das Nachbarland Ecuador und ein Stückchen weiter nördlich auch Venezuela, spüren wir hier denselben Druck, den die OPEC auf die westlichen Staaten wegen des Jom-Kippur-Kriegs ausübt.

Auch hier ist der Benzinpreis hochgeschossen und wir haben tageweise Fahrverbote für Privatautos, geregelt durch die Endziffer des jeweiligen Nummernschildes und einen dazu passenden Aufkleber auf der Windschutzscheibe.

Das Energieproblem ist ja eben nicht nur eine Frage des Heizen-Könnens oder nicht und besonders in der BRD hat man sich offensichtlich zu sehr auf zu wenige verlässliche Versorgungsquellen verlassen. Vielleicht gibt es jetzt einen neuen Kohle-Boom?

Vielleicht muss man jetzt mehr gegenseitige Besuche machen, um ein bisschen Energie zu sparen, um sich solidarisch gegenseitig zu wärmen. Denn wer weiß, wohin dieses ganze neue Öl-Boom-Geld eines Tages fließen wird. Wenn ich alleine an die ganzen autoritären arabischen Öl-Scheichtümer denke, denen diese „Petrodollars“ jetzt zufließen, kann ich mich kaum noch über die autofreien Autobahnen freuen.....

Dieser Ölschock bedeutet für uns in Peru - wie gesagt - keine unmittelbare Bedrohung. Aber was ich im ersten SPIEGEL dieses Jahres gelesen hatte, hat hier im Land nur zu der Klage über erhöhte (überhöhte) Benzinpreise geführt. Dabei hatte in dem SPIEGEL-Artikel „Weltmacht Öl - Vom Überfluß zur Mangelware: Kampf um Energie“ einiges mehr gestanden.³¹ Und auch, weshalb zu recht von „Kampf“ die Rede ist. Allein die 2 Sätze im SPIEGEL machen das klar:

● *So verbrauchen die Amerikaner, die rund 6 Prozent der Weltbevölkerung stellen, über 30 Prozent der gesamten Energie und über die Hälfte des Benzins in der Welt. Vor allem im Straßenverkehr vergeudet die größte Autofahrer-Nation der Welt verschwenderisch viel Kraft.*

● *Im US-Nachbarland Kanada, im südamerikanischen Peru und in Ecuador taten sich inzwischen Ölquellen auf, deren Ausbeutung die Selbstversorgung des amerikanischen Kontinents auf längere Sicht sichern könnte. Europa dagegen wäre dann keineswegs gegen arabische Pressionen gefeit.*

Jeder einzelne dieser Sätze liesse sich als wichtiges Thema der Nord-Süd-Beziehungen behandeln; als Chance und Risiko für mehr eigenständige Entwicklung der sogenannten Entwicklungsländer; als strategische Herausforderung für die Geldwertstabilisierung des internationalen Handelssystems etc..

In dem vornehmen Stadtviertel Lima-Miraflores, in das wir von Cusco umgezogen waren, weil PEIFEDER in Cusco auslief, merkten wir allerdings eher wenig von Unruhe oder Umwälzung oder gar Bereitschaft zum Staatsstreich. Hier wurden keine politischen Parolen über Nacht an Hauswände gepinselt. Die Gespräche der gepflegten Hausherrinnen konzentrierten sich weiterhin auf das Betragen ihrer Dienstmädchen und die Qualität der Badestrände und sie wiegten sich in der beruhigenden Gewissheit, dass Teuerung und Benzinrationierung sie selbst nicht belasten konnte, da sie einerseits für alle Eventualitäten finanziell vorgesorgt hatten und die Benzinverknappung eh nur für eh schon arme Peruaner Auswirkungen zeigt (also z.B. die freischaffenden Taxi-Fahrer oder die Mini-Transportunternehmer...). Bürger von Miraflores mussten nicht einmal die beiden obligatorischen benzinfreien Tage fürchten. Denn an diesen beiden Tagen stiegen sie leichtfüßig in ihren Zweitwagen und hebelten so die ganze Benzin-Rationierung aus.

Nebenan brennt die Moneda

(Brief-Auszug:)

Moni und ich sind ja schon manches Mal in Arequipa gewesen und sind es immer wieder sehr gerne. Und jedes Mal muss ich an eine der Nonnen im Kloster Sta Catalina denken, die bei unserem ersten Rundgang erklärt hatte, der Name der Stadt habe in spanischer Zeit vollständig gelautet: Villa de Nuestra Señora de la Asunción del Valle Hermoso de Arequipa. Spanier lieben es eben etwas blumiger als wir. Inzwischen habe ich aller-

³¹ DER SPIEGEL vom 7.1.1974

*dings vor allem die Szene vor Augen als wir das letzte Mal im September in der Stadt waren. Es war der 11. September, die Stadt weiß und strahlend, wie immer, der Bilderbuch-Vulkan Misti im Hintergrund Wir hatten uns eine Tageszeitung gekauft und lasen zum ersten Mal etwas über den **Militärputsch in Chile** und hörten im Radio die schockierende Nachricht: "Moneda in Flammen".*



*peruanische Zeitung zum Sturz Allendes,
11.9.1973*

Die Moneda, also der Amtssitz des chilenischen Staatspräsidenten, war unter Pinochets Befehl bombardiert worden. Allende tot. In Washington, das war uns klar, würden eine ganze Reihe hochkarätiger Politiker, aber besonders die Kupfer-Unternehmer (ITT, Kennecott...) und der bisherige Sicherheitsberater und neue US-Außenminister Kissinger einen begeisterten Toast ausbringen. Ich erinnerte mich noch an die FAZ, die im letzten Jahr oder davor zum Boykott chilenischen Kupfers aufgerufen hatte - es wurde schließlich vom sozialistischen Präsidenten Allende kontrolliert. Ich dachte jetzt des Öfteren an meine Entscheidung, für die UNESCO hierher nach

Peru gegangen zu sein – obwohl ich/wir das chilenische Experiment unter Allende schon von Bochum aus mit viel aktivem Interesse beobachtet hatten. Wir fragten uns in Peru, ob es außer Vietnam eigentlich ein weiteres Land gebe, in dem die US-Regierung und die US-Unternehmer-Lobby so massiv und erfolgreich gegen ein ihnen unliebsames Land interveniert haben als wie im Fall von Allendes Chile. Ganz spontan war die Erinnerung wieder da an den vorherigen christdemokratischen Präsident Frei, der etwa Mitte 1971 aus dem US-Exil nach Chile zurückgekehrt war. Mit ihm (durch ihn?) hatte die Rechte im Lande ihre Aktionen auf der Straße und im Parlament ausserordentlich intensiviert. Gleichzeitig hatten die auf Chiles Kupferreserven sitzenden US-Konzerne Anaconda, Braden Copper und Kennecott Copper über die US-Regierung Druck auf die anderen NATO-Staaten ausüben lassen, um im Militärsektor kein chilenisches Kupfer mehr zu verwenden. Parallel dazu hatte die US-Regierung nicht nur schon bewilligte Kredite für Chile gesperrt, sondern auch im Club von Paris bei den anderen reichen Industrieländern dasselbe durchgesetzt. Und was vielleicht noch gravierender war, auf US-Interventionen hin wurden auch schon an Chile bewilligte Kredite der Welt-bank und der Interamerikanischen Entwicklungsbank blockiert. Im vergangenen Dezember hatte Präsident Allende diese Dinge noch vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen vorgetragen und vor der Weltöffentlichkeit kritisiert. Aber das Kartell der einflussreichen Industriestaaten konnte jegliche Verurteilung der skandalösen Nixon-Regierung ("Watergate" !!) durch die UN verhindern..... Und jetzt im September hatten sie es geschafft! Die chilenischen Christdemokraten hinter ihrem Vorsitzenden Aylwin hatten den Putsch gegen den Sozialisten Allende offenbar schon im Vorfeld toleriert und das, was unter Eduardo Frei noch als chilenisches Markenzeichen galt: "Revolution in Freiheit", war jetzt blutig beseitigt.

In den peruanischen Medien und Nachrichten hatten wir klarere Information über

diese Zusammenhänge erwartet. Sie blieben uns verborgen. Vielleicht hackt ein Militärregime ja dem anderen Militärregime auch nicht gerne ein Auge aus..... Selber erinnerte mich der Militärputsch in Chile und die Rückendeckung durch die US-Regierung auch an die Intervention der CIA gegen Mossadegh in Persien vor rd. 20 Jahren. Damals war es nicht um Kupfer gegangen, sondern um Öl. Aber, wo liegt der Unterschied?....



VOM HOCHLAND ZU DEN KULTUREN DER KÜSTE

(Brief-Auszug:)

Ihr hattet wohl den Verdacht, dass der Umzug im Januar nach Lima einer Strafversetzung sehr nahe kommt. Der Fall ist nicht ganz so schlimm.

Die Mitarbeit der UNESCO im Projekt PEIFEDER in Cusco ist vertraglich mit dem 31.12.1973 zu Ende. Mein Kollege und direkter Chef Guerrero von der UNESCO ist daher schon wieder zurück in seinem Heimatland Kolumbien. Es wäre jetzt natürlich sinnvoll gewesen, mich für den Rest meiner Vertragszeit in Cusco zu belassen. Aber in erster Linie das persönliche Klima zwischen dem peruanischen Direktorium und mir und auch zwischen einigen Institutionen, die hier arbeiten, und mir ist nicht sehr freundschaftlich. Ich nehme manchmal den einladenden Begrüßungsschlenker "offene Diskussion" und "freie Aussprache" für die peruanische Hochlandmentalität zu ernst und sage schon mal Dinge, die sich andere verkneifen, die es aber - aus meiner Sicht - sehr nötig haben, gesagt zu werden. Und ich habe mir manchmal etwas mehr an Informationen besorgt als einige der im Projekt Herumsitzenden. Das hat zum einen das falsche und gekünstelte Selbstbewusstsein einiger Leute angekratzt ("die peruanische Revolution ist die größte" - hätte auch der Boxer Mohammed Ali ähnlich gesagt) und hat dazu beigetragen, eines der häufigsten peruanischen Schlagworte auch auf mich anzuwenden, nämlich Agent der CIA zu sein.

Im neuen Jahr werde ich daher für ein neues Projekt im Norden, in der Erdbebenzone von 1970, arbeiten, für das UNESCO-Projekt PROYEZA.³² Bisher hieß dazu die Direktive, dass wir nun in Lima wohnen und mein Arbeitstisch im Erziehungsministerium stehen wird. Dort existiert eine Abteilung für koordinierte Projekte mit internationalen Organisationen, d.h. auch für solche mit der UNESCO. Dennoch bleibt uns die Unruhe erhalten. Denn wir haben zwar gerade den Umzug von Cusco nach Lima hinter uns gebracht, aber tatsächlich höre ich schon wieder das Gerücht von einem aktuellen Beschluss im Erziehungsministerium, dass mein neuer Arbeitsplatz 600 Km nördlich liegen soll, in einer anderen Wüstenstadt am Meer, in Trujillo. Trujillo heißt in diesen Monaten: volle Sonne, warm, tropisch. Aber immer Wüste und immer auch der Gestank der Fischmehlfabriken aus dem benachbarten Chimbote in der Luft. Allerdings liegen vor den Toren von Trujillo auch die Ruinen von Chan-Chan und die Fischer mit ihren Balsa-Booten gleiten dort elegant über die Brandung und ein bisschen weiter nach Osten geht es schon wieder hoch hinauf in die Berge. Wir werden morgen das verlängerte Wochenende nutzen und einfach mal nach Trujillo fahren, um überhaupt einen Eindruck von den

³² PROYEZA steht für das UNESCO-geförderte Projekt „Promoción y Equipamiento del Sistema Educativo en la Zona Afectada por el Sismo de Mayo de 1970“ (also Ausbau und Ausrüstung des Bildungssystems in der vom Erdbeben im Mai 1970 betroffenen Zone)

dortigen Lebens- und Arbeits- und Wohnbedingungen zu gewinnen – um vorbereitet zu sein, wenn aus dem Gerücht eine Dienstanweisung wird.

Wie überall an der Küste liegt ein großer Vorteil gegenüber dem Hochland in der relativ guten Kommunikationsstruktur, oder schlicht ausgedrückt: man kann leichter telefonieren als oben in den Bergen. Mit dem Gerücht vom erneuten Arbeitsplatzwechsel im Rücken erwischten wir uns selbst immer wieder dabei, unser eigenes Verhalten und das der sozialen Umwelt hier an der Küste mit dort oben in den Bergen zu vergleichen. Ein paar vertraute Menschen gab es am Ende schon in Cusco, so wie Miguel den Agrarstudenten, der mich bei den Straßenkrawallen als "Gringo" behandelt hatte oder auch den nicht wirklich typisch-deutschen Bierbrauer Klaus Winter mit seiner holländischen Frau Corry, mit denen wir einige Touren hoch in die Berge unternommen hatten, dort im Zelt die eiskalten Nächte überstanden und die ersten Sonnenstrahlen sehlichst erwartet hatten. Genau dabei ist mir am eigenen Körper erst deutlich geworden, weshalb der Sonnengott im Inca-Reich die zentrale Bedeutung besaß: er brachte wortwörtlich jeden Morgen neu das Leben zurück.

Während ich (wir) noch in Lima auf die eine oder andere Einsatzentscheidung warteten, ging mir schon mal durch den Kopf, wie es wäre, auch mal eine Weile in der Administration der UNESCO in Paris zu sitzen, um im Falle von Feldprojekten die Art der Unterstützung und die Auswahl der Projekte mit zu beeinflussen.

Und dann stand jetzt auch das Angebot von Prof. Hanns-Albert Steger, Uni Bielefeld, im Raum, bei ihm zu promovieren sobald wir nach Deutschland zurückkehren. Wir hatten in Lima an derselben Konferenz über lateinamerikanische Bildungspolitik teilgenommen. Waren dann auch außerhalb der Konferenz im Gespräch geblieben. Prof. Steger war sehr interessiert, mehr über die bildungspolitische und die politische Realität Perus zu hören. Und wir hatten ein zusätzliches gemeinsames Thema: die sich stetig verschlechternden Umweltbedingungen aufgrund der immer stärkeren Globalisierung, der der Süden sich fügen mußte/sollte. Ich versprach, jetzt mit mehr freier Zeit, ein längeres Exposé für eine Dissertation zu schreiben. Prof. Steger kommentierte das Papier später von Bielefeld aus und erklärte sein volles Einverständnis. Damit erschien jeder weitere Einsatz in Peru in einem neuen Licht, unter neuer Perspektive.

Revolutionäre Erwachsenenbildung im Sand des Nordens

In Trujillo mußte ich zur Abwechslung mal wieder den profaneren Dingen vor Ort meine Aufmerksamkeit widmen, d.h. meiner Büroarbeit. Nachdem wir definitiv in Trujillo gelandet waren und im Stadtteil California eine moderne, helle Wohnung gefunden hatten, wurde ich auf die sozialpolitischen Fragestellungen des Projektes PROYEZA angesetzt. Der Hintergrund von PROYEZA ist das fürchterliche Erdbeben von 1970, südöstlich von Trujillo, in der Bergregion um Huaraz. Als ich den Projektansatz zum ersten Mal las, dachte ich, von der Bandwurmsprache her muss ich wohl in Lateinamerika gelandet sein:

PROYEZA-Philosophie

El Proyecto Principal de Educación en América Latina y el Caribe es el resultado del consenso de los representantes gubernamentales de los países de la región sobre la necesidad de un esfuerzo renovado, intenso y sostenido para atender, teniendo como horizonte el año 2000, carencias y necesidades educativas fundamentales no satisfechas e indispensables de enfrentar para el desarrollo de los países, respondiendo a objetivos compartidos por todos y mediante acciones en

que el esfuerzo propio de cada país se beneficie de la cooperación horizontal, subregional, regional e internacional

also:

Das zentrale Bildungsprojekt in Lateinamerika und der Karibik ist Ergebnis der Absprachen zwischen den Regierungsvertretern der Länder der Region hinsichtlich der Notwendigkeit einer erneuten, intensiven und nachhaltigen Anstrengung, um – mit Blick auf das Referenzjahr 2000 – Mängel und nicht gegebene, aber unabdingbare grundlegende Bildungserfordernisse zugunsten der Entwicklung der Länder anzugehen und dabei den von allen geteilten Zielvorstellungen zu entsprechen, indem Maßnahmen getroffen werden, bei denen die eigenen Bemühungen jedes Landes aus der horizontalen, sub-regionalen, regionalen und internationalen Zusammenarbeit Nutzen ziehen.

Man kann verstehen, was gemeint ist. Man kann aber auch den Verdacht haben, dass derartig verschraubte Formulierungen und glatt gebügelte Begriffe („nachhaltige Anstrengungen“, „von allen geteilte Zielvorstellungen“) in sich den Keim des Scheiterns tragen. Meine Zeit in Trujillo sollte ich im Sinne dieser Projektbeschreibung und im Auftrag des Erziehungsministeriums mit Datenerhebungen zur Bildungssituation an ausgewählten Schulen im Departamento La Libertad füllen. Dabei hatte ich jetzt noch weniger den Eindruck als zuvor in Cusco, dass diese Daten irgendjemanden im Ministerium wirklich interessieren. Dort gab es kaum Rücksprachen, keine wirklichen Nachfragen, keine kritischen Anmerkungen. Ein bürokratischer Akt lief ab und lief irgendwann aus. Punkt. Ich führte meine Erhebungen an einigen Schwerpunkorten hier oben im Norden aus und schloß den empirischen Teil irgendwann ab. Dabei bezog ich die Auswertung aller Studien und Skizzen zu Bildungsanforderungen im industriellen, handwerklichen und ländlichen Sektor mit ein, derer ich habhaft wurde. Ein zentrales Ergebnis meiner Befragungen hatte zu tun mit dem sehr großen Unterschied zwischen den staatlichen Hochrechnungen für formell Beschäftigte bis 1990 und den zu erwartenden realen Arbeitnehmerzahlen, die z.B. im Sektor Klein- und Mittelindustrien weniger als halb so groß ausfielen als wie die offiziellen Hochrechnungen. Das Aufblasen der statistischen Daten hatte sicher mit internen Budget-Verhandlungen am Kabinetttisch in Lima oder gegenüber internationalen Geldgebern zu tun. Aber das würde mir niemand bestätigen

Also fragte ich erst gar nicht. Das UNESCO-Projekt wollte ich auf jeden Fall bedarfsgerecht anlegen; keine statistische Schönfärberei, damit nicht am Ende Fehlplanung zu noch mehr Arbeitslosen und zu weiterer Ausbeutung im informellen Sektor führt. Vielmehr.....

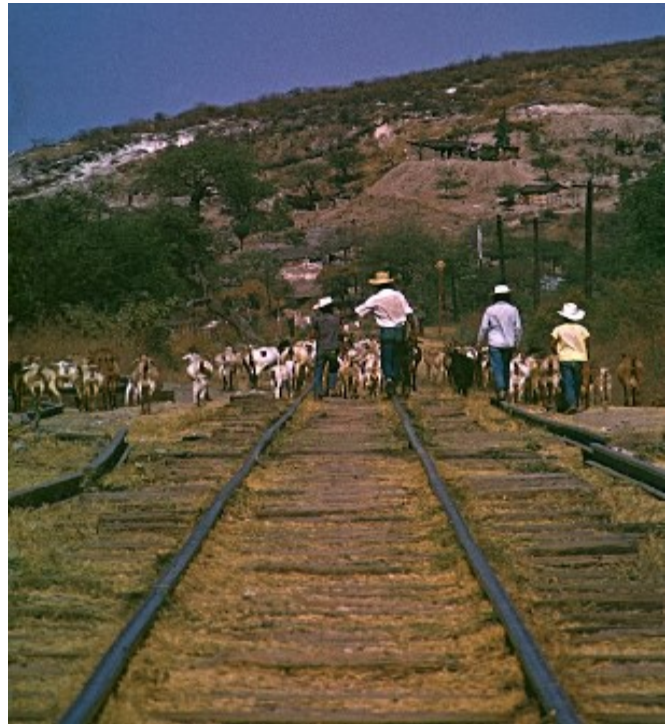
*.... könnte der Hilfsarbeiter auf der
Zuckerrohr-Lok
eine Berufsausbildung als
Maschinist absolvieren; ...*





.....und
 dieser Mann würde in der Fischfabrik
 (Hintergrund) vielleicht einen regulären
 Arbeitsplatz finden und müßte nicht die Hütten
 nach verwertbarem Müll absuchen

..... und
 der Ziegenhirt müßte nicht den ganzen Tag
 auf den Schienen nach Futter für seine
 Tiere suchen;
 er und seine drei Söhne könnten eine
 Berufsschule besuchen



Ich lieferte die geforderten Daten und
 Empfehlungen.

Entscheidungen mußten in Lima ge-
 troffen werden. Aber darauf mußte ich nicht warten. Die würden eh ohne mich ge-
 troffen

Das kulturelle El Dorado des Nordens

(Brief-Auszug:)

*Die Datenerfassung und die damit verbundenen Gespräche mit Lehrern der verschie-
 denen Schultypen und regionalen Klein- und Mittelbetrieben im Einzugsbereich unseres
 Projekts PROYEZA haben mich und manchmal auch zusammen mit Moni den Norden
 gut kennenlernen lassen. Für uns steckt der Reiz dieser sandigen Küstenlandschaft u.a.
 in den vielen Spuren der Kulturen, die lange vor den Inca hier siedelten. Das fängt
 eigentlich schon in Lima und seiner unmittelbaren Umgebung an. Nur hatten wir dort
 kaum Zeit, um uns über das Anthropologische Museum hinaus mit den Frühkulturen
 zu beschäftigen. Dieses so wichtige Museum, an dem u.a. auch zahlreiche bekannte
 deutsch-stämmige Forscher gewirkt haben (Prof. Kauffmann Doig u.a.m.) befindet sich
 in einem jämmerlichen Zustand. Ein Mitarbeiter hatte uns bei einem Treffen in der Bot-
 schaft erzählt, dass eigentlich bei jedem Direktorenwechsel und der fälligen Bestands-
 aufnahme wieder 200 oder mehr Exponate verschwunden seien. Ein wesentlicher Grund
 sind die schlecht bezahlten Aufseher im Museum und die große Bereitschaft von ausländi-
 schen Besuchern, sich ein originales Andenken aus Peru mitzunehmen, auch illegal.
 Geschafft hatten wir über die Limaer Museen hinaus immerhin den Besuch von Para-
 monga, eine Lehmpyramide in mehreren Stufen, die ein bisschen an unsere Burgen
 am Rhein erinnert und heute inmitten ausgedehnter Zuckerrohrplantagen im Norden
 der Hauptstadt liegt. Diese „Burg“ gehörte zum großen Küstenreich der Chimú, deren*

Hauptstadt-Ruinen **Chan Chan** wiederum am Stadtrand von „unserem“ Trujillo liegen, wohin wir ja umgezogen sind. Noch spannender war allerdings die ebenfalls nahe bei Lima liegende andere Stufenpyramide, die von Caral. Auf einer Höhe von 450 Meter über dem Meer und rd. 20 Kilometer landeinwärts versteckt sie sich heute hinter großen Kakteen. Das wirklich Faszinierende an diesem Bauwerk ist das Alter von rd. 4.600 Jahren. Damit steht diese Festung oder Tempel altersmäßig auf einer Stufe mit der ältesten Pyramide in Ägypten, Cheops. Wenn du dort oben stehst, kommt immer wieder eine kalte Wut hoch, über diese spanischen Kulturschänder, die im Namen ihrer Kirche die „unzivilisierten“ Indianer christianisierten und sich irgendwann sogar entschlossen, sie als richtige Menschen einzustufen (s. San Cristóbal in Mexico). Durch die bisherigen Ausgrabungen und Funde in Caral ist offenbar unstrittig, dass es sich hier um eine Hochkultur handelte – dreieinhalb tausend Jahre vor dem Inca-Reich und zweieinhalb tausend Jahre bevor irgendjemand auf der Erde überhaupt das Wort Christentum kannte!³³

Unser Umzug weiter hinauf in den peruanischen Norden wurde gewissermaßen der lange Marsch durch die wichtigen Hochkulturen an der Pazifikküste, die dem Land lange vor den bestens vermarkteten Inca-Festungen und -Straßen (s. Machu Picchu) ihre technischen, künstlerischen, wirtschaftlichen, religiösen Stempel aufgedrückt hatten. Alles dies sammelten die Inca-Herrscher später auf ähnlich effiziente Art zur Absicherung ihres Großreiches ein, wie es auch die römischen Konsuln und Kaiser verstanden hatten. Für uns selber mussten wir die Fülle der vor-incaischen Spuren erst einmal ordnen. Denn diese Spuren mischen sich – vor allem für den ethnologischen Laien – überall und ständig. Überall und ständig werden bis in die Gegenwart sensationelle neue archäologische Funde gemeldet, die wieder neue Erkenntnisse über die Frühkulturen zulassen.

vor-incaische Kulturen (grob schematisiert, Stand 1974)

Kulturen	2000 – vor Chr.	1000 – vor Chr.	– 500 nach Chr.	– 1000 nach Chr.	– 1500 Nach Chr.
Caral	██████████				
Chavin		██████████			
Paracas		██████████			
Nasca			██████████		
Moche			██████████		
Tiahuanaco				██████████	
Huari				██████████	
Lambayeque					██████████
Chimu					██████████
Chachapoya					██████████

Diese archäologische, politische, kulturelle, religiöse Komplexität verschiebt sich, erweitert sich, vertieft sich ständig, weil ständig neue archäologische Entdeckungen von sensationeller Qualität gemacht werden und nicht selten die bisherige Geschichte korrigiert werden muss. Zu den ganz frühen Kulturen an „unserer“ Nordküste gehört etwa die Mochica-Kultur, die sich in der peruanischen Bronzezeit ab dem ersten Jahr-

³³ Peruanische – oft zusammen mit deutschen – Archäologen finden sozusagen „am laufenden Band“ immer wieder spektakuläre Zeugnisse noch früherer Kulturen als die schon bekannten. 2008 wurden die baulichen Reste von Sechín Bajo gefunden. Sie wurden nach C14-Methode auf ein Alter von 5.500 Jahren datiert

hundert n.Chr. entlang der kleinen Flüsse entwickelt hatte, die südlich und nördlich der heutigen Stadt Moche ins Meer mündeten.

Einige Jahre nach unserer Rückkehr nach Deutschland verdichtete sich bei den Archäologen die Vermutung, dass „**El Niño**“ das Ende der Mochica-Kultur bewirkt hatte, weil jahrzehntelange Überschwemmungen und nachfolgende ebenso lange Dürren ein Überleben in der Halbwüste der Küste nicht mehr zuließen.³⁴ Die größte Sensation wurde dann vor allem der Fund eines unversehrten Grabes einer Moche-Herrscherin (*La Dama de Cao*). Ein weiblicher Herrscher!³⁵ Nach den Mochica übernahmen die Träger der Lambayeque-Kultur (etwa ab 800 n.Chr.) die Herrschaft an der nördlichen Küste.

Da wir jetzt hier wohnten, schauten wir und hörten wir genauer hin. Eine der sehr alten Kulturen ist **Chavín de Huantar**, die bis etwa 200 v.Chr. im Norden Perus dominierte. Sie hatte ich täglich vor Augen, weil wir uns einen Ledersessel hatten fertigen lassen, dessen Rückenlehne mit dem bekanntesten Symbol von Chavín geschmückt ist: Jaguar und Schlange, also Amazonas-Symbolik.



Chavín de Huantar, Lehne meines Sessels

Diese lederne *Stele Chavín de Huantar* war später in Kolumbien und im Baltikum mein Lieblingssessel und ist es auch in Königswinter geblieben.

Auf das diffuse kulturelle Konglomerat Chavín folgten die Moche-Kultur in Nordperu und Nazca im Süden mit den Scharbildern im Sand. Beide waren straff (militärisch) organisierte Zivilisationen der Küstenregion.

Parallel bildete sich die Kultur von Tiahuanaco heraus, im Gebiet des Titicaca, also im Hochland. Um das Jahr 600 n. Chr. entsteht ebenfalls im südlichen Hochland die Huari-Kultur, militärisch straff organisiert, expansionistisch ausgerichtet, mit Ayacucho als Zentrum. **Huari** ist gleichzeitig verknüpft mit der Entwicklung des andinen Terrassenbaus und der zentralen Bedeutung der Maiskultur. Die strategische Bedeutung der Städtegründungen in der Huari-Kultur strahlte auf Tiahuanaco wie auf Nazca aus. Um die Jahrtausendwende verlor Huari seine Machtstellung und es entstanden die Freiräu-

³⁴ *El Niño* : es handelt sich um eine komplexe Verschiebung beim üblichen Austausch zwischen den wärmeren Wassermassen des Pazifik vor Indonesien und den kälteren (Humboldtstrom) vor Südamerikas Küste, die zu erheblichen ungewohnte Niederschlägen an Perus Küste und zum drastischen Rückgang der Fischfangerträge führt. Weil es tendenziell zum Jahresende passiert, gaben die Fischer dem Phänomen den Namen *Christkind*

³⁵ Die Dame von Cao wurde 2006 nicht weit von Trujillo entdeckt. Bis heute die einzige weibliche Mumie, die eindeutig als Herrscherin oder Hohe Priesterin durch die vielen Schmuck-Beigaben und die auffälligen Tatoos (u.a. Schlangen, Spinnen, Affen, Leoparden) gekennzeichnet ist. Sie starb etwa mit 25 bei der Geburt eines Kindes

me für die Entwicklung der Kulturen, die uns als neue Nordperuaner jetzt besonders interessierten, vor allem Lambayeque und Chimú.



*Huari „Bocksbeutel“, etwa 800 n.Chr
auch mit Swastika als Glückssymbol*

Dieses letzte Großreich wurde noch für kurze Zeit Teil des Inca-Reiches, bevor die spanischen Eroberer und die katholische Kirche in Peru einfielen.

Wir haben uns bemüht, das Ineinandergreifen dieser Kulturen zu verstehen. Am meisten haben wir dabei vom Direktor des Museums Brüning in Lambayeque gelernt, ein ruhiges

Städtchen, ein bißchen nördlich von Trujillo an der Küste gelegen. Der Museumsstifter, Hans Hinrich Brüning, war als deutscher Kaufmann in Peru und als „Hobby-Ethnologen“ 50 Jahre lang der Lambayeque-Kultur auf der Spur gewesen und war bald nach 1875 zu der Erkenntnis gelangt, dass die merkwürdigen „Berge“ zwischen Lambayeque und Chiclayo in Wirklichkeit vor-incaische Pyramiden von gewaltigen Ausmaßen waren.³⁶ Schon Brüning hatte in den 1880er Jahren den Eindruck, dass die riesige Lehmpyramide südwestlich von Lambayeque – **Chotuna** – die Grabstätte des ersten Lambayeque-Königs Naymlap sein könnte / müßte. „Unser“ jetziger Museumsdirektor in Lambayeque gehört zu der Wissenschaftler-Fraktion, die sich hinter die Thesen von Brüning stellt. Er mochte unser Interesse und öffnete uns einen einfachen Schuppen hinter seinem Museum, wo sich hunderte von Keramiken aufgereit fanden, die Brüning selbst aus Dutzenden dieser Pyramiden herausgebuddelt hatte.

*Chotuna-Pyramide bei
Lambayeque (Brüning
Aufnahme um 1900)*

Erst viele Jahre später hat man dann von Seiten des Hamburger Völkerkundemuseums angefangen, die Aufzeichnungen und rd. 2000 Fotografien Brünings systematisch auszuwerten.



Die aktuelle Forschung nimmt damit mittels modernster Methoden und Techniken Brünings Spuren wieder auf. Heute ist klar, dass die Lambayeque-Kultur während ihres

³⁶ Zusammen mit seinen einheimischen Helfern untersuchte Brüning die rätselhaften Erhebungen. Er erkennt als einer der Ersten, dass die "Berge" Pyramiden sind, Reste einer unbekannt, verschwundenen Hochkultur. Es sind die größten der Welt. Bis zu 700 Meter waren die Pyramiden ursprünglich lang. Dreimal länger als die Cheops Pyramide. Gewaltige Machtssymbole des Goldimperiums

gut 500-jährigen Reiches die am weitesten entwickelte Zivilisation und Technik der Stein- und Metallverarbeitung hervorgebracht hatte und damit auch die massgeblichen Grundlagen für das spätere Inca-Reich bereitstellte.

Kultursprünge von Lambayeque zu Chimú

Die Sage wurde uns etwa so erzählt: „eines Tages“ kam ein hochgewachsener, reich gekleideter Krieger mit viel Gefolge in Totorá-Booten übers Meer und stieg an der Mündung der Flüsse Saña oder Chancay bei Chiclayo an Land. Der Krieger hieß Naymlap, hatte seine Frau und viele Konkubinen im Gefolge, beeindruckte durch seinen goldenen Kopfschmuck mit den schillernden, wahrscheinlich tropischen Vogelfedern. Dieser Naymlap sei der Gründer der Lambayeque oder Sican-Lambayeque-Kultur, die später von seinen Söhnen systematisch nach Norden und Süden und in den Vor-Andenraum ausgedehnt wurde.

Tatsächlich bauten diese ihr Reich auf den Ruinen der untergegangenen Moche-Kultur auf, von der sie viele Elemente in der Bautechnik, in der Bewässerungswirtschaft, in der Kunst übernahmen. Diese Lambayeque-Kultur war wirtschaftlich so erfolgreich, dass sich eine hochqualifizierte Handwerkerschicht herausbilden konnte, die vor allem die Bearbeitung von Goldobjekten und Goldverzierungen zur Perfektion weiterentwickelte. Diese Handwerker konnten Goldblech auf weniger als einen Millimeter Dicke klopfen und diesen Hauch von Gold immer noch überaus kunstvoll verziern. Bisherige Ausgrabungen haben tonnenweise die goldenen Grabbeigaben zutage gefördert. Aber auch beim Untergang der Lambayeque-Kultur spielte - wie heutzutage - „El Niño“ eine entscheidende Rolle. In den Legenden wird von einer dreißigtägigen Sintflut gesprochen, die das Land unter Wasser setzte, dabei aber die einzigartigen Grabpyramiden von Naymlap und seinen Nachfolgern vergleichsweise wenig beschädigte. Besonders attraktiv, aber handlicher als die Pyramiden ist ein weiteres Markenzeichen der Lambayeque-Kultur: die halbmondförmigen Opfermesser der Priester - Tumi - mit dem Piktogramm ihres Königs Naymlap. Auch die Originale dieser Messer waren schwer vergoldet. Sie zeigen den König immer mit geflügelten Augen und Flügeln auf dem Rücken. Er stirbt nicht, sondern fliegt davon, in eine andere Wirklichkeit.

Tumi, Opfermesser der Lambayeque-Kultur

Ein gewaltiger Tsunami hat dann, wie gesagt, durch „El Niño“ verstärkt, das Sican-Lambayeque-Reich um 1375 n. Chr. zusammenbrechen lassen.

Auf die Kultur Lambayeque folgte schließlich die der Chimú und Trujillo - unser letzter Wohnort in Peru - wurde die Hauptstadt des neuen Reiches. Oder genauer gesagt, die aus Lehm erbaute Metropole **Chan Chan** am Rande des heutigen Trujillo. Chan Chan war damit erst etwa 200 Jahre vor Ankunft der Spanier entstanden, dann aber sehr rasch zur größten Metropole Perus herangewachsen (50-60.000 Einwohner). Auch wenn – anders als die späteren Inca-Burgen - die



gesamte Stadtanlage aus Lehm erbaut war, so hielt diese Anlage den Eroberungsversuchen der Inca-Truppen erfolgreich stand. Überhaupt hatten die Chimú nicht nur das Goldhandwerk von Lambayeque übernommen, sondern sie hatten auch die Stadtplanung und Baukunst perfektioniert. Ihre sogenannte **Mayao-Mauer** (erst 1932 entdeckt) hat etwas von der Chinesischen Mauer oder vom römischen Limes. Sie sicherte den Expansionsbereich der Chimú zwischen Küste und dem Fuß der Anden. Eine 65 Km lange, 3 m hohe und 4,5 m breite Konstruktion, die auch noch durch 50 militärische Befestigungen verstärkt war! Wenn man das sieht oder davon hört, fragt man sich natürlich, was war die wirtschaftliche Grundlage dieser Kultur? Reste eines sehr ausgeklügelten und extrem verzweigten Bewässerungssystems sind noch heute zu erkennen. Dadurch konnte die Nahrungs-mittelproduktion mehr als Schritt halten mit dem Bevölkerungswachstum. Auch dadurch kam es in der Chimú-Zeit zu stark wachsender Bevölkerung. Diese musste irgendwann neu organisiert werden und führte zu einer neuen Qualität der Entwicklung: verstärkte Städtegründungen und die Entwicklung von Massenproduktionstechniken. Sogar uns Laien fällt daher heute auf, dass es sich sowohl in der Keramik als auch bei den Goldschmiedearbeiten der **Chimú** um **Serienproduktionen** handelt. Die handwerklichen Spezialisierungen und die extensiven Handelsbeziehungen in den Andenraum und in die Ostabhänge der Anden führten auch schnell zu einer stärkeren sozialen Differenzierung der Chimú-Gesellschaft. Und das wiederum ließ einen anderen Staat als den von einem Gottkönig allein geführten entstehen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war „unser“ Chan Chan deutlich mehr als nur eine phantastische Burg. Hinter seinen dicken Lehmmauern musste eine effiziente militärische und eine effiziente Verwaltungsstruktur funktioniert haben. Letztendlich blieben die Inca dann doch Sieger bei der Belagerung von Chan Chan, weil sie den Rio Cristales - die Wasserversorgung der Wüsten-Hauptstadt "einfach umleiteten" und die Stadt damit austrocknen konnten. Während die Inca-Strategen nur an der Vergrößerung ihres Reichsgebietes und an dessen politischer und militärischer Absicherung interessiert waren und daher Chan Chan praktisch intakt liessen, brach die Lehmstadt später unter dem Druck der spanischen Eroberung ziemlich schnell zusammen. Wenige Mauern blieben erhalten. Durch die Restaurationsarbeiten der letzten Jahre kann man

sich erst jetzt allmählich ein ungefähres Bild von Umfang und Anlage dieser Stadt machen.



Grundsätzlich hat meine Kamera nie Pause, weder in den Ruinen von Chan Chan noch bei den Stelen des 200 Km entfernten Sechín

*Mauer-Details
in Sechín*

Eines Tages wird die UNESCO - mein Arbeitgeber - Chan Chan und die benachbarten Lehmpyramiden wahrscheinlich zum Weltkulturerbe dazu rechnen müssen. Dann werden sich sicher auch ein paar mehr Touristen in diesem Wüstensand verlaufen. Falls es tatsächlich zur Auszeichnung als Weltkulturerbe kommt, dann ist das sicherlich auch dem schweizer Forscher Tschudi zu danken, der Mitte des 19. Jahrhunderts mit den Ausgrabungen und der systematischen Restaurierung der Chan Chan Ruinen begonnen hatte. Zwischen 1300 und 1532 (Eroberung durch Pizarro) hatten die Reiche der Chimú und der Inca im Übrigen im Parallellauf ihre Höhepunkte erreicht. Das Chimú - Reich dehnte sich auf seinem Höhepunkt von der heutigen Grenze Peru-Ecuador im Norden bis an den Rand des heutigen Lima als schmaler Küsten-Staat aus. Da das Herrschaftsgebiet der Inca nicht nur um ein Vielfaches größer war, sondern den Chimú-Staat auch vollständig umschloss, wurde etwa um 1470 das Land der Chimú dem Land des Inca einverleibt. Etwa so, wie sich eine Amöbe ihre Nahrung durch Überstülpen einverleibt. Und gerade zu der Zeit hatten die Chimú wohl auch den höchst entwickelten Stand an vorindustrieller Produktionsweise erreicht und waren vor allem dadurch von außerordentlichem Interesse für die Weiterentwicklung des Inca-Reichs.



Schon zu unserer Zeit war der Strand von Huanchaco, ein paar Kilometer außerhalb von Trujillo, der Flecken, wo sich am ehesten ein paar Touristen begrüßten. Sie waren meist weniger an Lambayeque und Chimú interessiert als an den Brandungswellen vor der Küste. Sie bringen ihre Surfbretter mit und versuchen, ebenso elegant über die Brandung zu hüpfen, wie die örtlichen Fischer mit ihren kleinen Schilfrohr-Booten, dem.....



.... Symbol
unserer
Trujillo-Küste:

*Caballito de
mar
Balsaboot*



Ganz besondere Wahrnehmungen: Peru an Weihnachten mit Schwester Rose

(Originalbrief Rose an Mutter Mara, Dez 1973:)

„wir sind endlich in Cusco gelandet. Es geht es uns allen gut. Nachdem wir Donnerstag Nacht ohne vorherigen Schlaf am Duisburger Bahnhof abfahren, fanden wir im Zug nach Oostende keinen Platz. Der Zug, ein belgischer, war klein und hatte nur zwei 2. Klasse-Wagen; alles andere erste Klasse und so gut wie nicht besetzt. Wir haben uns dann in die 1. Klasse gesetzt und kein Auge zugetan, weil wir eine Kontrolle befürchteten.

Es ging aber soweit alles gut. Auf der Schiffsfahrt von Oostende nach Dover, sie dauerte 3 Stunden, war die See so stürmisch und wild, dass das Schaukeln uns allen eine echte Seekrankheit bescherte. Wir sahen nur in grün und gelb gefärbte Gesichter. Viele spuckten über Bord. Auch Wolfgang verlor auf diesem Weg die Frikadellen, die er kurz zuvor gegessen hatte. Mir war es nicht minder übel. Zu allem Unglück gab es keine geheizten Räume, so dass mir vor lauter Kälte die Zehen und 2 Finger abstarben. Das Schiff, das durch den Sturm Verspätung hatte, hatte uns fast die Weiterreise unmöglich gemacht, denn Wolfgang musste ja noch in einer Londoner Bank den Scheck für die Flugkarten eintauschen. Tatsächlich war er auch letzter Kunde der Bank; dann wurde sie geschlossen. In der Zeit, in der Wolfgang das Geld holte und die Flugkarten besorgte, stand ich mit dem Gepäck auf dem Londoner Bahnhof. Und hätte am liebsten vor Kälte geheult. Dann fuhren wir mit dem Taxi zum Flughafen hinaus. Nach eingehender Gepäckkontrolle und Leibesvisitation saßen wir endlich im Flugzeug. Am nächsten Tag um 1.00 Uhr waren wir dann in Lissabon. Um vier Uhr sollte es eigentlich mit einer andere Maschine weitergehen. Jedoch mussten wir uns wieder einmal mit 3 Stunden Verspätung, übermüdet und im kalten Gebäude, abfinden.

Als wir in Caracas Zwischenlandung machten, traten wir mit unserer warmen Kleidung der heißen Sonne entgegen. Es war vormittags und wir rechneten jede Minute mit dem Aufruf zum Weiterflug. Nach ungefähr einer Stunde Wartezeit in der Halle war es dann soweit. Kaum waren wir gestartet, befanden uns über dem offenen Meer, veränderte sich das Motorengeräusch und wir sanken etwas ab. Durch einen Motorschaden mussten wir wieder umkehren. Ohne genaue Informationen und Verpflegung warteten wir dann geschlagene 10 Stunden. Natürlich entstand eine überreizte Atmosphäre. Die Kinder wurden unruhig und die Kleinsten schrien. Die Luft war zum Schneiden. Der einzige Kiosk in dem Gebäude führte praktisch nur Süßigkeiten, Salzgebäck und Colas und das auch noch zu Wucherpreisen. Nun, übermüdet und hungrig ging es dann endlich spätabends weiter. Kurz vor Mitternacht kamen wir in Lima an, wo Elmar seit dem Morgen auf uns gewartet hatte. Sein Vorhaben, mit dem Bus am gleichen Tag nach Cusco zurückzufahren, fiel ins Wasser. So übernachteten wir erst einmal in einem überaus einfachen Hotel, das für hiesige Verhältnisse noch gut war. Was wir am nächsten Morgen von Limas Innenstadt sahen, waren schmutzige graue Straßen und noch schmutzigere Menschen. Es soll auch noch ein paar nette Viertel geben. Um die Mittagszeit stiegen wir dann in den Bus, der uns in 2 Tagen nach Cusco bringen sollte.

Der Bus war für kleine Peruaner und nicht für lange Europäerbeine gebaut. Wir waren ganz schön eingeklemmt. Was wir dann unterwegs sahen, verschlug uns den Atem. Man war in einer vollkommen anderen Welt. Unten an der Küste tauchten in der Wüstenlandschaft immer wieder aus Pappe oder Wellblech zusammengestellte

Behausungen auf, oder halb verfallene Steinhäuser. Machten wir hin und wieder ein kurze Rast, so stürzten kleine Kinder und Frauen auf den Bus zu, um belegte Brote oder Früchte aus ihren schmutzigen Händen zu verkaufen. Im Laufe der Fahrt wurde die Straße immer schlechter und wir fühlten uns wie auf einem Schüttelrost sitzend. Von der Wüste ging es in die gewaltige Berglandschaft, in der auch hin und wieder eine Hausruine auftauchte, die natürlich bewohnt war. Langsam, aber stetig kamen wir immer höher und vertrugungen diese Höhe auf diese Weise ohne Komplikationen. Der Aufenthalt in dem Bus unter all den Indios war nicht immer ganz angenehm, denn sie verkonsumier-ten enorme Mengen von ihrem selbstgebrauten Alkohol und stinken entsetzlich danach. Aber auch nach Urin und monatelangem Schmutz. Aber dann, als wir endlich, endlich in Cusco ankamen - früh morgens um 5 Uhr, empfing uns eine saubere Stadt und eine saubere, klare Luft. Wir konnten aufatmen. Nachdem wir 5 Tage unterwegs waren, konnten wir uns zum ersten Mal wieder unter die Dusche stellen. Und damit gleichzeitig die Flöhe abspülen, die mir schon einige Stiche zugefügt hatten. Am Abend des Tages wollte Monika mit ihren Schülern des Deutschkurses eine Weihnachtsfeier begehen. Wir gingen alle mit ihr und ich spielte dort ein wenig Weihnachtslieder auf der Flöte. Die Feier war ganz nett. Elmar und Monika haben mit uns eine 14-tägige Fahrt durchs Land vor. Morgen soll es dann losgehen

*Fröhliche Weihnachten,
deine Rose*



*gemeinsame
Zwischenmahlzeit
in der Nazca-Wüste*



*Rose indigniert vor der
ortsüblichen Damen-
Toilette einer
Bushaltestelle in
Huancavelica,
1973*



DER WENIG SPEKTAKULÄRE AUSKLANG DES PROJEKTS – ICH DENKE, WIR HABEN MEHR ERHALTEN ALS GEGEBEN

Als wir nach Trujillo zogen, hatten wir fußläufig von Chan Chan im Stadtteil California problemlos eine sehr helle, sehr sonnige Wohnung gefunden. Wir waren als einzige Ausländer ziemlich schnell vertraut mit allen Nachbarn des Häuserblocks und den paar "Tante-Emma-Läden" für Obst und Getränke, dem Bäcker, dem Kiosk für die Zeitung und dem Postamt. Dass wir uns für Chan Chan und die diversen Vorläuferkulturen interessierten, interessierte in California niemanden. Erst als dann irgendwann das Gerücht die Runde machte, dass wir wieder zurück nach Deutschland gehen werden, war unsere Wohnung eine Woche lang jeden Tag im wortwörtlichen Sinne belagert. Die Leute, nicht allein Nachbarn, sondern auch aus anderen Stadtteilen, liefen uns das Haus ein, um nur ja die ersten zu sein, die den ausziehenden Gringos verschiedene Habseligkeiten abkauften. Bis zu einem bestimmten Punkt ist das durchaus in Ordnung so. Wir wollten tatsächlich Kamera und Tonband und Schreibmaschine und einiges andere verkaufen, weil es Gewicht spart und uns gleichzeitig noch ein bisschen liquide macht für New York. Aber da gibt es dann andere Dinge, wie z.B. gebrauchte Hemden und Schuhe, Löffel, Gläser, Geschirrtücher und eine endlose Zahl von Füllgegenständen, die sich im Haushalt ansammeln. Die Leute wollten nun einfach alles haben, nur weil es von Ausländern stammte. Vieles von diesem Kleinzeug, das eigentlich zum Verschenken an die Bewohner der Vorstädte gedacht war, ging daher für eine Mark oder zwei oder auch zehn in peruanische Hände über. In mir streiten sich da immer die zwei Charakterhälften: Entbehrliches zu verschenken oder darin noch den Warencharakter zu erkennen und entsprechend kommerziell zu handeln. Moni hat da zum Glück eine weniger geschäftliche Ader und bremst mich meist ab, wenn der Händler zu sehr mit mir durchgeht.

(Brief-Auszug:)

Wir werden noch im Juni unseren Rückflug antreten. Dabei wird noch ein kleiner Freundschaftsbesuch in Venezuela abgegolten (2-3 Tage) und dann wird Moni direkt nach Hause fliegen, während ich die Gelegenheit nutze, um mich bei den Vereinten Nationen in New York für die neue Phase an der Uni in Bielefeld selber zu briefen. Denn als Dissertationsthema werde ich mich mit der ersten globalen Umweltkonferenz der Vereinten Nationen beschäftigen, den Hintergründen und Interessen und den zu erwartenden Wirkungen. Diese Konferenz trägt den spannenden Titel „Die Konferenz der Vereinten über die Umwelt des Menschen“ und fand vor genau 2 Jahren in Stockholm statt.

In New York wird mir evtl. ein letztes Mal der UNESCO-Pass von Nutzen sein, um Zugang zu bestimmten Abteilungen und zum Archiv zu erhalten (und um überhaupt in das Gebäude der UN rein zu kommen). Schon aus finanziellen Gründen werde ich mich allerdings in den USA an ein Zeitlimit von nicht mehr als etwa zwei Woche halten. Sodann bleibt noch ein vielleicht 2-3-tägiger de-briefing-Besuch bei der UNESCO in Paris - und das arme Deutschland muss wieder mit mir/uns rechnen.

Wie ihr seht, habe ich mich bei dieser Planung gegen die andere Alternative entscheiden müssen, nämlich beim neuen UN Umweltsekretariat in Nairobi direkt vorbeizugehen. Ich hätte dies zwar weitaus lieber getan als den Amerikanern meine Dollars zuzutragen, aber die Umwegkosten nach Kenia übertreffen doch weit den eigentlichen Rückflug nach Europa und obwohl natürlich alles mit dem Flugzeug gegangen wäre, hätte allein der Hinweg nach Nairobi 5 Tage gedauert. Es kommt immer noch darauf an, aus

*welchem Winkel man die Welt betrachtet - sie kann noch ganz schön groß sein !
Was meine und Monis Pläne nach der Rückkehr aus Peru anlangt, so liegen die Dinge jetzt etwas klarer: Eure Anregung, schon jetzt zu versuchen, bei der UNESCO einen festen job zu bekommen, ist grundsätzlich nicht schlecht, aber wie ich die Dinge sehe, ist es noch günstiger, mich durch eine Dissertation auf ein bestimmtes Feld zu spezialisieren (eben Umweltfragen und Dritte Welt) und dann von dieser Basis plus den schon gesammelten praktischen Erfahrungen etwas weiter oben neu einzusteigen. Ich kann mir gerade auch durch Moni dieses Vorgehen leisten. Sie wird demnächst als Referendarin in Deutschland fast soviel verdienen, dass es für uns beide reicht. Wenn dann noch ein Stipendium dazu kommt, das ich auf jeden Fall beantragen werde, wird es überhaupt keine finanziellen Probleme geben.
In gewisser Weise sind wir beide jetzt doch mächtig gespannt, was uns insgesamt alles in der Heimat erwartet. Wir sind sicher auch ein bisschen froh, wieder nach Haus zu kommen und - auch wenn es merkwürdig klingt - ich selber freue mich u.a. auch darauf, wieder etwas sinnvoller und intensiver arbeiten zu können.*

Was ich an diesen sehr unterschiedlichen Standorten in Peru und durch die Arbeitsbeziehungen mit dem Bildungsministerium und manch anderer Behörde gelernt habe, ist aus meiner Sicht das unersätzbliche praktische Gegenstück zur theoretischen Entwicklungs-Diskussion an der Uni. Etwas vom früheren Enthusiasmus ist dabei abgeblättert, aber was bleibt, reicht noch einigermaßen. Mit anderen Worten: für die totale Frustration war es noch zu wenig, was von Peruanern an Knüppeln auf die Zusammenarbeit geworfen wurde. Der Aufenthalt hier hat vor allem zum Überdenken der eigenen politischen Ansichten über Entwicklungsprozesse und über (manche) Entwicklungsländer verholfen. Ich glaube heute mehr als zuvor an Umwegstrategien im Entwicklungsprozess: eine Form von demokratischem Sozialismus halte ich weiterhin für die grundsätzlich anzustrebende Zielkonzeption von Entwicklungspolitik. Allerdings ist sie wohl nicht verwirklichtbar im direkten Ansteuern, sondern (zumindest in bestimmten Fällen) durch die Ermöglichung eines reformierten Kapitalismus, der zunächst einen eigenverantwortlichen und selbstdenkerischen Nährboden für die Mehrheit der Bevölkerung einer konkreten Gesellschaft schaffen muss.

Gewissermaßen ein sozial und ökologisch regulierter Kapitalismus. Dabei hat Peru mich auf die zentrale Frage hingewiesen: wie stelle ich die Qualifikation der Regulierer sicher? Die Regulierer (die zuständigen Politiker und Beamten) waren in unserer Zeit - in der nicht wirklich revolutionären Zeit Perus - das größte Problem. Bleibt für mich die Frage: sind wir mit unseren Instrumenten der Entwicklungshilfe und mit unseren "Entwicklungshelfern" in der Lage, diesen Herausforderungen zu entsprechen ? Ich erinnere mich an die Vorbereitungs-Atmosphäre bei der UNESCO in Paris und habe meine Zweifel. Ich denke, ein bisschen spielen hierbei auch die eigenen Anschauungen aus der DDR eine Rolle. Denn neben die objektive Weltkategorie "Imperialismus" in all ihren diversen Spielarten (ewiges Paradebeispiel: US-Regierungen) tritt mit derselben Wucht das Problem der Unfähigkeit zum Handeln in den dependenten Ländern. Kann eine Gesellschaft im eigenen Land souverän die Mehrheitsinteressen verfolgen oder führen die Konflikte zwischen Staat und Gesellschaft wegen der instrumentellen Macht des Staates immer zur Interessendurchsetzung der führenden Eliten ? Das war eigentlich meine Ausgangsfrage gewesen, weshalb ich auch zu den „revolutionären Militärs“ nach Peru wollte und nicht nach Chile. Was wir in Peru beobachten konnten, war wenig revolutionär – weder in dem so wichtigen Bildungssektor noch im Agrarsektor. Ich muß jetzt öfters an unser Gespräch mit Ivan Illich in Cuernavaca denken. Er würde sicher sagen, das PEIFEDER-Projekt der UNESCO hat seine

Ziele nicht erreicht. Ich fürchte, ich muß ihm zustimmen Peru hat uns gezeigt, dass diese Unfähigkeit der sozialen und politischen Selbstbestimmung auch gezielt von der kleinen nationalen Elite - mit Unterstützung so mancher imperialen Freunde – aufrechterhalten wird. Durch geschicktes Einsetzen der zwei Machtmittel Gewalt (Polizei /Militär /Geheimdienste) und Massenmedien (Radio /TV /gelbe Presse) kann diese kleine Elite auch tatsächlich ihre Macht aufrechterhalten – nicht zuletzt, weil so wenig wie möglich politische Bildung zugelassen wird. Aber da liegt auch das Problem, das ich als Identitäts-Limbo ansehen würde. Die Soziologen hier sprechen vom peruanischen "cholo" und meinen den, der wie Indio aussieht, sich aber in Kleidung und Habitus wie ein Weisser (Europäer) gibt - aber eben nicht mehr zu den einen gehört und noch lange nicht zu den anderen.

Dieser Limbo-Tanz führt nur für wenige zu einem akzeptablen Resultat, bewirkt aber sehr viel ungeklärte Identität, Verunsicherung, Misstrauen untereinander, Schwächung der Gesellschaftsmehrheit bei der Formulierung eines gesellschaftspolitischen Projekts. Tatsächlich blieben die gesellschaftlichen Widersprüche im ideologischen Gestrüpf der peruanischen Revolution hängen. Stattdessen war eher das Modell einer „**konservativen Revolution**“ entstanden.³⁷

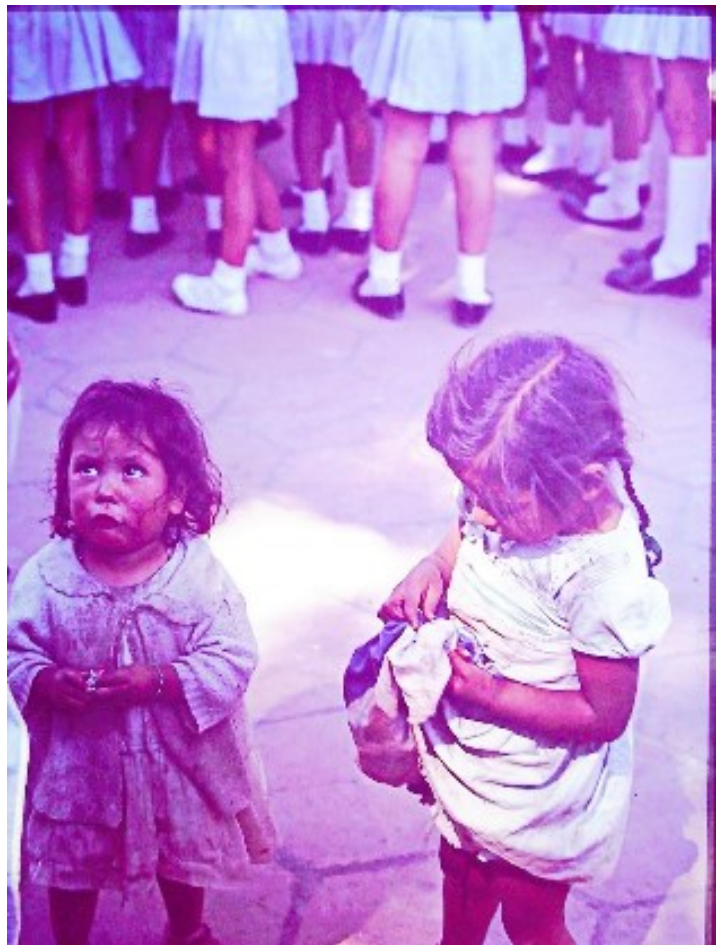
Fünf Jahre später (1979) stand ich erneut vor der Herausforderung, in Peru gesellschaftspolitisch zu arbeiten, als Landesdirektor des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED). Im Vorfeld faßte ich die alten Erfahrungen und was sich inzwischen entwickelt hatte, in eine Skizze über das "Modell Peru". Die Analyse trug die Überschrift:

Perus gewachsene Abhängigkeit trotz Revolution - zu den Widersprüchen der peruanischen Entwicklungskonzeption.

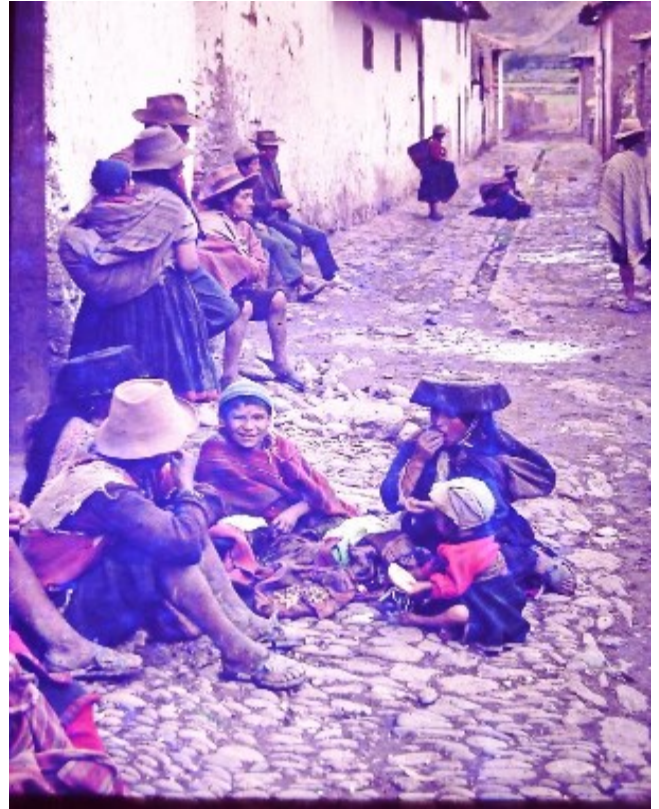
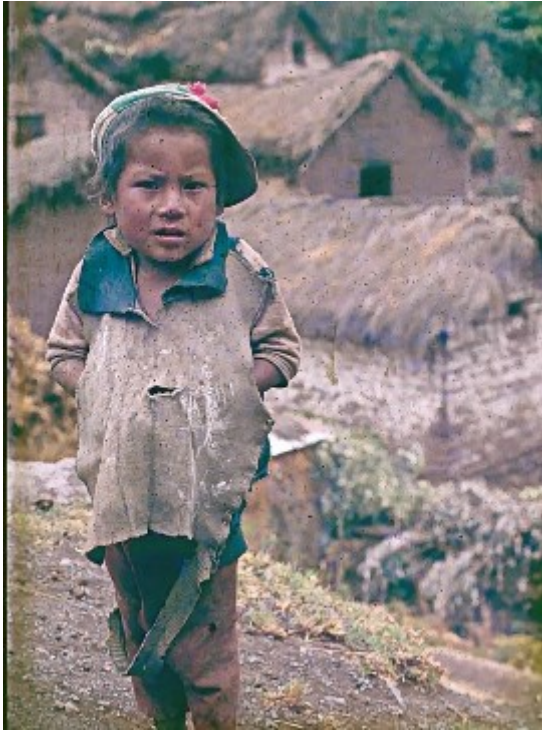
Mit dem DED-Programm hoffte ich noch einmal gegen diese Widersprüche antreten zu können und vielleicht doch noch etwas Positives für diese Menschen zu bewirken:

diese Menschen im Hochland hätten die Zielgruppe unserer UNESCO-Projekts sein sollen – sie wurden nicht erreicht...

und diese auch



³⁷ Für die ev. Zeitschrift für Entwicklungspolitik hatte ich das Thema auch im weiteren latein-amerikanischen Zusammenhang aufgearbeitet: ER: „Ecuador/Chile - konservative Revolution“, in: Der Überblick No.2/78



Trotzdem ging es mir jetzt erst einmal um den nächsten akademischen Abschluß.



DAS DEUTSCHLAND – PAKET : mit Nelkenrevolution, Promotion, Kinder, Kirche

INHALT

Nach der peruanischen Revolution jetzt Portugals Nelkenrevolution	202
Promotion geschafft	206
Afrikanischer Einschub	
Zwei Geburten könnten unterschiedlicher nicht sein	211
Miriam und Daniel	
Kirchlicher Ankerplatz EZE	213
Evangelische Dienstreisen in die Anden	213
– mit möglichst wenig kirchlichem Kontakt	

Bielefeld hatte uns sehr freundlich aufgenommen als wir aus Peru zurückkamen. Ich mußte mich für 2 Jahre in der Uni einschreiben, um promovieren zu können und belegte auch Veranstaltungen bei den Sozialwissenschaftlern. Wir lernten schnell gleichaltrige und gleich gesinnte Leute kennen, vor allem unter Monikas Lehrerkollegen. Wir spielten zusammen regelmäßig Volleyball, diskutierten aber noch mehr die politischen Entwicklungen unserer Zeit. Die politischen Diskussionen erfolgten aus der Sicht einer gemäßigten Linken, eher SPD- als KP-nah, näher bei Willy Brandt als bei Helmut Schmidt. Dabei rückten zwei Themen schnell in den Vordergrund: unsere Lateinamerika-Erfahrungen (nicht nur als Touristen) und die portugiesische „Nelkenrevolution“ vom April 1974.

Nach der peruanischen Revolution jetzt Portugals Nelkenrevolution

Niemand in unserer neuen Freundesgruppe in Bielefeld mußte lange überredet werden, dass unsere gemeinsame Beteiligung am kommenden Jahrestag der „**Nelkenrevolution**“ in Portugal ein gutes Zeichen der Solidarität mit den Studenten und Bauern und überhaupt mit denen sei, die diese jüngste Revolution in Europa getragen hatten. Unsere Bielefeld-Gruppe wollte ein bisschen näher ran an dieses Portugal im Aufbruch. Die „Nelkenrevolution“ hatte ihr Revolutionslied "Grandola, vila morena". Es war zum Ohrwurm für die politisch engagierte jüngere Generation geworden. Ich wusste nur, dass mir der Text und die eher traurige Melodie sehr gefielen, wie sie der antifaschistische Liedermacher José Afonso schon zehn Jahre zuvor im Stil der Alentejo-Gesänge komponiert hatte. Als „Grandola“ übers Radio lief war noch nichts von Josés Sklerose bekannt, an der er dann 1987 verstarb. Gerade für Monika und mich, die wir frisch aus einem „Revolutionsland“ zurückkamen, war der Niedergang der letzten und ältesten Militärdiktatur in Westeuropa ein absolut wichtiges Ereignis. Auf nach „*Grândola, braungebrannte Stadt, Heimat der Brüderlichkeit. Das Volk ist es, das am meisten bestimmt in Dir, o Stadt*“. Am 1. Jahrestag der Nelkenrevolution, am 25. April 1975 sollte unsere Solidaritäts-Tour im Alentejo, im Süden

Portugals ausklingen.

Die Aufnahme der braungebrannten Stadt Grândola erinnerte uns allerdings eher an Lambayeque in Peru als an eine Kolonialmacht.

Wir waren drei Paare, jedes Paar besaß sein Auto, aber keines davon war besonders neu.



Also beschlossen wir, mit drei halbvollen Autos im Konvoi zu reisen. Falls bei einem ein größeres Problem auftauchte, liessen sich Personen und Gepäck leicht neu verteilen. Frankreich und Nordspanien interessierten uns diesmal nicht besonders. Wir wollten pünktlich in Portugal sein und schafften es auch bis in die erste große portugiesische Stadt, **Coimbra**, mit ihrer regimekritischen Universität, in deren Schatten auch José Afonso seine Liedertexte erschaffen hatte. Diese mit Abstand älteste Universität Portugals war der Startplatz, um den Spuren der Revolution zu folgen. Die Universität war zum wesentlichen intellektuellen Vorposten der gesellschaftlichen Veränderungen in Portugal und seinen Kolonien geworden. Hier wollten und konnten wir über den grösseren Zusammenhang dieser portugiesischen Revolution mit Kommilitonen und frei weg in den Cafés diskutieren. Die zentrale Forderung lautete - wie in Perú - **Agrarreform**. Auch dafür hatte Cuba den Anstoß gegeben. Für Monika und mich als „Latinos“ besaß diese Nelken-Revolution genau durch diese zwei Elemente, die beide in Lateinamerika gespiegelt waren, ihre Attraktivität.



Cubas erfolgreiche Revolutionäre hatten im Sinne ihrer Dritte-Welt-Position durch militärisches Engagement die Befreiungsbewegungen in Angola, Kongo, Guinea-Bissau, Somalia, Äthiopien, Mozambique unterstützt.

Revolutions-Graffiti in Coimbra

Die Diskussionen in Coimbra waren dann besonders hitzig, wenn es um die Frage ging, ob die cubanischen Truppen und ihre afrikanischen Mitstreiter als authentische Weltrevolutionäre im Einsatz waren oder von der Sowjetunion im Kalten Krieg um Afrika instrumentalisiert wurden. Es kam nie zu einer einheitlichen Sicht auf diese

Fragen – und schon gar nicht über die weitere Entwicklung Portugals ohne die Kolonien. Aber große Erwartungen richteten sich an die überfällige Agrarreform im Alentejo und an die überfällige Modernisierung wichtiger Wirtschaftssektoren, besonders der Fischindustrie. Aufgrund seiner strategischen Lage an der Schnittstelle von Mittelmeer und Atlantik einschließlich des „Flugzeugträgers“ Azoren wollten auch die USA genauer wissen, wie die neuen politischen Kräfte sich die Zukunft ihres Landes dachten und wie Portugal es mit Europa hielt.

Wir nahmen diesen Ball auf. Rollten weiter nach Süden. Streiften durch Grandola, eine ländliche Idylle, wo offenbar kein Blut geflossen war und wollten im extremen Süden aufs Meer schauen und die Situation der Fischer verstehen. Die Tour ließ sich



an den Korkeichenwäldern des **Alentejo** entspannt entlang führen, wo sowohl die Korkrinde weiterhin geerntet wurde wie auch die Schafherden friedlich im Schatten der knorzigten Bäume weideten und die berühmten schwarzen Schweine des Alentejo waren auch nicht der Revolution geopfert worden.

Korkeichen im Alentejo

Aber es lag Spannung in der Luft, weil jetzt etwas **in Europa in Bewegung geraten** war. Zwar war tatsächlich nur Portugals Diktator Salazar genau vor einem Jahr über die afrikanischen Befreiungsbewegungen gestürzt. Aber die „Nelkenrevolution“ zeigte in Wirklichkeit deutlich über das beschauliche Portugal hinaus. An einer strategisch wichtigen Stelle, da wo Mittelmeer und Atlantik sich berühren, in der weißen Stadt Faro, wollten wir noch einmal an die Menschen heran-kommen, um auch hier die Einschätzung der Lage zu verstehen.

Faro, weiße Stadt an strategischer Schnittstelle von Mittelmeer - Atlantik mit den Zuckerbäckerkompositionen des portugiesischen Barock und





seinem strahlendblauen Himmel

Unter den weißen Türmen von Faro konnten wir endlich mal die Autos verlassen und ohne viele Umstände Kontakt zu den **Sardinienfischern** aufnehmen. Eine Bootsmannschaft war auch bereit uns eine Nacht lang zum Sardinienfang mit an Bord zu nehmen. Die Fischer hatten schon seit langem über ausländische Fabriksschiffe geklagt, gegen die sie sich immer weniger ohne staatliche Hilfe behaupten

konnten. Jetzt waren sie total überrascht, dass junge Menschen aus dem europäischen Norden sich für ihre Lage interessierten. Trotzdem war die schnelle Zustimmung, uns auf eine normale Fangtour mitzunehmen, überraschend. Wir boten artig unsere Hilfe an. Aber da schauten sie eher ein bisschen skeptisch. Insgeheim dachten sie wahrscheinlich: es reicht schon, wenn ihr uns nicht das Boot vollspuckt und keiner über Bord geht....

*teilnehmende
Beobachtung beim
Sardinienfang im
portugiesischen
Atlantik*

Wir beobachteten eine sehr handwerkliche Fischfangtechnik mit vielen zupackenden Händen.

Wenig kapitalintensiv. Mich erinnerte die Szenerie eher an Subsistenzbauern, die zwar auch von ihrer Arbeit leben können, aber ihr Leben immer sehr auf Kante genäht haben.



Bei uns allen blieb die ausgesprochene Freundlichkeit der gesamten Crew als Eindruck haften – und das gemeinsame Braten der frisch gefangenen Sardinen bei aufgehender Sonne. Frischer hatten wir nie Fisch gegessen. Beim Entgräten ließ sich vernehmen, dass diese Männer **mit der Nelkenrevolution gewisse Hoffnungen verbanden, aber keine übertriebenen**. Es klang so, wie: es würde reichen, wenn es nicht schlechter wird.

Ein paar Monate nach der Nelkenrevolution war auch die Periode der griechischen Junta zu Ende gegangen. Jetzt lag nur noch die Franco-Diktatur im Nachbarland Spanien in ihren letzten Zuckungen. Man konnte wohl sagen, dass die Nelkenrevolution ein Türöffner gewesen war. Nur, die undifferenzierte Sympathie für die Befreiungsarmeen in den Ex-Kolonien wurde in unserer Reisegesellschaft kontrovers diskutiert.

Ich selber gehörte zu denen, die für die mittlere Zukunft noch kein klares Bild hatten – auch weil z.B. Cuba den neuen Unabhängigen in Afrika nicht langfristig so zur Seite stehen konnte, wie sie es mit Sicherheit noch benötigten. Und das Haupt-risiko würde auch in Afrika selbst bestehen. Wer würde in den ehemaligen portugiesischen Kolonien die Guillotine aufstellen und wessen Köpfe würden in den nachrevolutionären Unruhen rollen ...?

Allerdings: für Monika und mich war es ein spannender Einstieg zurück in die politische und die entwicklungspolitische Diskussion in Deutschland/Europa und es wurde eine feste Plattform für die Beziehungen zu den neuen Freunden am Bielefelder Gymnasium und in der soziologischen Fakultät der Uni.



Promotion geschafft - mit spannendem Beipack von Genf bis Nairobi

Die Rahmenbedingungen für die Promotion in Bielefeld waren nicht schlecht. Der Doktorvater, Prof. Steger, hatte schon in Peru sehr wohlwollend auf meine Grundidee geschaut: die realen Bedingungen der internationalen Umweltpolitik und darin insbesondere das Verhältnis Industrieländer zu sog. Entwicklungsländern. Zu diesem Thema gab es kaum wissenschaftliche Arbeiten. Darüber hinaus hatte ich mich erfolgreich um ein Promotionsstipendium des Landes NRW beworben. Monika konnte gleich ihr Referendariat in Bielefeld antreten. Unser soeben erstandener, gut erhaltener, sehr praktischer VW-Variant machte keine Probleme. Wir hatten eine nette, helle Wohnung am Rand des Teutoburger Waldes gefunden. Alles bestens.

Für meine Recherchen hatte ich mir Quellenstudium vor Ort vorgenommen. Das machte Reisen erforderlich. Zur Finanzierung derselben hatte ich mit der Stipendiumvergabestelle den Verzicht auf das übliche „Büchergeld“ ausgehandelt und dafür den Reisekostenzuschuß zu den beiden Quellen eingehandelt, die für mein Thema zentral waren. Als vorheriger Mitarbeiter der UNESCO fand ich sowohl in Genf als auch in Nairobi ziemlich leichten Zugang zu allen Dokumenten, Protokollen, Berichten rund um die allererste Umweltkonferenz der Vereinten Nationen 1972 in Stockholm – die UNCHE.³⁸ Aus meiner Sicht besaß diese erste global angelegte Umweltkonferenz das politische Potenzial für die gemeinsame Behandlung zukunftsweisender Probleme zwischen Industrie- und Entwicklungsländern.³⁹ Im Rahmen der Dissertation wollte ich überprüfen, ob dieses Potenzial real war oder nur konjunkturellen oder gar nur Show-Charakter besaß. Im Rahmen meiner Möglichkeiten wollte ich dazu möglichst mit authentischen Teilnehmern und Beobachtern sprechen und möglichst viele Unterlagen auswerten, die dem Prozess der einzelnen Resolutionen oder Vereinbarungen dieser Konferenz voran gingen – ich wollte also vor allem die inneren Mechanismen dieser großen Konferenz mit ihrem großen Thema etwas transparenter machen. Eine besonders gute Gelegenheit dafür bot die Reise zum neu eingerichteten UN Umweltprogramm UNEP in Nairobi. Hier würde ich gleichzeitig in den UNEP-Archiven wühlen

³⁸ UNCHE = United Nations Conference on the Human Environment

³⁹ Ich bleibe der Einfachheit halber bei diesen Termini, auch wenn es uns damals längst bewusst war, dass weder die Pauschalierung in Industrie- und Entwicklungsländer sinnvoll war noch das darin implizierte Verständnis, dass „Entwicklung“ so zu verstehen sein müsse, wie es die Industrieländer praktizierten

können wie auch den Hauch von Afrika mitnehmen, der sich sicher von Lateinamerika unterschied.

Afrikanischer Einschub:

(Brief-Auszug, Nairobi, Juli 75:)

zu Hause werdet ihr lachen, aber ich bin in Nairobi beim CVJM gelandet und betrachte das sogar als Glücksfall. Das Hotel liegt ca. 15 min vom eigentlichen Stadtkern entfernt in guter Wohnlage mit großem Swimming Pool und ganz ausgezeichneten Eßgewohnheiten. Nicht nur 4 Mahlzeiten pro Tag, sondern auch noch strotzend vor Gesundheit. Für manche Leute läge ein gewisser Nachteil darin, dass es nur 2-Bett-Zimmer gibt. Aber die anfänglichen Sorgenfältchen ob der Sicherheit der eigenen Besitztümer weichen doch recht schnell, wenn man sich mit dem Zimmergenossen die ersten Rededuellen geliefert hat, seine Pflöcke eingeschlagen hat und weiß, wer einem gegenüber sitzt oder schläft. Ich weiß noch nicht, inwiefern sich hier vielleicht eine besondere Gruppe als Gäste eingefunden hat, mit denen ich bisher spontan gut auskomme. Aber noch auffälliger für mich ist der Eindruck, dass die hier lebenden Afrikaner aufgeschlossener und eigenständiger sind als was wir so im Durchschnitt in meinem Projektumfeld in Peru angetroffen hatten.

*CVJM-Lodge
Nairobi, 1975*

Der eigentliche Zweck der Reise hat sich auch schon ganz ordentlich angelassen. Im UN-Umweltzentrum UNEP sitzen an den (für mich) richtigen Stellen Chilenen, mit denen ich natürlich sofort warm war und die helfen werden, weitere



Kontakte zu knüpfen. Was meine Glückgefühle ein bisschen dämpft, ist die Tatsache, dass Serengeti und Ngorogoro-Krater zwar dicht vor der Tür liegen, aber für mich ohne Auto doch viel zu weit weg sind bzw. zu teuer, um dorthin zu reisen. Und einen Bus zum Ngorogoro-Krater habe ich leider nicht gefunden. Ich versuche nur leidlich, mich mit der Selbstversicherung zu trösten, dass auf diese Weise wenigstens noch etwas bleibt, was sich auch später kennenzulernen lohnt.

Natürlich muss ich mich beim nächsten Mal besser vorbereiten. Denn die Massai-Männer zeigen sich erheblich aggressiver als die Hochland-indianer in Peru oder Bolivien. Bei einer Busreise zum Mount Kenia stand eine Gruppe von ihnen an einer der Bushaltestellen unterwegs scheinbar gelangweilt herum.



*Busbahnhof
Nairobi, 1975*

Als ich dann aus gebührender Entfernung ein Foto von ihnen schoss, war klar, dass sie nur darauf gewartet hatten und wild mit den Speeren gestikulierend auf mich zurannten.

Ich stürmte zurück in den Bus, zog mir beim Einsteigen

gleichzeitig das Hemd vom Körper und hockte mich im T-Shirt zwischen die anderen Fahrgäste, so dass ich von außen nicht mehr leicht zu identifizieren war. Ich hatte in Südamerika gelernt, die Angst der Indios vor einer Kamera zu respektieren; hier traf ich auf Einheimische, die keine Angst vor der Kamera hatten, vielmehr eine lukrative Einnahmequelle in den Foto-Touristen erkannt hatten. Diese Lektion war klar.

*Massai erwarten Foto-süchtigen Touristen
an der Bushaltestelle*

Für mich war das schon die zweite wichtige Lektion. Denn die erste hatte ich gleich am Ankunftstag gelernt. Ich war abends in Nairobi in ein Kino gegangen, in dem ein afrikanischer Film lief. Den wollte ich sehen, aber aus Neugier auch das ganze Vorprogramm. Wie sieht hier die „Foxtönende Wochenschau“, die Reklame, die Nachrichten und überhaupt die Selbstdarstellung von Afrika aus. Ich kaufte pünktlich mein ticket, setzte mich mitten in eine freie Reihe (aber eigentlich waren alle Reihen frei). Die Reise ging mir noch im Kopf herum. Irgendeine Musik lief ab. Irgendetwas fand auf der Leinwand statt, aber noch kein Film. Als dann plötzliche Stille eintrat, stürzten 3 oder 4 kräftige dunkle Burschen von beiden Seiten auf mich zu, gestikulierten heftig. Ich verstand überhaupt nichts. Und dann ver-



stand ich, dass ich sie beleidigt hatte, denn ich war nicht aufgestanden als auf der Leinwand die Nationalflagge wehte und die Nationalhymne dazu gespielt wurde. Jetzt fingen wir an zu palavern, denn sie forderten mich auf, das Kino zu verlassen. Ich sagte: nur, wenn ich mit dem Direktor sprechen kann. Wir zogen zum Direktor. Auch er blickte sehr erzürnt. Aber wir kamen uns näher mit „zum ersten Mal in dem schönen

Kenya, zum ersten Mal in Nairobi, sehr angetan von einem solchen Kino; leider kenne ich die Nationalhymne noch nicht – schließlich mein erster Tag vor Ort“ Der Direktor zeigte sich gnädig. Zwar blieb die Beleidigung der Fahne eine Beleidigung und ich dürfe daher auf keinen Fall wieder an meinen alten Platz mitten im Saal, aber – nun gut – oben auf der Empore dürfe ich Platz nehmen und den Film sehen... Wie gesagt, das war die erste Lektion gewesen. Vielleicht hatte ich meinen Hemingway und seine Grünen Hügel Afrikas nicht genau genug gelesen....

Der Afrika-Abstecher war jedenfalls nicht vergebens. Dort, beim Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP), traf ich mich mit wichtigen Gesprächspartnern und konnte wertvolle Unterlagen zu meinem Thema einsammeln. Es war genau das UNEP, das in späteren Jahren lange Zeit von den deutschen Generaldirektoren Klaus Töpfer und danach von Achim Steiner geleitet wurde.

Die Gespräche mit Forschern, Mitarbeitern und anderen Besuchern des UNEP sowie die - begrenzten - Einblicke in ökologisch stark belastete Landstriche Kenyas und Tansanias hatten mich eindrucksvoll bestärkt, Theorie und Praxis der internationalen Umweltpolitik in den Mittelpunkt der Dissertation zu stellen. Ich gewann Klarheit für die Hauptakzente, die ich setzen wollte, darunter:

- *Teil I: UNCHE, die erste UN-Umweltkonferenz als Beispiel für die so verstandene Integrationspolitik der Industriestaaten*
- *Teil II: Das Umweltprogramm der Vereinten Nationen, UNEP, als formales Zentrum der internationalen Umweltpolitik innerhalb der Nord-Süd-Beziehungen*
- *Teil III: Zur umweltpolitischen Bedeutung transnationaler Produktion*
- *Teil IV: Zur Umweltpolitik der Weltbank.*

Nach gut 2 Jahren war die Dissertation als Manuskript praktisch fertig. Mein Doktorvater Steger hatte die Arbeit regelmäßig mit mir diskutiert. Das Stipendium war auf 2 ½ Jahre begrenzt. Die Zeit wollte ich einhalten, zumal ich schon die Sonderregelung „Büchergeld gegen Reisekosten“ hatte treffen können.

Es war also Zeit, sich um einen bezahlten Arbeitsplatz zu bemühen. Ich suchte und fand ihn bei der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe (EZE) in Bonn als Lateinamerikareferent. Mit dem Gehalt ließ sich problemlos nach Bonn umziehen, und zwar in das letzte Haus im Süden von Bonn-Mehlem, direkt an der Landesgrenze zu Rheinland-Pfalz. Das bedeutete, wie in Bielefeld, wieder direkter Naturzugang gleich hinter der Haustür. Vom Balkon aus sahen wir nur Felder vor uns und etwas schräg nach Südosten über den Rhein hinweg den Drachenfels. Mit meiner Bauerfahrung nahm ich eine Zwischenwand in der winzigen Küche heraus, so dass ein Frühstückstisch mit Stühlen hineinpasste und alles war gut.

Nur das Promotionsverfahren zog sich immer noch, weil der Zweitgutachter sich inzwischen diametral gegen den Erstgutachter (Steger) gestellt hatte und mir empfahl, aus dem Thema und dem gewaltigen Material eine ganz andere Arbeit zu fertigen. Ich lehnte ab und Steger lehnte ab. Das Problem war ein doppeltes: zum einen konnte der Zweitgutachter mit meinem Thema „Internationale Umweltpolitik und Nord-Süd-Beziehungen“ entweder tatsächlich nichts anfangen (warum hatte er dann anfangs zugestimmt?) oder aber ich/meine Arbeit diente als Arena für den Uni-internen Konflikt zwischen zwei Dozenten-Gruppierungen. Meine beiden Gutachter gehörten den unterschiedlichen Fraktionen an. Beim Nachdenken darüber geriet ich allmählich ins Schwitzen. Als dann die Prüfungskommission einen Termin für das Rigorosum mitteilte und auch anfragte, ob ich mit einer öffentlich geführten Veranstaltung einver-

standen sei, da sagte ich zu und dachte nur: endlich. Denn durch die volle Stelle in der EZE war ich gut mit der Betreuung meiner Projekte in den Andenstaaten ausgelastet und hatte kaum noch Zeit, mich um das Rigorosum zu kümmern. Zum Termin kam eine ganze Gruppe anderer Doktoranden der Sozialwissenschaften. Von ihnen hörte ich später durchweg zustimmende Kommentare, was meinen Auftritt betraf. Aber ich selber hätte beim Verlassen der Uni und während meiner Rückfahrt nach Bonn nicht mehr sagen können, über was wir während der 2 Stunden im Einzelnen diskutiert und gestritten hatten. Mein Kopf war leer, füllte sich aber dann doch schnell wieder mit ganz unakademischen Gedanken: Ohne meinen ersten Betreuer hätte es eng werden können. Dabei war die Arbeit selber schon längst abgeschlossen. Die finanzielle Förderung war damit auch beendet. Deswegen hatte ich ja schon 1977, vor Abschluß des akademischen Verfahrens, einen normalen, bezahlten Arbeitsplatz gesucht und bei der EZE in Bonn gefunden. Alles das ging mir bei der Fahrt nach Bonn gleichzeitig durch den Kopf. Aber nicht mehr als Belastung, eher als Kuriosum. Und je näher ich Bonn kam desto mehr wuchsen Freude und Euphorie in mir. Denn dort in Bad Godesberg am Rhein warteten schon Frau Monika, unsere beiden Sprösslinge und sehr gute Freunde, die alle erstaunlich sicher waren, dass sie die Flasche Sekt nicht umsonst kalt gestellt hatten.

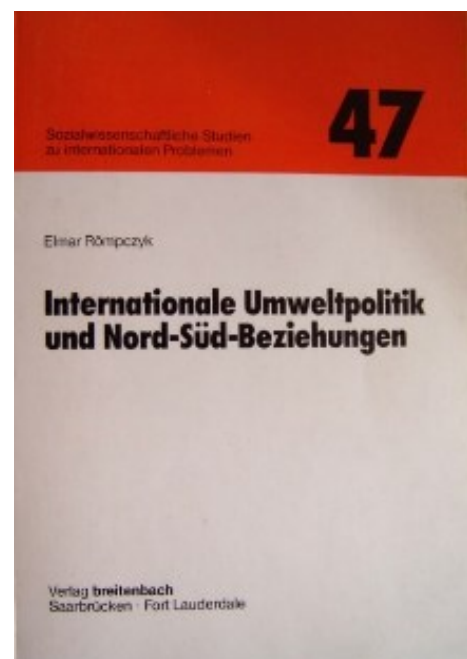
Der Stress war letztlich schnell abgefallen. Jetzt wollte ich aus der akademischen Arbeit eine wahrnehmbare Publikation machen. Der Breitenbach-Verlag in Saarbrücken war sofort bereit. Ich mußte nur eine druckfähige Vorlage liefern. Die Frau meines bestbefreundeten Kollegen in der EZE arbeitete zu Hause mit einer elektrischen Schreibmaschine (Computer gehörten noch nicht zur üblichen Heimausstattung). Das Honorar war schnell geregelt. Wir hockten über viele Stunden immer wieder zusammen, um manchmal den Text ein wenig zu ändern oder um Grafiken richtig zu platzieren etc..

Karin war eine sehr gute technische Hilfe. Breitenbach konnte das Buch ohne Verzug auf den Markt bringen. Und Prof. Steger, der wegen des Konflikts in Bielefeld inzwischen an die Uni Erlangen gewechselt hatte, arbeitete jetzt mit diesem Buch in seinen Seminaren. Viel besser ging's nicht.....



*Dr. rer soc,
1979*

und die veröffentlichte Fassung der Dissertation



Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen und Problemen der internationalen Umweltpolitik wurde ab jetzt erheblich mehr als nur die Pflichtübung auf dem Weg zur Doktor-Würde. Das Thema wurde für den Rest meines Berufslebens (das ja gerade erst angefangen hatte) mein Nordstern. Das machten schon die ersten Sätze der Einleitung in der Buchfassung von 1979 deutlich: *"In dieser Untersuchung geht es um die Frage nach den politisch-ökonomischen Auswirkungen der Umweltprobleme in Industriestaaten auf die aktuellen und die absehbaren Nord-Süd-Beziehungen. Wir wollen die weltweiten Auswirkungen der Umweltbelastungen in Industriestaaten zusammen mit den Lösungsmöglichkeiten und Lösungsinstrumenten analysieren, die auf Initiative der Industriestaaten in internationalen Organisationen und von metropolen Institutionen entwickelt werden und die aus der internationalen Umweltpolitik in den kommenden Jahren einen der wichtigsten Konfliktbereiche zwischen Industriestaaten und Entwicklungsländern machen können."*



Zwei Geburten könnten unterschiedlicher nicht sein: Miriam und Daniel

Bielefeld hatte uns - wie gesagt - sehr freundlich aufgenommen als wir aus Peru zurückkamen. Wir hatten schnell ein nettes Häuschen am Rand des Teutoburger Waldes gefunden. Die Lage war nicht unwichtig, denn 2 Jahre später wurde unsere Miriam geboren und hatte von Anfang an frische Waldluft um die Nase. Vor allem dann, wenn ich sie im Kinderwagen im Laufschrift über die Waldwege schob. Und dafür fand ich auch deswegen genügend Zeit, weil ich mit meiner Dissertation kurz vor dem Abschluß stand.

Wir hatten uns eigentlich entschieden, zwei Waisenkinder zu adoptieren. Sie mussten nicht unbedingt aus Deutschland stammen, wo es auch andere interessierte junge Paare gab. Die Kinder sollten allerdings auch nicht aus Schwarzafrika stammen, weil unsere deutsche Gesellschaft solchen Kindern und Erwachsenen später nicht immer nur freundlich gegenüber steht, wie sich dann nach der Wende 1989 mehrfach vor allem in Sachsen und Thüringen gezeigt hat. Weil allerdings die bürokratischen Hürden in Deutschland für einen solchen legalen Adoptionsprozess insgesamt hoch lagen und sich die amtlichen Überprüfungen über ein ganzes Jahr hingen, war am letzten Tag des Jahres 1976 schon mal *Miriam Andina* in Bielefeld geboren worden.

Nur, bei Miriams Geburt hatte es eine gewaltige Überraschung gegeben. Ich hatte Monika in den Kreissaal begleitet. Sanfte Musik, abgedunkelte Beleuchtung. So, wie wir es als „sanfte Geburt“ mit den Ärzten besprochen hatten. Die Geburt hatte nicht allzu lange gedauert. Das Baby sah sehr gesund aus, beinahe wie gerade zurück vom Spanien-Urlaub. Aber schon am nächsten Tag eröffneten uns die Ärzte, dass es eine Unverträglichkeit zwischen den mütterlichen und den väterlichen Blut-Untergruppen gebe, die sie im Vorhinein nicht erkannt hatten. Das Kind müsse sofort einen Blutaustausch erhalten. 3 Wochen müsse die Kleine mit dem Doppelnamen Miriam Andina (Reminiszenz an Peru) in der Klinik in Quarantäne verbleiben, ehe sie mit nach Haus kommen könne. Eine Hirnschädigung sei nicht zu befürchten, aber gewisse Probleme mit der Feinmotorik. Die würden sich etwa bis zum 6. Lebensjahr auswachsen. Der supergesunde Anblick direkt nach der Geburt war also in Wirklichkeit

ein dickes Alarmzeichen gewesen (Rhesusunverträglichkeit, zu hohe Bilirubinwerte). Alle Angaben der Ärzte trafen ein.

Etwa ein Jahr später lag das Manuskript meiner Doktorarbeit fertig auf dem Tisch. Es fehlte noch das Rigorosum wegen der schon genannten Hochspannung in der Uni Bielefeld. Jetzt kam wieder das Gespräch über ein zweites Kind auf. Miriam war inzwischen 1 Jahr alt. Unsere beiden Kinder sollten altersmäßig eng beieinander liegen, um den gleichen Sozialisationsprozeß zu erleben. Ich arbeitete inzwischen für die Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe in Bonn. Wegen der Menschenrechtsprobleme in Chile unterhielt ich Kontakt zu Helmut Frenz, dem Generalsekretär von Amnesty International Deutschland und vormaligen evangelischen Bischof in Chile, genauer in Concepción. Als 1978 mal wieder eine Dienstreise nach Chile anstand, gab er mir die Adresse einer deutschstämmigen Familie in Concepción, die sich bestens mit dem Thema Adoption auskannte. Das wollte ich bei dieser Dienstreise nutzen. (Auch viele Jahre später erinnerte ich mich noch immer gerne an Frenz, wenn ich durch das ostpreussische Allenstein ins Baltikum fuhr, denn im Schutz dieser alten Burg war Helmut Frenz geboren worden). Helmut Frenz hatte mich der Familie Hellwig in Concepción angekündigt. Mutter Anneliese besaß gute Kontakte zu einem Waisenhaus in ihrer Stadt. Als ich in ihrer Begleitung in Concepción beim Jugendgericht nachfragte, lautete die Information, dass just in diesem Augenblick zwei Babies zur Adoption freigegeben waren. Es schob sich dennoch ein Hindernis in den Weg, weshalb ich als Ergebnis dieser Dienstreise keinen kleinen Chilene mit nach Hause brachte. Das wurde aber nur 2 Monate später nachgeholt als wir von demselben Adoptionsgericht einen Anruf erhielten, dass nun alle offenen Fragen gelöst seien und wieder ein Baby freigegeben wurde. Diesmal flog Monika nach Chile und kam mit dem Burschen zurück, der noch keinen Namen trug und von uns - wie Miriam - ebenfalls einen Doppelnamen erhielt: *Daniel Nicolas*.



Durch sein Geburtsland besaß Daniel einen chilenischen Paß. Durch seine Adoptiveltern einen deutschen. Entscheiden musste er sich erst als er volljährig wurde bzw. als der Militärdienst anstand. Unsere Beziehungen zu Lateinamerika und zu Chile besaßen jetzt nicht nur die politische, sondern auch diese sehr menschliche Dimension. Hier war eine EZE-Dienstreise sehr erfolgreich durchgeführt worden. Die Familie war damit vollzählig.

*auf unserem Süd-Balkon
in Mehlen, 1979*



Kirchlicher Ankerplatz EZE, 1977-1979

Bevor die *Evangelische Zentralstelle für Entwicklungshilfe* (EZE) zu einer der Tochterorganisationen des heutigen Evangelischen Entwicklungsdienstes wurde und seit 2012 zu einem Element des noch größeren Verbundes „Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst“, war sie - im Sinne ihres Namens - die zentrale Anlaufstelle für entwicklungspolitische Aktivitäten der Evangelischen Kirche Deutschlands. Das galt jedenfalls mit Blick auf die Verwendung öffentlicher Gelder (BMZ) für Projektarbeit in Afrika, Asien, Lateinamerika, für die ein kirchlicher Bezug gesichert sein musste. Daneben stand als zweites Bein der entwicklungspolitischen Zusammenarbeit der ev. Kirche *Brot für die Welt*, wo ein Großteil der Projekte über eingeworbene Spendengelder finanziert wurde. Was die Geldmittel betraf, stand der große Bruder EZE neben seinem kleineren Bruder Brot für die Welt. Mit Blick auf die politischen Sensibilitäten und Innovationen waren die Gewichte eher umgekehrt verteilt.

Diese EZE in Bonn-Bad-Godesberg-Plittersdorf war nach Bielefeld mein wichtigster beruflicher Ankerplatz für die nächsten Jahre geworden. Der Ankerplatz hieß konkret: Lateinamerika-Referent. Schwerpunkt: Andenregion von Kolumbien bis Chile. Mit meinem Kollegen und Freund Heidulf Schmidt diskutierten wir oft genug die Frage, warum wir uns gerade in dieses ideologische Korsett zwingen ließen. Zweimal im Jahr waren wir gezwungen, unsere geplanten Projekte und Maßnahmen der evangelischen Bischofskonferenz vorzulegen, damit sie dort genehmigt und - kirchlich gesprochen - abgesegnet werden konnten. Sowohl Heidulf als auch ich besaßen unsere sehr eigenen Kontakte im Andenraum, die nun gar nichts mit Kirchen zu tun hatten, ganz im Gegenteil. Meine Schiene nach Peru hatte sich über die UNESCO entwickelt. Heidulf hatte für den deutschen Konzern Schering in Peru gearbeitet. In einer je anderen Abteilung der EZE waren wir beide jetzt arbeitsteilig für die Region der Andenländer zuständig.

Durch unsere gute persönliche Zusammenarbeit schafften Heidulf und ich es immer wieder, kirchennahe Strukturen für solche Projekte zu simulieren, die wir für entwicklungspolitisch richtig und sinnvoll hielten, denen aber der reale Bezug zu einer der protestantischen Sekten fehlte (Adventisten, Mormonen, CVJM, Diakonia etc). Das ging nur, weil wir entwicklungspolitisch engagierte Kontakteleute in Peru und Bolivien und Ecuador und Chile besaßen, die ähnlich dachten und in Kooperation mit denen sich die zur Verfügung stehenden Finanzmittel des BMZ an den konservativen Strukturen der lokalen Kirchen vorbei an die angesprochenen Zielgruppen lenken ließen.

Das gelang freilich nicht immer und führte auch schon mal in widersprüchliche Situationen, wie sie gerade im Rahmen von Dienstreisen durch "meine" Länder gelegentlich sichtbar wurden. Private Zeilen nach Hause machten das deutlicher als mancher offizielle Reisebericht, der für die Akten und die glatte Außendarstellung und den schnellen Mittelabfluss angefertigt wurde:

Evangelische Dienstreisen in die Anden, mit möglichst wenig kirchlichem Kontakt (1978)

(Brief-Auszug aus Ecuador:)

Am Sonntag bin ich aus Quito nach Guayaquil an die tropische Küste hinunter geflogen. Schweißtreibende Feuchtigkeit, Mosquitos, kein Bier (anderes kann man hier kaum trinken).

Die Woche in Ecuador war ungeheuer voll mit Gesprächen und Fahrten aufs Land, in

die Indiodörfer. Die Belastung für Reisende wie mich besteht dabei vor allem darin, dass ich mich mit den Problemen der Menschen vor Ort voll vertraut fühle und mich mit ihnen solidarisiere. Zugleich muss ich aber die ganzen Restriktionen beachten, die die Institution EZE, bzw. das Entwicklungsministerium und das Außenministerium unser-einem auferlegen („politische Sensibilität“).

Hinzu kommt die ganz eigene Perspektive, mit der man hier draußen trotz aller persönlicher Sympathie immer als der Finanzonkel wahrgenommen wird. Und nicht zuletzt besteht das große Problem der entwicklungspolitischen Widersprüche, das sich bei mir dadurch bildet, dass ich einerseits für so wenig Geld-vergabe wie möglich bin, um so viel wie möglich an Abhängigkeit (finanzielle wie ideologische) zu vermeiden. Dem steht aber der Druck durch die EZE-Geschäftsführung entgegen, die möglichst viel Geld mit wenigen (daher möglichst großen) Maßnahmen unter die Leute bringen möchte. Denn je höher der Umsatz (Gesamtsumme der verausgabten Projektmittel) desto höher berechnen sich die Verwaltungskostenzuschüsse des BMZ an die EZE. Aber mit welcher Konsequenz?! Um das viele auszugebende Geld nicht auch noch für so beknackte Infrastruktur-Projekt verschwenden zu müssen, wie große zentrale Krankenhäuser (Clinica Alemana in Santiago, Chile) oder grosse zentrale Schulen oder ähnliches, muss ich solche Projekte der Basis-Gruppen irgendwie aufblasen. Mit den Organisationen gemeinsam rechnen wir dringend benötigte Rechtsberatung, informale Erwachsenenbildung, präventive Gesundheitsprogramme, qualitative Ernährungssicherung oder Erosionsschutz im Andenhochland etc mit in den Projektantrag hinein. Am Ende entsteht so ein ganzheitliches Projekt, dem die Bischöfe dann gerne zustimmen, wenn darin noch irgendwie „evangelische Kirche“ erkennbar ist.....

(Brief-Auszug aus Bolivien:)

Nach einer letzten ecuadorianischen Nachtsitzung, die meistens mit einem fetten Meerschweinchen-Essen in irgendeinem der einheimischen Spezial-Restaurants enden, ging es dann am Montagmorgen über das bolivianische Hochland hierher an den Rand des Titicaca-Sees. Es war ein kolossal schöner Flug bei ungetrübter Fernsicht über die endlose Kette der 6000er Schneegipfel der Cordilliere. Viele Erinnerungen an die UNESCO-Zeit hier oben waren sofort wieder präsent.

Je näher wir der Hauptstadt kamen, desto häufiger waren die Strukturen und Spuren der alten Besiedlungen der Inca- und Vor-Inca-Zeit zu erkennen (wie Tiahuanaco), bzw. kamen immer häufiger auch kleine neue Siedlungen dazu. Bolivien ist wirklich ein sehr schönes Land. Tja, jetzt gibt das Farbband der Maschine endgültig seinen Geist auf. Ich hätte aber auch ohnehin aufhören müssen, da der nächste Termin wartet.....

Aus meiner Sicht galt es, am Ankerplatz EZE nicht nur mit den auch durch die deutsche Entwicklungspolitik hervorgerufenen Widersprüchen fertig zu werden. Auf diesen Reisen blieben auch zwischenzeitliche Irritationen nicht aus, wie z.B. bei einer internationalen Konferenz des US-amerikanischen CVJM, die in Lima einberufen worden war, um alle evangelischen Geberorganisationen, die sich im Andenraum bewegten, besser miteinander abzustimmen. Etwas, das wir ein „Geber-Kartell“ nannten (also Geldgeber, wie die EZE, aus ganz Europa und Nordamerika für dieselben Zielgruppen in der Region). Dieses Kartell kam weder in den 1970er Jahren noch danach wirklich ans Laufen, weil die Geber-Interessen untereinander in Widerspruch stehen und sehr selten gesellschaftspolitisch überzeugende und untereinander abgestimmte Nehmer-Interessen dem gegenüber stehen. Zu der CVJM-Konferenz in Lima schrieb ich neben dem offiziellen Bericht auch ein paar private Zeilen nach Hause, um die Atmosphäre zu skizzieren:

(Brief-Auszug aus Peru:)

ich war mal wieder in einem dieser sehr feinen Hotels gelandet, wo eine - ja was wohl? - Konferenz über die Armutprobleme in Lateinamerika stattfand. ...

Der erste Konferenztag endete übrigens genauso wenig entwicklungsrelevant, wie das Hotel selber, nämlich mit einem Riesenempfang in der Millionärsvilla des CVJM-Vizepräsidenten, mit Dutzenden unterschiedlichster Gerichte und 4-5 Dienern (Indiogesichter), die unentwegt Cocktails und Sonstiges umher trugen. Heute Morgen wurde ich dann abgeholt, um den großen Sprung aus der Armutsdiskussion im Überfluss in die tatsächliche Armut der Hochlandgemeinden zu tun.

Mit diesen Leuten, die mich abgeholt hatten, standen, saßen, liefen wir dann während der nächsten Woche mit der Hochlandbevölkerung in verschiedene ihrer Mittelpunkt-dörfer, die dringend ein funktionierendes lokales Schulgebäude oder einen Gesundheitsposten für die umliegende Landbevölkerung benötigten - so, wie in Bolivien und zuvor in Ecuador. Dabei interessierte mich herzlich wenig, ob wir hier im Einklang mit dem CVJM-Vizepräsidenten oder den deutschen Bischöfen handelten. Es war eindeutig im Interesse der Menschen vor Ort, und das genügte mir vollkommen.



(Boden mit Steinen auslegen statt in Beton zu gießen)

Vorschläge, wie einen Bewässerungskanal mit alter Indio-Technik anzulegen, fand ich dabei ebenso förderungswürdig, wie den Ausbau und die Ausstattung einer ländlichen Mittelpunktschule für Jungen und Mädchen.

Prüfung von EZE-grassroot-Projekten mit der Zielgruppe, 1978: z.B. neuer Bewässerungskanal mit alter Indio-Technik

Projektprüfung: Ausbau der lokalen Schule

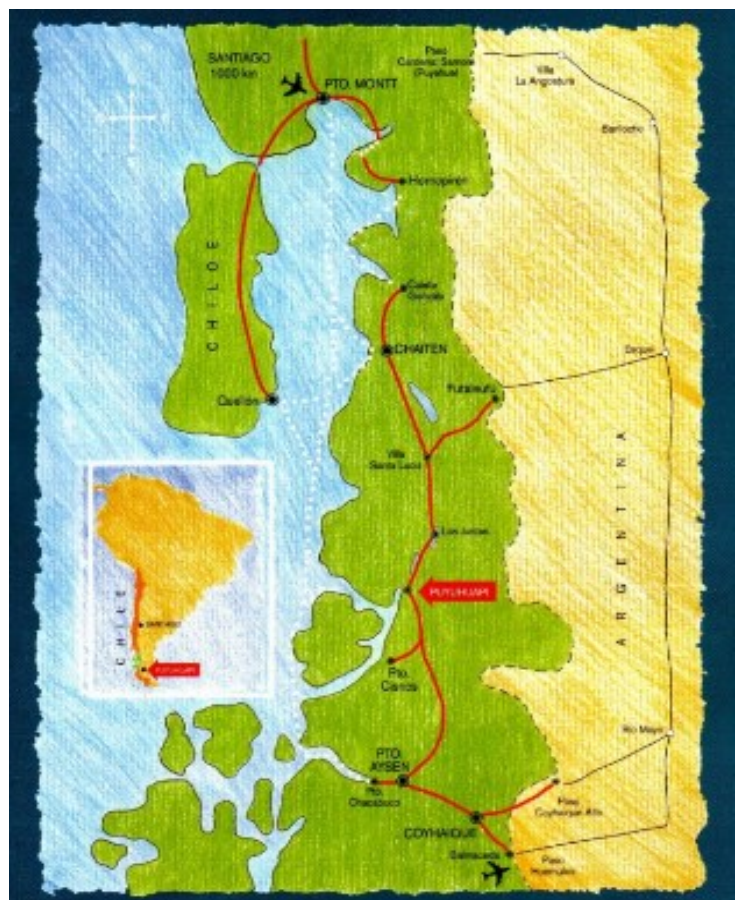
Erst dann kam die Überlegung, wie solche Projekte mit welchem fortschrittlichen Teil der protestantischen Kirche verknüpft werden konnten.....



Auch Chile gehörte zu meinen EZE-Ländern. Und war besonders stressig. Zu wiederholten Spannungen mit der EZE-Geschäftsführung (Dr. P.) hatten nicht nur so widersprüchliche Konferenzen, wie das CVJM-Treffen im Hyatt-Hotel in Lima geführt, sondern auch direkte politische Auseinandersetzungen, wie z.B. um den Straßenbau in Chiles Patagonien. Die Pinochet-freundliche evangelische Partnerorganisation der EZE, Diakonia, hatte einen Finanzierungsantrag für den Ausbau der Straße nach Puyuhuapi in der XI. Region gestellt (also im chilenischen Patagonien). Die EZE-Bischöfe hatten dem Antrag über mehrere Millionen Mark zugestimmt. Einige Kollegen hatten, wie ich selber auch, heftig dagegen argumentiert und ein solches "Hilfsprojekt" als Hilfe für das Militärregime klassifiziert. Denn Pinochets Generälen fehlte zu der Zeit ein gutes Stück ihrer "Carretera Austral", über die sie die schlecht erschlossene Region der Urwälder und Eisberge bis hinunter nach Puerto Aysen und Cochrane besser kontrollieren wollten. Mir ist verschlossen geblieben, weshalb die EZE-Geschäftsführung diesen Widerspruch auf sich nahm, zumal die sonstigen öffentlichen Anklagen gegen die Pinochet-Diktatur auch von den anderen Organisationen der evangelischen Hilfswerke ständig in der Öffentlichkeit vorgetragen wurden (etwa *Brot für die Welt* oder *Dienste in Übersee*). Es wäre sogar rein formal leicht gewesen, gegen dieses Projekt zu stimmen, weil die Kirche aus Puyuhuapi schon zum zweiten Mal gemeldet hatte, dass ihr ein Caterpillar in den See abgerutscht sei und sie gerne einen neuen hätten. Da hatte möglicherweise ein General seine Zuneigung zu schwerem Gerät entfaltet und sich zum Caterpillar-Sammler gemausert !?.....

*EZE-Straßenprojekt
Plan aus Puyuhuapi,
in Süd-Süd-Chile*

Ab Mitte der 1970er Jahre war auch in Bonn deutlich geworden, dass sogar die katholische Amtskirche Chiles sich immer stärker gegen die Militärdiktatur stellte (anders als Opus Dei) und dass das Regime daher seine christliche Unterstützung immer mehr bei den protestantisch-fundamentalistischen Kirchen, wie den Pfingstlern, den Adventisten, Diakonia u.a.m. suchte. Auch als Mitarbeiter der evangelischen EZE hatte ich daher bessere Kontakte zur katholischen *Vicaria de la Solidaridad* in Chile als zu diesen evangelischen Sekten. Ich sah es daher als normal an, die Dienstreisen für bestimmte solidarische Akte zu nutzen, z.B. einen Sack voller **Arpilleras** im Fluggepäck mit nach Bonn zu bringen, damit diese in Bonn und anderswo verkauft werden konnten und der Erlös der *Vicaria* in Chile dann für ihre Menschenrechtsarbeit zur Verfügung stand.





Arpilleras wurden aus Stoffresten zu szenischen Bildern zusammengenäht. Näherinnen waren die Mütter oder die Frauen oder Schwestern derer, die der Geheimdienst unter Pinochet als Staatsfeinde in Gefängnisse und in Lager verbracht hatte und von denen niemand genau wußte, ob sie je zurückkehren würden. Meistens nicht.

Arpilleras als Vision und als Regime-Kritik

Ich war nicht der einzige Mitarbeiter innerhalb der evangelischen Entwicklungshilfe, der seine Vorbehalte bei solchen Projekten, wie dem Straßenbau von Puyuhuapi hatte und sich auf seine Weise dagegen wehrte.

Meinem Referatsleiter in der EZE, Dr. Erwin Damaschke, blieb nicht verborgen, dass die unterschiedlichen ent-



wicklungspolitischen Auffassungen zwischen der Geschäftsführung und mir nicht zu beheben waren. Nach dem zuvor geschilderten Rigorosum in Bielefeld riet er mir zu einer anderweitigen Bewerbung und eröffnete mir den Bezug zur Geschäftsführung des Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in Berlin. Ich nahm seinen Rat an, bewarb mich beim DED, wurde nach Berlin-Kladow eingeladen und für die Stelle des Landesdirektors Peru angenommen. Das hieß wieder zurück in die Anden, aber in völlig anderer Mission als zuvor.

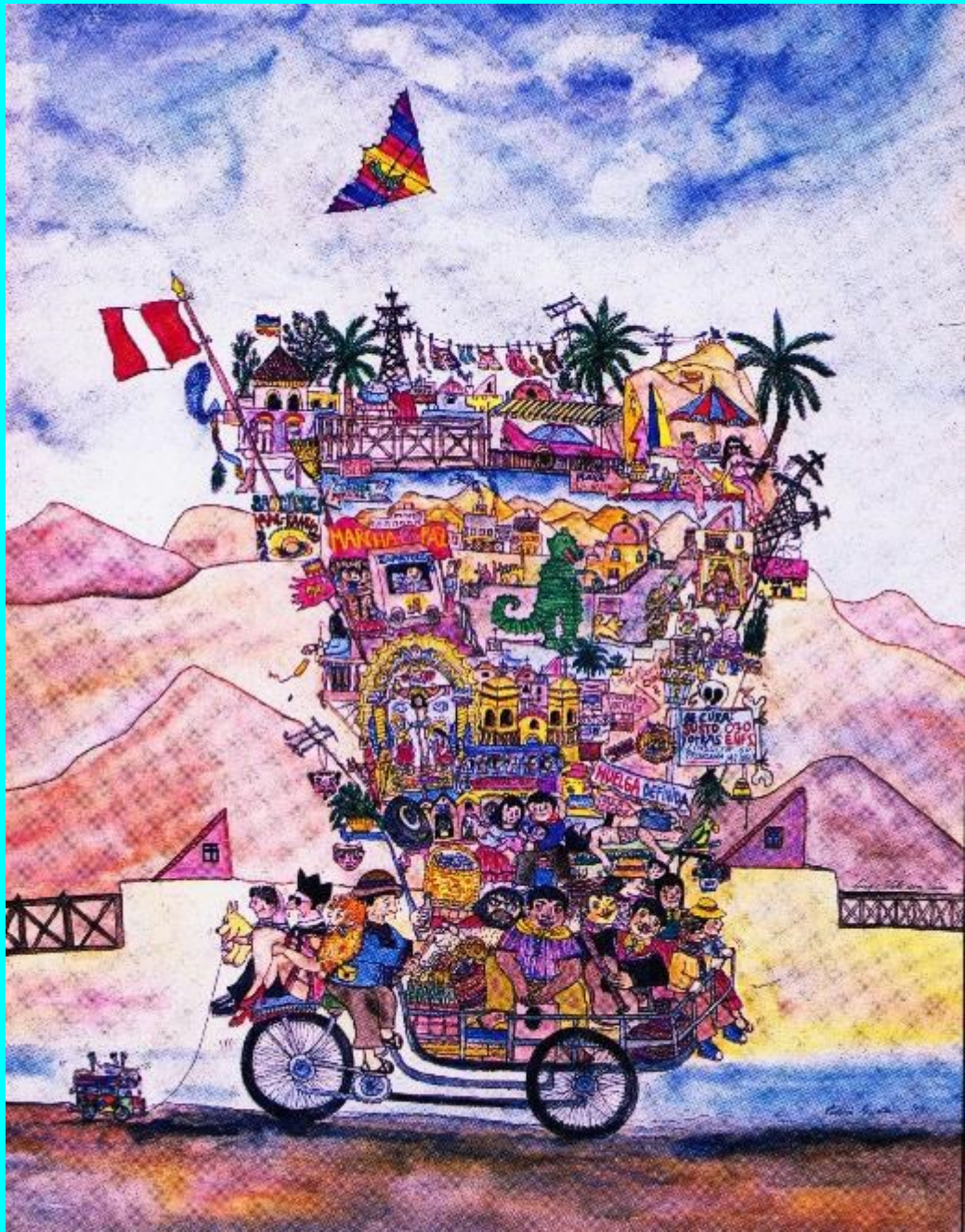
Interessanterweise hatte mein Vorgänger bei der EZE, Berend Hartnagel, sehr ähnliche Erfahrungen in der EZE gemacht und war dann ebenfalls DED-Landesdirektor geworden – im Nachbarland Ecuador. Meinen Kollegen und Freund Heidulf hielt es noch eine Weile in der EZE, dann wechselte er zur Friedrich Ebert Stiftung, bei der wir uns dann einige Jahre später wieder trafen und erneut Kollegen wurden, ebenso wie Berend,

der dann die FES in Kolumbien vertrat, wo ich wiederum ein paar Jahre später für die GTZ eintraf.

Das Karussell hatte angefangen, zu rotieren.



PERU - DED - LANDESDIREKTOR



peruanischer Karneval (Christine Rosenthal)

INHALT

FREUD UND LEID DER VORBEREITUNG BEIM DED	221
Man kennt sich, man sieht sich wieder - nur fünf Jahre später Einstieg am Yarinacocha See betrifft: Grüne Revolution Perus Revolution ist von gestern Dienst-Ritte über die Andendörfer Lima und die <i>Pueblos Jovenes</i>	
VERTIEFUNG DER LANDESKENNTNISSE	236
als gesamte Familie Copacabana fast wie Lima Grosse Wellen und Kapuziner-Äffchen Nazca-Linien und Sandregen Cajamarca, Symbol für europäische Habgier Vom Pazifik zum Amazonas : Identitäten treffen aufeinander Coca – gut für Medizin und für Krieg Ucayali : Regenwald-Geschichten Abbiegen nach Pozuzo und Oxapampa	
GRUMMELN BEIM DED UND BEIM SENDERO LUMINOSO	255
Neue Entwicklungshelfer : Einführungsfahrt in den „Roten Süden“ Perus Aus einem Kontrollreisebericht der DED-Zentrale, 1981	

Der zweite Einsatz in Peru erfolgte mit eben diesem chaotisch-freundlichen Vorgefühl, wie es Christine Rosenthal mit ihrer Graphik „Carnaval de Perú“ erfaßt hat oder wie es mir von den vielen Marktbesuchen im Andenhochland in Erinnerung ist.

Freud und Leid der Vorbereitung beim DED

Der letzte Schritt vor der erneuten Ausreise nach Peru war ein sehr langer. Er zog sich ein halbes Jahr hin und hieß: Vorbereitungsprogramm des Deutschen Entwicklungsdienstes in der Zentrale in Berlin-Kladow für ihre hauptamtlichen Vertreter im Ausland. Als solcher war meine offizielle Bezeichnung: Beauftragter des DED für Peru, mit Sitz in Lima. In späteren Jahren später wurde aus „Beauftragter“ schlicht „Landesdirektor“. Wem's hilft. Funktion, Aufgaben und Probleme blieben dieselben. Ab 2011 verlor der DED dann seine institutionelle und konzeptionelle Eigenständigkeit und wurde auf Veranlassung des unsäglichen BMZ-Ministers Niebel (FDP) von der staatseigenen Consulting für wirtschaftliche Zusammenarbeit (GTZ) geschluckt und diese zusammen mit dem entwicklungspolitischen Vorbereitungsinstitut InWEnt in die seitherige GIZ überführt (Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit). Das Thema „Entwicklung“ war damit aus dem Selbstverständnis des zuständigen Ministeriums (BMZ) bewusst in die zweite Reihe gerückt worden.⁴⁰

1979 entsprach die Selbstwahrnehmung des DED und der meisten seiner Mitarbeiter dem Bild von der deutschen Stütze, damit andere Gesellschaften über den embryonalen Zustand hinaus zu einem stattlichen Baum erwachsen können – so wie es wenige Jahre später in der

..... *DED-Sondermarke der Deutschen Bundespost symbolisiert ist:*

Meine Vorbereitung fand die Woche über vornehmlich in Berlin-Spandau, Ortsteil Kladow in einer ansprechenden Anlage, dicht am Wannensee statt. Diese Vorbereitung und andere Veranstaltungen wurden dort noch bis 2000 durchgeführt. Dann zog der DED nach Bonn um und die Gebäude in Kladow blieben bis Ende 2009 leerstehend, verfielen zum Teil, weil bekannt geworden war, dass die gesamte Anlage **asbestverseucht** war.

In meiner Zeit dort in Kladow war von Asbest noch keine Rede. Es ging um Planungstechniken und Abrechnungen, die der Prüfungsordnung des BMZ und dem Bundesrechnungshof standhalten mussten. Es ging um das Berichtswesen. Es ging um die Menschenführung der Entwicklungshelfer, die manchmal mit Ehepartner und Kindern, manchmal allein ausreisen. Dabei finden die einen ihren Arbeitsplatz in einer Stadt mit kultureller Infrastruktur, andere haben sich für den Einsatz in Bauerngemeinden beworben und leben dort gelegentlich ziemlich isoliert.

In meiner eigenen Vorbereitung wurde ein sehr wichtiger Punkt „unterm Teppich gehalten“: ein wiederholt aufgetretener Rollenkonflikte zwischen dem DED-Landesdirektor als verlängertem Arm der Zentrale und dem schon vor Ort befindlichen Regionalbeauftragten Heinz in Cusco. Heinz war selber Entwicklungshelfer



⁴⁰ Weshalb Niebel „unsäglich“ genannt werden muß, erläutere ich am konkreten Beispiel Regenwald-Schutz im Yasuní, Ecuador; s.o., S. 147

(EH), hatte sich während seiner Einsatzjahre vor Ort allerdings als der stärkste Wortführer der EHs profiliert, und zwar in erster Linie als Gegenspieler des Landesdirektors. Die Vorbereitung vermittelte auch zu wenige Indikatoren für den zweiten Rollenkonflikt, den ich mir als Soziologe allerdings selber konkreter hätte ausmalen müssen, nämlich zwischen Landesdirektor und dem sehr sinnvollen Mitwirkungs-gremium der EHs, ihrem Mitbestimmungsausschuss vor Ort.

Eine Quelle dieser Konflikte waren die Ausbilder in der DED-Zentrale Kladow selber. Unter ihnen gab es (auch 10 Jahre nach den 1968er-Demonstrationen) politisch sehr motivierte Kollegen, die in einigen Entwicklungshelfern (die ja auch ihre Vorbereitungen in Kladow genossen) das Gefühl erzeugten, dass da draußen auch eine Art Klassenkampf stattfindet: die Abhängigen und Ausgebeuteten sind die Entwicklungshelfer; der lange Arm der Zentrale ist der Landesdirektor. Also, wehrt euch gegen die Vormachtstellung des Direktors! Ihr seid die Basis, die eigentlichen Produktivkräfte des DED-Systems! Es brauchte vor Ort in Lima nicht allzu lange bis ich diese Grundbefindlichkeit begriff. Sie galt nicht für jeden einzelnen der 30 EHs, aber immerhin. Im ersten Jahr in Peru bewegte ich mich jedenfalls durch ein Minenfeld, in dem ich einigermaßen umsichtig agieren musste. Besonders deutlich bei den regelmäßigen Vollversammlungen aller DED-Mitarbeiter und zwischendurch in einigen Einzelgesprächen. Und ein drittes, ganz anders gelagertes, Minenfeld blieb in Kladow ebenfalls irgendwie nebulös, nämlich die bürokratisch geprägte Zahlenmystik der DED-Zentrale gegenüber dem Entwicklungsministerium, dem BMZ. Dabei besaß für die ministeriale Bürokratie Quantität letztendlich immer Vorrang vor Qualität. D.h., Quantität betraf die absolute Anzahl der Entwicklungshelfer in einem Lande und war ausschlaggebend für die Mittelzuweisung, das Budget, des jeweiligen Landesprogramms. Und damit u.a. auch für die Zahl der hauptamtlich angestellten DED-Mitarbeiter vor Ort. Im Fall Peru waren dies der Landesdirektor, ein Regionalbeauftragter, und ein Verwaltungsassistent für die Finanzverwaltung gegenüber der deutschen Zentrale. Als Ortskräfte hatten wir noch 2 Sekretärinnen und eine Assistentin unter Vertrag für die Einführung der Neuen in die peruanische Realität. Qualität hätte dann eine wichtige Rolle gespielt, wenn die Wirkungen der Projekte, die Empathie der Entwicklungshelfer, die Effizienz der eingesetzten Mittel und Materialien für die Einschätzung eines Landesprogramms einen deutlich höheren Stellenwert besessen hätten als es tatsächlich vom Ministerium und damit von der DED-Zentrale zugebilligt wurde. Aber alles das lernte ich erst nach der Ausreise in Peru selber kennen und verstehen. Ab September 1979 erwartete mich also ein bunter Reigen an Verantwortung als der neue Chef. Was ich in Kladow nur als Raunen vernommen hatte, zeigte sich mir jetzt ziemlich bald als eines der weiteren und großen Probleme unter den Entwicklungshelfern, ihr Alkoholismus. Natürlich vor allem bei den allein Ausgereisten und bei Arbeitsplätzen in der Kälte des Titicaca-Hochlandes oder in abgeschiedenen Dörfern im Einzugsgebiet der Drogen-Mafia an den Abhängen zum Amazonas-Tiefland, der sogenannten *Ceja de Selva*. Tatsächlich kein Einzelphänomen unter den EHs. So manches Mal saß ich dann mit meinem deutschen Verwaltungsassistenten, Christoph Bollinger, in unserem Stammcafé in Miraflores bei einem Feierabendbierchen zusammen, um wieder einmal aus gegebenem Anlass herauszufinden, ob die Auswahl und Vorbereitung der EHs in Berlin mit unzureichenden Kriterien arbeitet. Ob die in der Praxis doch ganz andere reale Situation eines Arbeitsplatzes in einem Indio-Dorf eine zu große Stresssituation schafft und der Arbeitsplatz gewechselt werden sollte. Oder ob durch die exotischen Rahmenbedingungen hier draußen verdeckte Persönlichkeitszüge zum Vorschein kamen, die auch für den Betroffenen selbst eine Überraschung darstellten.

Schließlich hatte sogar Christophs deutscher Vorgänger ebenfalls ein schweres Alkoholproblem gehabt. Wir beide hatten nicht immer eine klare Antwort auf solche komplexen Situationen. Jedenfalls gab es danach meist auch intensivere Gespräche mit der peruanischen Vorbereitungsassistentin, die sich alle neu einreisenden EHs als Einzelpersonen „zur Brust nehmen“ musste, um „Schock-Situationen“ dort draußten „in der Wildnis“ vorzubeugen.

Während des halben Jahres Vorbereitungszeit in Berlin hatte ich allerdings auch ganz andere, durchaus spannende Erfahrungen sammeln können, z.B. im Rahmen des wöchentlichen Pendelverkehrs zwischen Berlin-Kladow und Godesberg-Mehlem, dem letzten Haus direkt an der Grenze von Nordrhein-Westfalen mit Rheinland-Pfalz. Ausser auf die Familie freute ich mich tatsächlich auch auf unsere kleine Wohnung mit dem besonderen Markenzeichen: ein Wohnzimmer, das nur durch ein 5 m breites und 3 m hohes Fenster vom Balkon getrennt war und nach Süden schaute. Unter der sehr hohen Decke wuchs eine echte Bananenstaude vor sich hin. Deren Wurzel hatten wir zwei Jahre zuvor irgendwo in Andalusien ausgegraben und sie hatte die lange Rückreise im Auto in feuchtes Zeitungspapier gewickelt bestens überstanden. Unter dieser Banane lernte Miriam inzwischen das Laufen und sah dabei zum ersten Mal in ihrem noch kurzen Leben eine gewaltige Bananenblüte heranwachsen und danach sogar echte kleine Bananen reifen - in unserem Mehlemer Wohnzimmer!

In diese kleine Idylle kehrte ich also fast an jedem Wochenende von Berlin mit dem Auto zurück. Es war ein großer Kombi, ein Ford-Granada, in den beide Kinderwagen problemlos hineinpassen mussten. Auf dem Weg von Berlin-Dreilinden über Helmstedt, Hannover und das Ruhrgebiet bis Köln/Bonn passten allzu häufig auch zwei oder drei Anhalter mit ihrem Gepäck bequem in den Wagen. Vor allem bei schlechterem Wetter waren es meist Gestalten in einem Parka oder Anorak eingewickelt und bei 70-80% aller Grenzübertritte winkten mich die DDR-Grenzposten zur Seite. Personenkontrolle, Fahrzeugkontrolle. Es kam nicht nur einmal vor, dass sie die Türverkleidungen abmontierten und das Fahrzeug vom Motor bis zur Auspuffspitze genauestens untersuchten. Zu meinem Glück hatte nie einer der Mitfahrenden Drogen dabei. Das hätte ein ernsthaftes Problem bedeutet und die Peru-Ausreise hätte wahrscheinlich ein paar Jahre warten müssen...

Als dann im Spätsommer unsere überschaubare Anzahl von Möbelstücken und alles andere von der Spedition eingeladen waren und Schwester und Schwager uns freundlicherweise in unserem Auto zum Flughafen fuhren, schenkten wir es ihnen als Überraschung beim Abschied. Wir hatten zuvor selber das Geld für den Wagen von den Schwiegereltern geschenkt bekommen und sahen mehr Sinn in dieser Weitergabe als im Verkauf an irgendwelche Dritte, zumal sie ebenfalls 2 Kinder im Alter der unserigen hatten. Allerdings erfuhren wir dann ein paar Wochen später, dass unser so praktisches Auto zu Geld gemacht worden und damit für uns spurlos verschwunden war. Spontan wußte ich, dass ich ein solches Geschenk nicht so schnell wieder bereit halten würde, auch nicht für die eigene Schwester

Man kennt sich, man sieht sich wieder - nur fünf Jahre später

Die erneute Ausreise nach Peru besaß zwei markante Akzente. Der eine war die gänzlich andere familiäre Situation, verglichen mit früheren „Weltreisen“ (Finnland, Indonesien, Persien, Kenia...) und verglichen mit dem vorherigen Peru-Einsatz. Als

es Ende des Sommers 1979 wirklich los ging hatten wir nicht nur einen Rucksack oder ein paar Koffer von einem Kontinent zum anderen zu transportierten - diesmal hatten wir auch die Verantwortung für ein ein- und ein zweijähriges Kind, die mit sollten und mit mussten und dazu nicht gefragt wurden. Mit ihnen hatten wir zwar schon lange Autofahrten bis nach Spanien gut überstanden, aber die vielen Stunden in der Lufthansa-Maschine waren doch etwas Neues und gegen den Druck auf die Gehörgänge in gefühlten 2.500 m Höhe kann ein Baby nur anschreien. Die erste Meldung nach Hause zeigte allerdings, dass wir alles gut überstanden hatten.

Der andere Akzent lag auf den *Makro-Widersprüchen* in unserer Arbeit, wie ich sie in den Briefen nach Hause nannte. Probleme, die mit den politischen Rahmenbedingungen zu tun hatten, also z.B. mit einem BMZ, das weiterhin in SPD-Hand lag, aber irgendwie einem politischen Verschiebebahnhof glich. Nach dem stark profilierten Erhard Eppler hatten die Minister alle zwei Jahre gewechselt und das ist für kein Ministerium eine Empfehlung. Die Nord-Süd-Kooperation muss – wie die Außenpolitik - mit mittel- bis langfristigen Perspektiven arbeiten, wenn im Sinne der beklagten "unterentwickelten" Länder Änderungsprozesse greifen sollen.

Entwicklungspolitische Akzentverschiebungen innerhalb der deutschen Politik waren wieder zu erwarten nachdem nun Rainer Offergeld auf Marie Schlei als Minister gefolgt war. Es roch nach Mittelkürzungen für den BMZ-Haushalt. Diese *Makro-Widersprüche* schränken die Handlungssouveränität von Organisationen, wie dem DED, zudem durch politisch verordnete Rücksichtnahme auf die deutsche Außenpolitik unverhältnismäßig ein. Rücksicht auf die Beziehungen Europa-USA; Rücksicht auf die Rolle der BRD in den Gremien der OECD oder der Weltbank. Dem standen die *Mikro-Widersprüche* zur Seite, die (wie schon erwähnt) während der Vorbereitung von Landesdirektor und Entwicklungshelfern in Kladow gelegentlich als „Klassenkampf“ angelegt wurden. Mancher Entwicklungshelfer fühlte sich in diesen Jahren auch noch wie ein kleiner Che Guevara, der die verpasste Revolution in Boliviens Bergen für sich selbst noch nicht akzeptierte und er (oder sie) standen auch der ganzen Entwicklungspolitik und der sogenannten Entwicklungshilfe misstrauisch und distanziert gegenüber. So weit so gut. Mein Vorgänger in Lima war Psychologe; ich selber Soziologe. Vielleicht hatte man uns bewusst wegen dieser Spannungsfelder zwischen den Hauptamtlichen und den EHs angeheuert, wegen der nicht ganz leichten sozialen Arbeits- und Lebensbedingungen der Entwicklungshelfer, wegen der erforderlichen Empathie für jeden einzelnen EH in seiner sehr eigenen Lebens- und Arbeitswelt da draußen. Darauf komme ich später noch zurück. Zu den *Mikro-Widersprüchen* im DED-Peru trug ich dann zunächst ohne Absicht einen erheblichen Teil selber bei. Seit dem UNESCO-Einsatz war ich ein interessierter Beobachter der peruanischen Entwicklung geblieben und hatte die Beobachtungen dann rechtzeitig vor dem Antritt beim DED in einem politisch-analytischen Papier zusammengefasst. Die Niederschrift hatte zunächst mir selber zu einer nüchternen Einschätzung des realen peruanischen Entwicklungsweges verholfen und sollte auch meinen neuen Kollegen das Verständnis erleichtern, aus welchem Blickwinkel ich an die Arbeit herangehen wollte.⁴¹

Als das formelle Pflichtprogramm abgearbeitet war (Vorstellung bei Institutionen, aber auch Sicherstellung unserer eigenen Bleibe als Familie) lud ich die EHs zu einer breiten Diskussion ein. Aber anstelle der von mir erhofften offenen Kommunikation

⁴¹ Dieses Diskussionspapier hatte die Überschrift: ER: „*Die Widersprüche der peruanischen Entwicklungskonzeption und die sich wieder verschärfende Abhängigkeit des Landes*“ und ist zu lang, um es hier mit einzubauen

geriet das Treffen zum Rohrkrepierer. Denn der neue Mann, der gerade aus der Zentrale kam und gleich das Eckpapier für eine politische Strategie aus der Tasche zog, war vor allem erst einmal suspekt. Beim Fußball sagt man: das war eine Steilvorlage für die, die noch den „Klassenkampf“ im Ohr hatten. Dabei fühlte ich mich selber ganz auf der Seite der Entwicklungshelfer

Einstieg am Yarinacocha See

(Brief-Auszug:)

hier also das erste längere schriftliche Lebenszeichen über unseren neuen Einstieg in das alt vertraute Land. In einem Wort vorweg: es hat sich nicht viel geändert. Obwohl, in Details sind Verschiebungen eigentlich unübersehbar.

Unterkunft:

Die ersten drei Nächte verbrachten wir in der vorweg gebuchten Pension. Dann war das Wochenende vorüber. Wir hatten unsere neuen Bekannten in Lima ausgemacht (die uns über gemeinsame Freunde in Deutschland vermittelt waren) und den Umzug in deren Haus verabredet. Hier wohnen wir gegenwärtig noch immer - etwas gedrängt zu viert in einem Besucherzimmer. Der Vorteil gegenüber der Pension liegt allerdings in dem erheblich größeren und angenehmeren Bewegungsraum, einschließlich Garten mit 2 Schäferhunden. Die Gastgeber sind Filmproduzenten, die schon die verschiedensten Seiten der peruanischen Wirklichkeit auf ihre Rollen gebannt haben und so gibt es einiges zu erzählen und zu diskutieren. Der Hausherr, Kurt Rosenthal, war damals schon bei den Oberhausener Kurzfilmtagen mit eigenen Produkten dabei. Zusammen mit seiner Frau Christine sind sie dann - wie wir - von Allendes Chile angezogen worden. Nachdem Pinochet die Macht übernommen hatte, mussten sie das Land schnell verlassen und landeten so in Peru. Hier sind sie immer wieder auch mit dem deutschen Fernsehen im Geschäft und liefern hochinteressante Beiträge über die Naturmedizin in Peru oder über alte Traditionen, die sich in manchen Gegenden noch aus Inca-Zeiten erhalten haben. Ihr Film "Brücke aus Gras" ist ein solcher Beitrag, der dann in Deutschland gerne in den Dritten Programmen läuft.⁴²

Eingeführt in die DED-Arbeitsfelder und teilweise auch begleitet wurde ich zunächst von meinem sehr kollegialen Kollegen und Vorgänger Prof. Burkhard Schade. Wir hatten uns schon sympathisch gefunden als ich noch für die EZE die Andenländer bearbeitete und bei einer Dienstreise nach Peru auch Burkhard als DED-Beauftragten aufgesucht hatte, um seine Einschätzung der Lage zu erfahren. Jetzt verabredeten wir als aktuelle Einführung ins Land eine gemeinsame Autoreise über die Anden ins tropische Pucallpa, in Rufweite zum Amazonas und nutzten während der langen Fahrt unsere Zeit, um Burkhard's aktuelle mit meinen weiter zurückliegenden Erfahrungen zusammenzubringen, um Konfliktfelder innerhalb des DED und mit Partnerorganisationen zu benennen und um die Programmlinien auseinanderzufädeln, die in Zukunft weiter ausgebaut werden sollten und andere, die sich als weniger sinnvoll erwiesen hatten. Bei aller Dienstlichkeit blieb genügend Zeit, um uns auch privat umzuschauen. Unvergessen bleibt mir unser Schwimm-Ausflug im Yarinacocha-See bei Pucallpa als urplötzlich große Flossen vor uns auftauchten und wir nur noch vegetativ auf den vermeintlichen Hai oder ähnlich reagierten und wie die Weltmeister zum Ufer zurück kralten. Es waren

⁴² Christine Rosenthal hat die lange Gesamtzeit in Peru 2007 in ihrem Buch zusammengefasst:
26 Jahre unterwegs in Peru. Geschichte einer Auswanderung

die rosa-grauen Süßwasser-Delphine, die sich im Amazonas und seinen Quellflüssen, wie hier dem Ucayali erhalten haben. Wir hatten zwar immer auf Piranhas gewartet, aber nicht auf die Riesen-Delphine. Am Ufer waren wir eine halbe Minute ziemlich bleich und ausgepumpt und mussten dann einfach nur noch laut über uns selber lachen. Der Gang durchs Stadtzentrum von Pucallpa zeigte mir einen Markt ähnlich wie in den Hochlanddörfern, die wir durchfahren hatten und die ich natürlich von früher kannte. Nur waren wir im tropischen Klima und auch hier war die Fleischverarbeitung eine "open air"-Veranstaltung. Etwas mehr Hygiene wäre der Bevölkerung sicher zuträglich!



Pucallpa, Fleischmarkt
1979

Deutlich angenehmer und eindrucksvoller war der anschließende Besuch bei dem Holzschnitt- und **Shamanen Agustín Rivas**.

Rivas wohnt ein paar Kilometer ausserhalb der Stadt in seinem eher kleineren Holz-

haus, umgeben von teilweise gewaltig großen Holzfiguren aus dem tropischen Renaco-Holz und seinen Wurzelschnitzereien.

Er und Burkhard kannten sich gut, so dass Agustín uns gerne zu seinem Lieblingsgericht, einer Schüssel Chonta-Salad, einlud. Er zeigte uns später die Stellen im Urwald, wo er die drei Meter hohen Chonta-Palmen mit einem Machetenhieb erntet, ohne ihren Bestand zu gefährden und ohne sich am Verkauf des Palmenmarks auf dem Markt von Pucallpa zu beteiligen. Als Shamane war der Künstler Agustín automatisch Umweltschützer und Träger der Shipibo-Kultur, der sehr bewußt im Urwald und mit dem Urwald lebt - ihn also nicht zerstören will. Also überhaupt nicht vergleichbar mit meinen Indonesien-Erfahrungen und dem dortigen Vernichtungsfeldzug gegen Regenwald und für Ölpalmen. Wir hatten diesmal nicht die Zeit, um an einer seiner Zeremonien mit Ayahuasca und dem gerauchten Nebel aus seinen selbst gesuchten Tabakkräutern teilzunehmen. Aber auch so war das lange Gespräch extrem aufschlussreich für mich: hier am Eingang zum peruanischen Amazonasgebiet berichtete Agustín von der Kommerzialisierung und automatischen Zerstörung des Regenwaldes. Also doch wie auf Borneo. Der Yarinacocha-See, dort, wo wir gerade noch herumgeschwommen waren, vergiftet langsam durch die urbanen Abwässer von Pucallpa; durch den massiven Coca-Anbau und die noch massiveren versteckten Drogen-Chemielabore an den Nebenflüssen des Ucayali. Für mich stellten allerdings auch die missio-narischen Sektentätigkeiten des nordamerikanischen Institute of Linguistics eine mindestens ebenso große geistige und kulturelle Verschmutzung dieser Region dar. Diese Missionare haben ihre eigene Landepiste und ihren amerikanischen Supermarket neben dem Yarinacocha und stellen einfach eine extreme Bedrohung für das Weiterbestehen der Shipibo-Kultur dar. Agustín wunderte sich ein bißchen über meine völlige Distanz zu den „Linguistikern“. Immerhin sah ich ja nicht anders als diese

„gringos“ aus. Ich erzählte ihm, dass wir in Deutschland durchaus eine sehr kritische Diskussion unter Sozialwissenschaftlern und Menschenrechtlern über das Summer Institute of Linguistics führen (SIL, wie es offiziell heißt). In diesen Diskussionen wird ziemlich genau verfolgt, was dieses Institut seit 1946 in Peru treibt. Nur hatte ich ihre Wirkungsstätte jetzt zum ersten Mal selber gesehen.⁴³

Auf der Rückfahrt nach Lima hatten Burkhard und ich mehr als genug Gesprächsstoff und ich war um eine außerordentliche Erfahrung reicher. Eine sehr gelungene Einführung in mein neues Arbeitsfeld! Nicht jeder Vorgänger hilft seinem Nachfolger in dieser Form auf die richtige Spur! Zurück in Lima standen einerseits weitere obligatorische Antrittsbesuche bei Botschaft, Außenministerium, Planungsministerium etc. an. Immer ging es um das gegenseitige Beschnuppern mit den aktuellen Projektpartnern und natürlich um das Ausloten der bisherigen Kooperation und die Perspektiven für neue Maßnahmen. Dazu meldete sich gleich auch der DED-Rückraum in Berlin mit einem Problem. Die dringend benötigte Aufstockung der Haushaltsmittel wurde verweigert. Eines der Makro-Probleme.

Wenigstens konnte ich zwischendurch einen Mietvertrag für unser neues kleines Häuschen unterzeichnen, und zwar ein paar Kilometer landeinwärts von der Küstenlinie, dafür aber mit bestimmt 2 Monaten mehr Sonnenschein im Jahr verglichen mit Lima-Stadt. Denn so weit ins Land hinein reicht der berüchtigte Küstennebel des Humboldtstroms nicht. Wir haben uns im Ausmaß von Haus und Garten bescheiden gegeben und nicht mehr angemietet als was wir auch in Bonn für uns als vertretbar angesehen hätten - für die hiesige Oberschicht und für die meisten Mitglieder der deutschen Kolonie deutlich zu bescheiden ...

Um das Häuschen dann auch einzurichten, brauchten wir nur noch unsere Umzugsgut aus dem Zoll.

Ich hatte in der Botschaft erfahren, dass die größte deutsche Entwicklungsorganisation, GTZ, hier ein **Zollberatungs-Projekt** durchführt und mich daher entschlossen, unser Umzugsgut auf legalem Wege herauszuholen. Und das ging so: am ersten Tag traf ich morgens am Flughafen beim Zoll ein, zeigte meine Unterlagen und lernte, dass ich etwa 25 verschiedene Stempel benötigte - allerdings bis 12.00 mittags. Danach wird die Zollabfertigung bis zum nächsten Tag geschlossen. Ich kam nur auf 22 Stempel, dann war es 12.00 und der Tag vorbei. Ich konnte mich noch mit „hasta mañana“ verabschieden, dann war das Tor zu. Am nächsten Tag stand ich wieder früh morgens vor der Tür. Ich erfuhr, dass Teile unseres Gepäcks in eine andere Halle verbracht worden waren. Jetzt ging es darum, bis 12.00 Uhr mittags 2x25 Stempel zu besorgen. Wie viele es tatsächlich wurden, kann man sich denken. Die Botschaft der Zollinspektoren war klar. Die Wirkung der GTZ-Beratung allerdings auch. Am dritten Tag schickte ich meine blonde peruanische Sekretärin mit Model-Qualitäten zum Zoll. Sie regelte alles auf peruanisch und wir hatten bald unsere Möbel und Handtücher und das Spielzeug aus Deutschland und konnten einziehen. Welche "Handsalben" sie gezahlt hatte, hat sie mit unserer Buchhalterin geregelt.

betrifft: Grüne Revolution

Wenn da ein neuer Vertreter des DED oder einer anderen Einrichtung eingetroffen ist,

⁴³ Immerhin haben sich seit Ende der 1970er Jahre die indigenen Völker in Ecuador (der Dachverband Ecuvarunari) so massiv gegen die kulturelle Zersetzung unter den indigenen Völkern durch das SIL und die mit SIL kooperierenden Wycliff Bibelübersetzer gewehrt, so dass das SIL Ecuador verlassen mußte

muß die Neugier der Einheimischen befriedigt werden. Und auch aus Höflichkeit hatten wir zum ersten größeren Cocktail in unser Häuschen eingeladen. Die wichtigen Ministerien waren gekommen, der deutsche Botschafter und einige mehr. Mich offiziell vorstellen und zugleich eine günstige Gesprächsatmosphäre zur Anknüpfung oder Vertiefung einzelner Kontakte zu schaffen – das ist das schlichte Ziel.

Wenn man bei solchen Treffen auch nicht mit den Leuten, mit denen man gern möchte, die ganze Zeit allein reden kann, weil Gastgeberpflichten halt eine relativ gleichmäßige Betreuung aller Eingeladenen gebieten, so kamen dennoch einige informative Gespräche zustande. Danach bestätigen sich die Eindrücke der sich zunehmend verschlechternden Lage der unteren Sozialschichten, besonders der Landbevölkerung. Mit einem der Peruaner, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Agrarreformbehörde, habe ich allerdings doch ein bisschen länger gesprochen, weil wir uns an dem Thema "Grüne Revolution" einige Zeit festgebissen hatten. Er konnte schon etwas mit dem Begriff anfangen, hatte aber zu wenig politische Sensibilität, um den imperialen Charakter dieser "Revolution" ausreichend zu würdigen. Immerhin ließ er sich auf meine kurze Zusammenfassung der Rahmenbedingungen für „Grüne Revolution“ und die wahrscheinlichen Auswirkungen für sein Land Peru ein. Es waren die auch in Peru wichtigen Jahre der gesellschaftlichen Veränderungen, die 1960er, in denen führende kapitalistische Institutionen, besonders die Weltbank, eine Agrarförderstrategie zugunsten sogenannter mittlerer Bauern in Entwicklungsländern vorlegten. Treibende Kräfte dahinter waren die transnationalen **Öl-, Chemie- und Saatgutkonzerne** gewesen. Sie arbeiteten eng mit dem exklusiven Netz der internationalen Agrarforschungszentren **CGIAR** zusammen.

CGIAR – Mitgliedsinstitute



Das CGIAR-Netzwerk war 1971 auf Anregung der Weltbank gegründet worden. Seine strategische Aufgabe bestand und besteht im langfristigen Aufbau großer Gen-Banken, in denen das genetische Material von Schlüsselpflanzen für die weltweite Nahrungsmittelproduktion gesammelt und analysiert wird. Dazu hatte ich schon in meiner Dissertation meine kritische Einschätzung abgegeben. Unter den Mitbegründern des CGIAR befinden sich aus Lateinamerika mehrere Agrarforschungszentren: CIMMYT

(Mexico), CIAT (Kolumbien) und hier in Peru das Centro Internacional de la Papa (CIP) (Internationales Kartoffel-Zentrum).⁴⁴ Und genau deswegen verlor ich etwas die Gastgeberpflichten aus dem Auge und hakte mich bei meinem Gesprächsgast fest.

Die Zielgruppe dieser mächtigen Initiative waren auch in Peru die mittleren Bauern. Sie mussten allerdings so viel an gut bebaubarem Boden besitzen, dass sich der Einsatz von landwirtschaftlichem Gerät (Traktoren, Pflüge etc.) lohnte und sie sollten zugleich so effizient produzieren, dass der Einsatz von Hohertragsorten in Verbindung mit mineralischem Kunstdünger, Pestiziden und einer starken Konzentration auf wenige Sorten gerechtfertigt sein würde. Euphemistisch wurde das Gesamtpaket dieser Modernisierung und die Umsetzungsstrategie "**Grüne Revolution**" getauft. Die agrarische Modernisierung war zunächst in Mexico gestartet worden und hatte sich dann rasch auf Indien, den Nahen Osten und einige andere Süd-Länder ausgeweitet. Zunächst hatten sich tatsächlich erhebliche Produktionszuwächse ergeben. In Lateinamerika wurde die Anbaufläche für diesen Hybridweizen und Hybridreis seit 1970 auf das 30-fache ausgeweitet – warf mein Gast ein. Ich hatte auch solche Zahlen gelesen. Aber neutralen Fachleuten war klar, dass die Durchschnittserträge schon bald wieder sinken würden. Denn die Verarmung der Böden und die Sterilität des Pflanzmaterials kann inzwischen immer weniger mittels Chemie ausgeglichen werden (die USA erleben genau dieses Problem seit Jahren in ihrem sog. Mais-Gürtel). Ganz abgesehen von der Tatsache, dass laut Internationaler Arbeitsorganisation (ILO) in der Landwirtschaft Ende der 1970er Jahre 3,5-4 Millionen Landarbeiter durch Pestizide gesundheitlich gefährdet sind und rd. 40.000 von ihnen jedes Jahr tödliche Vergiftungen erleiden - die überwiegende Mehrheit von ihnen in Süd-Ländern⁴⁵

Aus meiner Sicht war und ist an diesem Prozess die ökonomische wie die politische und die ökologische Wirkung wichtig. Denn die Bauern gerieten durch diese "Grüne Revolution" in eine fatale Abhängigkeit von den großen Agrar- und Chemiekonzernen, von denen sie das Saatgut, Dünger und Pflanzenschutzmittel beziehen mussten, weil die Hybridsorten sich nicht wie früher durch die Bauern selbst reproduzieren lassen, sondern bei den Saatgutfirmen jedes Jahr neu gekauft werden müssen. Für die meisten der kleineren Bauern wurden diese modernen Anbaumethoden dadurch einfach zu

⁴⁴ Vier Jahrzehnte später – 2018 – ist die grüne Revolution zur gentechnischen Revolution weitergetrieben worden. Soja ist inzwischen einer der wichtigsten Eiweißlieferanten weltweit. Der Handel mit Soja ist ein gigantischer Markt. Mehr als 30 Millionen Tonnen importieren die Staaten der EU jährlich - allein als Futtermittel für die Massentierhaltung. Aber die drastischen Folgen für Mensch und Natur sind unübersehbar. Allein in Brasilien werden jedes Jahr riesige Flächen tropischer Wälder abgeholzt, um dort Soja anzubauen. Großenteils wird dafür der Regenwald illegal abgeholzt, und mit dem erzkonservativen Präsidenten Bolsonaro an der Spitze verschlimmert sich auch diese Entwicklung in Brasilien. Allein im Amazonas-Gebiet handelt es sich um eine Fläche von 1,2 Mio ha. Nicht nur die hochkomplexe Regenwald-Flora und –Fauna wird dabei unwiederbringlich zerstört, sondern auch viele indigene Völker und ihr kulturelles Erbe. Für die großen Agrar- und Saatgutkonzerne wie ADM, Bunge, Cargill, Syngenta und Monsanto (Bayer) handelt es sich lediglich um ein lukratives Geschäft, ein Milliardengeschäft. Und von den EU-Regierungen wird kein Widerstand geleistet, bis auf Österreich

⁴⁵ In den 2000er Jahren war auch der breiteren Öffentlichkeit klar geworden, dass keineswegs nur die Länder des globalen Südens durch den massiven Einsatz von Agrochemie belastet sind. Der Skandal um den Einsatz von Glyphosat, der Kauf des Glyphosat-Herstellers Monsanto durch die deutsche Bayer AG, die vielen Tausende Klagen von US-Gerichten gegen Bayer/Monsanto wegen schwerer Gesundheitsschäden durch Glyphosat wurde zum spektakulärsten Problemfall – aber eben nicht zum einzigen.....

teuer. Zunächst verschuldeten sie sich, dann wurden sie ihr verpfändetes Land ganz los mit schweren sozialen Folgen. Um dieses auch für Peru äußerst wichtige Thema ging es an diesem Abend. Als interessierter Zuhörer schaltete sich später auch der zweite Mann unserer Botschaft, Dr. Roland Kliesow, ein und unterstrich im Prinzip die Schwere der Widersprüchlichkeit in der „Grünen Revolution“. Der Mitarbeiter der Agrarreformbehörde hielt sein Versprechen, sich in den nächsten Tagen noch einmal zu melden, um gemeinsam zu prüfen, wie oder wo der DED bei dem Thema Zusammenarbeit anbieten könnte. Er erhielt dann die Gelegenheit, sich mit unserer Fachgruppe Landwirtschaft zu treffen. Vor den EH-Kollegen skizzierte er einige Aspekte, die er tatsächlich mit den „Alemanes“ zu klären hoffte:

- *der peruanische Großgrundbesitz ist weitgehend ineffizient. Die Latifundien sollen zugunsten solcher mittleren Bauern abgeschafft werden, wie sie die Grüne Revolution anvisiert*
- *die Großgrundbesitzer sollen gegen Entschädigungszahlungen enteignet werden. Diese Gelder sollen sie in Industriesektoren der Küste investieren (Fischmehlfabriken, Rohrzuckerplantagen). Das erhält sie als soziale Klasse, lenkt ihre ökonomische Bedeutung allerdings um in die moderneren Industriesektoren*
- *bezahlt wird diese sozio-ökonomische Umschichtung von den Groß-Genossenschaften, die der Staat dafür gründet und von den neu entstehenden mittleren Bauern*
- *neben anderen weiteren Aspekten spielte schließlich auch eine wichtige strategische politische Überlegung der westlichen Industriestaaten (sagen wir: USA) in diese Konzeption hinein: in den Entwicklungsländern steigt der Bedarf an Nahrungsmitteln wegen deren Bevölkerungswachstum rasch an. Prinzipiell bedeutet das wachsenden Druck auf die Agrarüberschüsse gerade der USA und Canadas. Damit diese Überschüsse für die USA und Canada ihren strategischen Wert behalten - also ihr Gewicht an den spekulativen Nahrungsmittelbörsen - , sollen die erforderlichen zusätzlichen Nahrungsmittel an anderer Stelle produziert werden und am besten unter dem Etikett „Grüne Revolution“ und dann in Ländern, wie Peru.*

Die Kollegen aus unserer Landwirtschaftsgruppe trugen ihre teils langjährigen Erfahrungen zusammen und hielten fest, dass die ersten drei Punkte in der genannten Form zutreffen. Besonders wegen des vierten Punktes fiel das Votum klar gegen die Mitarbeit beim vorgelegten Konzept der Agrarbehörde aus. Schließlich hatten wir alle noch die Berichte vom Vorjahr im Kopf, als u.a. auch der SPIEGEL in Deutschland von dem krachenden Fehlschlag der peruanischen Revolution berichtet hatte, auch was die Agrarreform betraf.⁴⁶

Ich selber teilte die Meinung unserer Fachkollegen und zog auch deswegen die Konsequenz, so zurückhaltend wie irgend möglich bei der Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen zu bleiben. Mir fiel diese Reaktion sicher auch deswegen leicht, weil sich der Eindruck von den staatlichen Einrichtungen im Vergleich zu 1974 nicht positiv verändert hatte.

Ansätze zur Zusammenarbeit boten dagegen einige private Institutionen vom Typ Nichtregierungsorganisation (NRO), zu denen ich inzwischen Kontakt hatte und eben-

⁴⁶ Es hatte im deutschen Frühsommer schwere Unruhen in ganz Peru gegeben. Sogar die fälligen Parlamentswahlen wurden von der Militärregierung verschoben. „Anlaß für die blutigen Unruhen waren drastische Preiserhöhungen für lebensnotwendige Waren und für öffentliche Verkehrsmittel. So strich die Regierung die staatlichen Subventionen für Milch, Brot und Speiseöl und erhöhte den Benzinpreis um 64 Prozent -- Teil eines Sanierungsprogrammes, das der Weltwährungsfonds IWF Perus Regierung aufzwang.“ (DER SPIEGEL, 29.5.1978)

so Bauerngemeinden im Hochland, die weder Teil einer ehemaligen Hacienda waren noch in diese Groß-Genossenschaften umgewandelt wurden, sondern vielmehr ihre traditionelle Sozialstruktur einigermaßen erhalten konnten und gerade deswegen jetzt vom Staat keine finanzielle Unterstützung bekamen. Sie litten ganz besonders unter Mangel an fachlicher Beratung. Das war unsere Zielgruppe.

Ich hatte inzwischen über diese NRO-Kanäle auf eine Bitte um finanzielle Unterstützung einer Bauerngenossenschaft im Norden reagiert, hatte mich mit 5.000 DM daran beteiligt, dass die Agrarbank einen entsprechenden Kredit nicht einklagen kann und das Land übernimmt. Gedacht als private Spende. Etwa ein halbes Jahr später schickten mit diese Bauern 2 Karton mit alter Keramik („huacos“), die sie auf ihren Feldern ausgebuddelt hatten als Dankeschön, huacos aus Holz und aus Keramik, wie diese:



Bauerngeschenke: huacos aus Keramik



und aus Holz

Leider erlitt Roland, das sympathische Gesicht der Botschaft, wenige Monate später - zusammen mit seinen beiden Kindern - einen extrem schweren Unfall in einem der Spitzenhotels von Lima (dasselbe, in dem während meiner EZE-Zeit die CVJM-Konferenz stattgefunden hatte ...). Roland überlebte. Seine beiden Kinder auch, aber mit lebenslangen Folgeschäden. Dennoch führten wir seit unserem Cocktail-Abend manche hochpolitische Debatte über die Entwicklungen im Lande und auf diesem Kontinent.

Perus Revolution ist von gestern

Nach dem ersten halben Jahr hatten die Programmarbeit und die Konsolidierung des Büros Konturen angenommen. Aufgrund der etwas zu sanften Amtsführung meines Vorgängers (Vorgänger haben das wohl so an sich - würde gern schon jetzt die Kom-

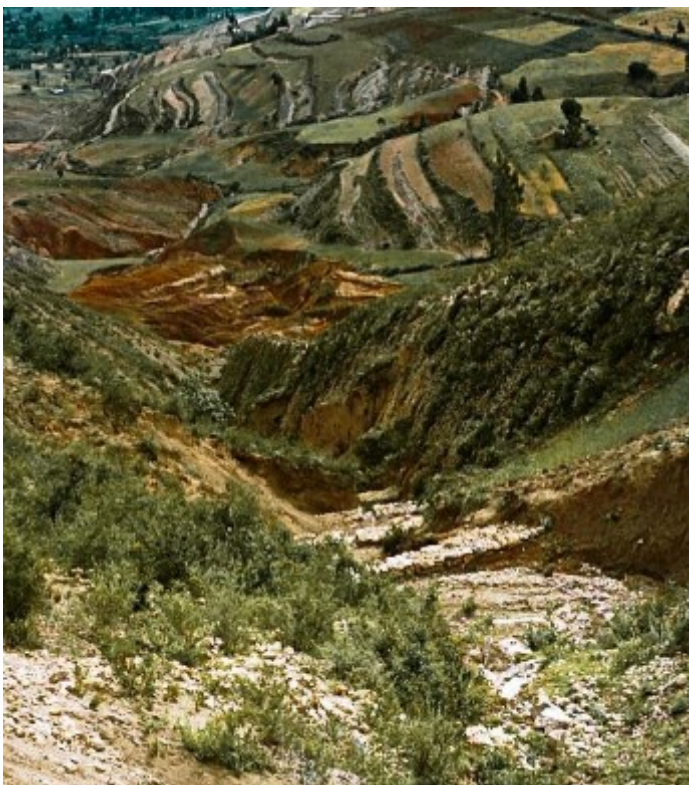
mentare meines Nachfolgers kennen) bin ich zu einem ziemlich straffen (leicht autoritären) Arbeitsstil gezwungen. Das geht in erster Linie zu Lasten des unbeschwerten Lebens der Entwicklungshelfer mit quasi pauschal genehmigten Dienstreisen, pauschaler Genehmigung von Materialeinkäufen u.a.m... Bei den bisherigen Projektträgern (vorrangig staatliche Institutionen) fiel ein leichtfüßiger Arbeitsstil des entsprechenden Entwicklungshelfers nicht weiter auf. Denn die Bürokratie in den Hauptbereichen unserer Projekte (Landwirtschaft, Bildung, Handwerk) zeichnet sich inzwischen weder durch administrative noch gar durch konzeptionelle oder andere inhaltliche Qualitäten aus und ist weit davon entfernt, Entwicklungsprojekte steuern zu können oder zu wollen. Mancher Entwicklungshelfer konnte von daher auch ein ziemlich stressfreies Arbeitsleben führen. Natürlich und zum Glück gibt es auch die anderen, die sich bewusst bleiben, dass sie gerade dieser Defizite wegen hier sind und ihre Innovationskraft und ihre Arbeitsmoral den eigentlichen Kern ihres Entsendeauftrags in das Andenland ausmachen.

1975 hatte General-Präsidenten Velasco abdanken müssen und wurde durch den weitaus konservativeren General-Präsidenten Morales ersetzt. Der Staatsapparat war dabei in vorrevolutionäre Strukturen zurückgefallen. Im Mai 1978 waren die ersten Wahlen seit 1968 vorgesehen. Mancher hoffte auf einige Änderungen der gesetzlichen Rahmenbedingungen. Darauf wollte ich auch gerne unsere Projekte, vor allem unsere Partner ausrichten. Das bedeutete: schon jetzt so weit wie möglich Fakten schaffen für Projekte, die weniger auf hohe Kapitalausstattung ausgerichtet sind als vielmehr auf soziale und ökologische Schwerpunkte, also auf Verbesserung der Lebensqualität in unserem Einflußbereich.

Dienst-Ritte über die Andendörfer

(Brief-Auszug, April 1980:)

Ich bin gerade von einem 4-tägigen Ritt durch die Anden zurück. Reittiere: kleine Pferde, Mulas, Esel. Mal rauf, mal runter, immer um die 3.000 m Höhe; mal auf den Viechern, mal dieselben über steile Wege hochziehend. Insgesamt ein bisschen "Malborough"-Abenteuer. Solche Ausflüge stehen immer mal wieder an, wenn es darum geht, auf konkrete Anfragen („Hilferufe“) von Bauern wegen neuer Projekte zu reagieren; solche Anfragen auf ihren gesellschaftlichen Kontext und auf die Durchführbarkeit hin zu prüfen.



die entwicklungspolitische Herausforderung: viel Erosion, kleine Felder, keine Straße

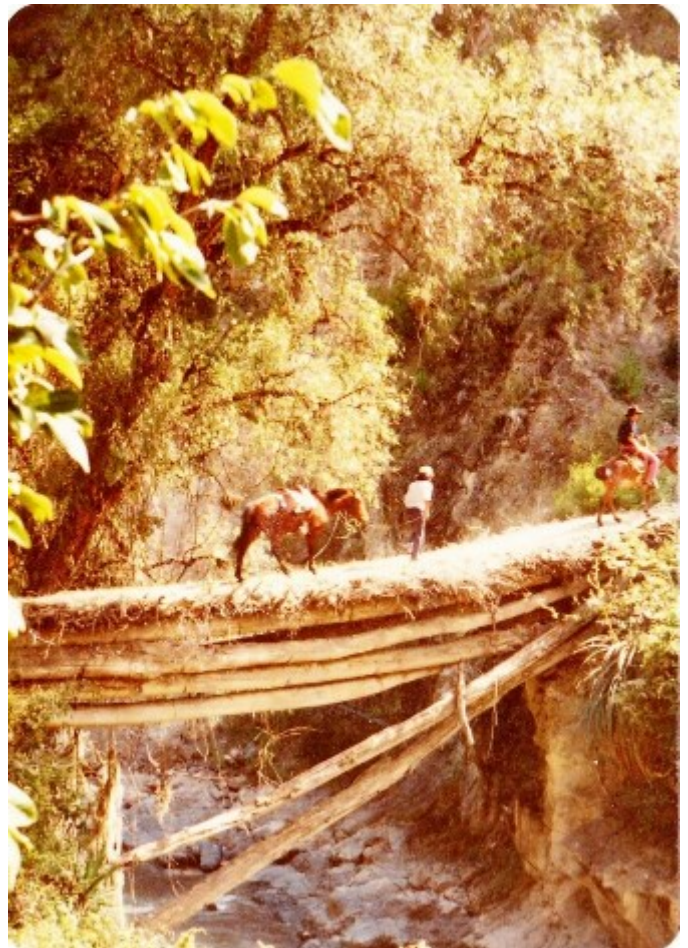
Ich hatte unterwegs einen befreundeten anderen Deutschen, Jörg Picht, eingeladen und mitgenommen, da er in einer benachbarten Gegend in ähnlich abgeschiedenen Indio-Dörfern arbeitet (benachbart heißt hier durchaus immer noch 2-3 Autostunden entfernt). Wir zwei "Gringos" haben uns dann an die Sondierung der Zusammenarbeitsmöglichkeiten mit etwa 20 Indio-Gemeinden in einer bisher ziemlich abgeschiedenen Gegend im zentralen Hochland gemacht.

Anliegen der Indios bzw. campesinos war der heiße Wunsch, eine Straße zu bauen, die sowohl alle 20 Dörfer miteinander verbindet als auch eine befahrbare Verbindung zum bestehenden Strassennetz schafft (d.h. zu den Wegen, die zumindest noch mit einem Jeep zu befahren sind).

In Deutschland könnt ihr euch keinen rechten Begriff von den Pfaden machen, auf denen die Großen wie die Kleinen hier manchmal zwischen ihren Dörfern verkehren. Der Pfad ist gerade breit genug für einen Pferdehuf. Rechts ist die steile Felswand nach oben; links geht es ebenso steil ein paar hundert Meter abwärts. Von Dorf zu Dorf erhielten wir immer neue Reittiere. An solchen brenzlichen Stellen waren wir sehr dankbar, dass wir nicht auf nervösen Pferden saßen, sondern auf sturen Maultieren. Die lassen sich nicht von den Äußerlichkeiten solcher Abgründe beeindrucken.

andine Dienstreise

Nur einmal wurde es etwas eng. Man hatte mir wieder ein neues Reittier, ein Pferd, für die nächste Strecke gegeben. Diesmal sogar mit brandneuem Sattelzeug. Aber wie das manchmal mit Pferden ist, sie können sich vor einem Grashalm erschrecken. Mein Brauner jagte jedenfalls plötzlich wie gestochen über den kleinen Dorfplatz auf den steilen Abhang zu; der neue Gurt riss; als wenig geübter Reiter konnte ich die Bestie jetzt erst recht nicht zum Stehen kriegen; und besser einen Arm gebrochen als mit dem Gaul den Abhang hinab; ich ließ mich aus dem Sattel fallen. Unmittelbar vor dem Abgrund blieb das Pferdchen dann abrupt stehen. Aber das weiß man ja vorher nicht. Abends in unseren Schlafsäcken hatten wir ein bisschen Ruhe, um die paar Schrammen noch einmal zu überprüfen und um über den ganz besonderen Charakter unseres Berufes nachzudenken



Da die Gegend nicht nur ziemlich von der Welt vergessen ist, sondern wir auch die ersten Gringos seit der spanischen Eroberung zu sein schienen, die sich hierher verirrt hatten, war unsere Reise natürlich ein Ereignis. Wir waren in den Dörfern vorangekündigt. Sobald wir daher aus irgendeiner Schlucht auftauchten oder auf irgendeinem Hügel sichtbar wurden, wurde die Glocke geläutet, alle Dörfler kamen zusammen und standen schließlich rechtzeitig Spalier, wenn wir dann ins Dorf einritten (für euch klingt es lästerlich - wir beide fühlten uns, wie ein bekannter Reisender, der auf seinem Eselchen in Jerusalem

einreitet...)

In dieser überaus freundlichen Haltung steckt freilich noch sehr viel Servilität gegenüber solchen Leuten, die von außen kommen. Entsprechend war einer der Akzente meiner Reden, immer wieder zu betonen, dass wir nicht die großen Weisen sind, sondern uns lieber als Gleiche unter Gleichen bewegen wollen; dass wir entsprechend auch nicht die Straße bauen, sondern die Dörfler untereinander klären müssen, wie und wo sie sie haben wollen und wir dann technische Beratung leisten können und bei der Finanzierung ein bisschen helfen und vielleicht auch einen Ingenieur als Projektleiter schicken können.

Mir ging es allerdings auch um mehr als nur die Diskussion über das Straßenprojekt im engen Sinne. Ich habe in jedem Dorf penetrant hervorgehoben, dass wir ein solches Projekt nur unterstützen können und wollen, wenn wir sicher sein können, dass es nicht in erster Linie einer kleinen Gruppe von Händlern und Geschäftsleuten dienen wird, wenn hier bessere Kommunikationswege erschlossen werden. Wir wollen sicher gehen, dass die Dörfer als Ganze Nutznießer einer solchen Maßnahme sein würden.

Unsere Aufforderung zielte daher auch immer zunächst auf die Gründung eines "Straßen-Komitees" und später weiterer Komitees (z.B. für den Ackerbau oder die Viehzucht oder die Bewässerung). Diese Komitees sollten von der Vollversammlung des Dorfes bestimmt werden und somit diesem Gesamtdorf gegenüber verantwortlich sein. Unsere Vorstellungen sind diesen Dörflern keineswegs fremd, im Gegenteil: sie entsprechen den alten Traditionen der Hochlandbewohner bevor von den Großgrundbesitzern versucht wurde, diesen Formen der Selbstbestimmung den Garaus zu machen.

*ER spricht
zu den
Bewohnern
in Huaribamba
über
Möglichkeiten
der Zusammenarbeit
mit
dem DED*

In der Praxis werden sich Formen der Manipulation nicht



vermeiden lassen. Aber wir werden unsererseits neben den rein technischen Fragen auch immer die der Selbstbestimmung im Auge behalten, um aus dem Projekt ein sinnvolles zu machen. Ich habe hier natürlich sehr verkürzen müssen, was tatsächlich bei solchen Gesprächen und „Ausflügen“ alles abläuft. Diese Zeilen sind nur ein weiteres Mosaiksteinchen, um ein Gefühl für unsere Arbeit und für die Bedingungen zu erhalten, unter denen dies oder jenes passiert.....

Lima und die *Pueblos Jovenes*

(Brief-Auszug:)

Es ist Mai (1980). Ich bin dabei, einen Bericht zur aktuellen Lage zu schreiben. Zu Hause. Während ich versuche, mich auf diese Zeilen zu konzentrieren, hängt mir eine kleine braune Klette am Hals, um mich abzulenken, eine andere, etwas größere, nicht ganz so braune versucht derweil, selbst auf der Maschine zu schreiben, und die Katze streicht in Schmuseart um die Beine ...

Im Vergleich mit euren größeren Hausproblemen in der Akazienstraße haben wir im wörtlichen Sinne kleine Hausprobleme, so in der Größenordnung von Ameisen zum Beispiel, gelegentlich verirrt sich auch schon mal ein Floh. Eher nicht von der Katze, viel eher von jemandem, der im Bus unterwegs war bevor er unser Haus betrat. Und das können 2 Personen sein. Denn für unsere 10 m² Rasen im Vorgarten und 2 weitere Quadratmeter auf der Rückseite beschäftigen wir einen Gärtner. Für das Süppchen oder den Salat, der zubereitet wird, beschäftigen wir unsere Maria. Sie bringt den Kindern natürlich auch das erste Spanisch bei und sie füttert zwischendurch auch die Katze. Eine sehr ansprechende große Katze, also ein Kater, der aus gepflegtem Hause mit Halsband und glänzendem Fell zunächst immer mal zu Besuch kam und wieder verschwand (wohin?), bis er dann eines Tages einfach da blieb. Das alles gibt diesem Häuschen eher eine persönliche Note und hält das Bewusstsein wach für die Umgebung, in der wir schließlich leben.



Dani-Maria-Miri-Kater, Idylle in der Avenida Primavera, Lima

Zu diesem Alltagsleben gehört in diesen Maitagen vor allem auch die Vorwahlkampfstimmung. Am 18-5-80 findet der erste Wahlkampf seit 17 Jahren wieder statt. Es beteiligen sich 15 verschiedene Parteien. Da die gesamte Linke in ihren eigenen Spaltungen versunken ist und leider zu keiner politischen Programm-arbeit und auf deren Basis zu

verbesserter Kooperation untereinander in der Lage war, haben inzwischen nur noch drei rechten Parteien die Chance, mittels Koalitionen untereinander die zivile Regierung zu stellen. Wenn ich „rechte“ Parteien sage, meine ich damit etwa ein Konglomerat aus einer SPD unter Schmidt, einer CDU unter Biedenkopf bis zu einer CSU unter F.J. Strauss.

Für mich und das DED-Programm in Peru ist dabei von besonderer Bedeutung, dass eine Koalition von hiesiger „SPD“ mit hiesiger „CSU“ sehr wahrscheinlich ist, was ohne Zweifel seine Auswirkungen auch auf die Entwicklungspolitik dieses Landes haben wird. Und damit auf uns.

Ihr erinnert euch an meinen letzten Brief, in dem ich ein wenig die Zielrichtung unserer gegenwärtigen und hoffentlich noch eine Weile anhaltenden Projektpolitik angedeutet hatte. Diese unsere zentrale Absicht, vor allem den Dörfern im Hochland, Organi-

sationshilfe zu geben, indem wir mit ihnen ihre wirtschaftlichen und anderen Bereiche stabilisieren helfen, kann durch die neue Zivilregierung erheblich beschnitten werden. Ein wichtiger Teil meiner Arbeit wird daher in Zukunft auch gerade in taktischer Kontaktpflege mit den neuen Leuten in den Ministerien und an anderen Schaltstellen bestehen. Wir dürfen natürlich keinesfalls den Eindruck von regierungsfeindlichen Entwicklungshelfern aufkommen lassen. Ich will niemanden mit Wiederholungen langweilen. Also fasse ich mal so zusammen: der Job ist weiterhin interessant und dynamisch.

Inzwischen haben sich auch für Moni die Möglichkeiten konkretisiert, sich im Raum Lima in Projektarbeit zu engagieren. Denn zunächst war sie auch einer der vielen Fälle von „mitausgereister Ehefrau“, für die es keine inhaltlich bestimmte Rolle jenseits von Ehefrau und Mutter gibt. Sie hat sich aber seit einigen Wochen mit einer einheimischen Organisation dahingehend verständigt, als deren Mitarbeiterin in den marginalen Vorstädten im Süden von Lima die Lebensbedingungen der dortigen Ansiedler in vielfacher Weise zu verbessern. Moni arbeitet dort im Bereich der Organisation von Vorschul-kinderbetreuung mit. Eine pädagogisch aufgebaute Kinderbetreuung ist bisher praktisch nicht vorhanden. Die Mütter in den *barriadas* (oder „*Pueblos Jovenes*“, wie die *slums* heute genannt werden) schließen die Kinder einfach in ihrer Hütte ein, wenn sie etwas kaufen oder verkaufen gehen wollen oder müssen. Durch das Projekt werden die entsprechenden Kinder nach Häusern / Hütten gruppenweise in einer Art Kindergarten zusammengefasst, um letztlich über die Kinderarbeit auch an die Eltern heranzukommen, mit dem Ziel, die Eltern über die Kinderfragen hinaus auch für die Lösung anderer anstehender Probleme zu organisieren und sie dabei zu unterstützen.



Römpczyks machen Familienbesuch im „Pueblo Joven“ unserer Haushilfe Maria, Lima 1981

VERTIEFUNG DER LANDESKENNTNISSE ALS GESAMTE FAMILIE

Peru war unser Land im engeren Sinne. Aber ein paar Dinge über die Nachbarländer zu wissen, kann ja nicht schaden, zum Beispiel Brasilien.

Copacabana fast wie Lima

(Brief-Auszug:)

Heimaturlaub mußte wieder mal sein. Jetzt sind wir schon zurück in Latinolandia, und haben immer noch ein bißchen Wind und Wellen und Musik von den Stränden in Rio in den Ohren. Der Zwischenstop in Rio war nicht nur als dankbare Unterbrechung nach so vielen Flugstunden für alle hoch willkommen. Wir hatten uns, wie jeder anständige Tourist, durch den Sand von Ipanema gekämpft, hatten uns von der Gondel hoch auf den Zuckerhut schaukeln lassen. Und dann hatten wir uns einen Mietwagen genommen, um auch einiges von Rios Hinterland zu sehen. Vor allem waren wir die 2 Stunden ins Landesinnere nach Petrópolis gefahren. Ein Ort, wie viele andere in Südamerika, um die Mitte des 19. Jahrhunderts von Auswanderern aus dem verarmten Hunsrück gegründet oder aus Tirol oder von denen, die 1848 vor den revolutionären Ereignissen in Deutschland fliehen mußten. Wir wollten einfach nachsehen, wie sich der Charakter einer deutschen Siedlung in angenehmer Höhenlage mit den Wünschen einer brasilianischen Kaiserin aus Österreich verbinden ließ. Offensichtlich gut, denn die Kaiserin Leopoldine und Kaiser Pedro aus Portugal hatten schließlich Petropolis zu ihrer Residenz erkoren. Wir hatten in irgendeinem Antiquariat in Rio das Portrait der Kaiserin Leopoldine gesehen und dann erst genauer nachgeschaut und verstanden, dass Portugals Thronfolger Pedro vor Napoleons Truppen in Portugals Kolonie Brasilien geflohen war. Die politische Ehe mit Österreichs Prinzessin Leopoldine machte diese dann wenige Jahre später zur Kaiserin von Brasilien – nachdem sie ihren Mann überzeugt hatte, dass er sich zum Kaiser von Brasilien selbst ausrufen müsse. Was er prompt tat.



*Österreichs Leopoldine
als Kaiserin von Brasilien (~ 1820)*

*und wir auf der Durchreise
mit Umweg Zuckerhut,
Rio, Okt. 1980*

Aber jetzt liegt Brasilien schon wieder hinter uns. Von der Familienfront gibt es zu berichten, dass als wichtigste Entwicklung der große Spatz jetzt in den Kindergarten geht. Zu unserer eigenen Überraschung tut sie das wirklich sehr gern. Die Umgebung und Atmosphäre ist allerdings auch sehr familiär, die Truppe ist überschaubar mit maximal



8 Kindern. Das Ganze in einem Einfamilienhaus mit kleinem Puppenhaus im Garten und Schaukel etc. Wahrscheinlich ist auch ein großer Antriebsfaktor die Tatsache, dass Klein-Dani noch nicht darf. Er macht schließlich noch gelegentlich in die Windeln, und da muss man schön zu Hause bleiben. ...

Natürlich hat mich die andere Front schon längst wieder eingeholt: die Arbeit.

Dazu gehört ganz aktuell die Reaktion auf einen Staatsstreich in Bolivien. Es war der x-te.... Dadurch wurden diesmal allerdings auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen der dortigen Entwicklungshelfer nicht mehr haltbar. Wir haben unseren DED-Kollegen aus Bolivien Asyl in Peru angeboten und eine ganze Reihe von ihnen hat das auch sehr schnell angenommen, weil sie unter der neuen Diktatur des General Garcia Meza auch direkt physisch im Rahmen des sog. "Cocain-Putsch" gefährdet waren und jetzt in den abgelegenen ländlichen Gebieten überhaupt keine Arbeitsmöglichkeiten mehr sahen. Zwei der EHs aus Bolivien haben wir inzwischen offiziell bei uns eingesetzt. Beide haben sich recht gut mit unseren peruanischen Verhältnissen abgefunden, wie ich überhaupt sagen muss, dass es nur ausnahmsweise Probleme mit Entwicklungshelfern gibt, die über ein normales Maß an Dynamik deutlich hinausgingen.

Grosse Wellen und Kapuziner-Äffchen

In Bonn ging die Teenagerin Nele bei uns ein und aus. Sie hatte jetzt gerade ihr Abitur bestanden. Nele war die Tochter unserer Nachbarin in Mehlem. Nele hatte immer auf unsere Flöhe aufgepaßt, wenn Bedarf war. Nele hatten wir jetzt eingeladen, uns in Lima zu besuchen. Und Nele kam recht bald für ein paar Wochen. Wir zeigten ihr vom Land so viel es ging. Eines Tages kam sie mit der Idee, sich ein Kapuziner-Äffchen mit nach Deutschland zu nehmen. Ob sie die Idee schon aus Bonn mitgebracht hatte oder sie jetzt entstanden war, blieb offen. Ich ging mit Nele auf den großen Markt, wo wirklich alles zu finden und zu kaufen ist: vom Mercedes-Stern über ein bemaltes Straussenei und gestohlene Armbanduhr bis zu einem lebendigen Kapuziner-Äffchen. Nele fand ihr Äffchen. Ich handelte den Preis aus und ließ mir bestätigen, dass das Geschöpf schon 2 Jahre alt war und nicht soeben der Mutter weggenommen wurde etc. Das war jetzt schon das gelungene Abschiedsgeschenk für später. In der Avenida Primavera hatte Nele jetzt also einen Zimmergenossen, taufte ihn Tonja (keine Ahnung warum) und war glücklich, dass der Freund nachdrücklich seinen ständigen Hunger demonstrierte. Er naschte an Bananen, an Nüsse und besonders gern an rohen Eiern. Sollte der Kleine natürlich kriegen. Sobald das Ei für ihn an der Spitze aufgeschlagen war, stürzte er sich kopfüber in das frische Ei, schlürfte 1 Gramm, lehnte sich in Neles Hand zurück und verfiel in tiefen Verdauungsschlaf. Nele hatte immer gut auf unsere Kinder aufgepaßt. Jetzt passte sie auf Tonja auf – und immer noch auf unsere Kinder. Denn an einem der gemeinsamen Strandtage, draußen in der Bucht La Herradura, hatten wir lange genug auf den Decken gelegen. Ich wollte ins Wasser. Keine riesigen Wellen, aber zu bewegt, um zu hören oder zu sehen, dass Klein-Dani hinter mir hergewackelt war. Ich war im Wasser, die erste kleine Welle warf Dani um. Ich merkte es noch immer nicht, aber Nele hatte alles beobachtet und war zum Wasser gerannt und hat Klein-Dani schlicht vor dem Ertrinken gerettet. Wir hätten Nele glatt ein zweites Kapuziner-Äffchen geschenkt.....

Tonja reichte aber. In Bonn (dort war es jetzt Winter) hatte sie ihren Freund in ihren Handschuh verpackt und in die erste Vorlesung an der Uni mitgenommen. Tonja blieb zwar im Handschuh, streckte aber immer wieder sein Köpfchen raus. Wahrscheinlich hat am Ende auch der Professor mitgelacht.....

Nazca-Linien und Sandregen

(Brief-Auszug:)

Es ist schon wieder Januar. Wir sind gerade aus unserem weihnachtlichen, sommerlichen Kurzurlaub wieder im versmogten Lima eingetroffen und finden diesen netten Geburtstagsbrief an den Spatz. Am meisten hat natürlich der Satz mit den Gummibärchen Wirkung gezeigt („kommt die Oma Mara denn auch bald?“). Es ist dieselbe Gummibärenbegeisterung bei unseren Kindern, wie bei meinen Sekretärinnen. Deswegen hatten wir auch beim Heimaturlaub den Abstecher zu Haribo nach Bonn gemacht, um endlich die erforderlichen Mengen einzukaufen.

Unsere beiden Flöhe sind allerdings gegenwärtig nicht wirklich schlecht dran. Sie haben zu Weihnachten einen Kaufmannsladen bekommen (ein kleiner Schreiner um die Ecke hat ihn ganz nett zusammengenagelt) und sie sind daher noch eine Weile lang ziemliche Selbstversorger mit vielerlei Formen von Süßigkeiten. Aus unserer Erwachsenenicht war das schönere Geburtstagsgeschenk eigentlich diese Reise von Lima am Meer entlang durch die Wüste nach Süden bis Moquegua. Aber die Perspektiven auf die Welt und die Umwelt sind natürlich nicht immer deckungsgleich.....

Die Autofahrt hatten wir immer wieder mit Ausflüge, wie Bootsfahrt zu einer draußen liegenden Insel voller Robben und Seelöwen, Pinguine etc. aufgelockert. Eine sehr



Kreuzweg Panamericana, Süd-Peru

Zum Glück lassen sich die beiden Flöhe aber auch schnell wieder auf andere Gedanken bringen. Das kleine Wüsten-Hotel in Ica half dabei. Im langen Hotel-Korridor spielten Dani und ich erst einmal eine Runde Fußball nach der langen Autofahrt. Im Pool des Hotels traute sich Miriam den Sprung ins Wasser zu, weil der Papi sie ja auffangen würde. Der Pool war von Handwerkern aus Ica gebaut. Am Beckenrand hatte die Betonkante noch einen scharfen Grat. Mit einem Fuß blieb Miri daran hängen und blute sofort ziemlich. Wir hatten unsere Reiseapotheke griffbereit. Der Fuß wurde verbunden. Miriam zeigte, dass sie solche Reiseunfälle gut ab kann.....

kleine Reiseunfälle gehören dazu, Ica



Inzwischen hatten wir uns dem für Moni und mich spannenden Reiseziel schon ziemlich genähert: den berühmten **Nazca-Linien**. Anders als beim ersten Peruaufenthalt sind wir diesmal einige der gewaltigen Scharbilder abgelaufen, konnten auch ein wenig mit der inzwischen älter gewordenen deutschen Forscherin **Maria Reiche** sprechen, die diese Linien als Mathematikerin vermessen und interpretiert hat, dabei überhaupt nichts von Dänikens Interpretationen hält, wonach die kilometerlangen geraden Linien im Wüstensand etwas mit Landepisten für Außerirdische zu tun haben könnten. Für Maria Reiche sind die Linien irgendwann von irgendwem zwischen 600 vor Chr. und 800 n. Chr. in die dunkle verkrustete Sandoberfläche geritzt worden, wie ganz schmale Pfade, über die man auch wie bei Prozessionen gegangen sein könnte, sagt Maria Reiche. Sie hat selber noch keine schlüssige Erklärung für die Linien und die gewaltigen Figuren, die man vollständig nur aus der Luft als Affe, als Skorpion, als Pelikan oder Blumen oder als geometrische Figuren erkennen kann.

Nazca-Linien

Eine der Interpretationen geht von Heißluftballons aus, mit denen tote Priester in die Luft aufsteigen konnten und von der Wüstenthermik über die Sandfiguren hinweg aufs offene Meer getrieben wurden, um sich dort irgendwo in der Unendlichkeit des



Himmels oder des Wassers aufzulösen.

Nasca-Wüste: Scharbilder und Fahrspuren

Als Thüringer und Sächsin bekamen wir mit der Sächsin Reiche noch auf dieser ganz anderen Ebene Kontakt. Sie erzählte bei einem Tee in ihrem überschaubaren Hotelzimmer ein bißchen über die Jahre in ihrer Geburtsstadt Dresden, die Schwierigkeiten, in den Jahren der großen Depression einen Arbeitsplatz zu finden und ihre Auswanderung nach Cuzco, wo ihr eine Stelle als Privatlehrerin angeboten

wurde. Erst Anfang der 40er Jahre war sie als Assistentin eines US-amerikanischen Forschers für frühzeitliche Bewässerungssysteme zum ersten Mal in die Nazca-Wüste gekommen. Sie blieb in Cusco, jahrelang unter wirklich prekären Verhältnissen, völlig auf die Erforschung der Linien konzentriert. Selbst jetzt, wo sie inzwischen zu einer wissenschaftlichen und gewissermaßen auch zu einer touristischen Attraktion geworden ist, hat sich an ihrer Lebenseinstellung offenbar nichts geändert. Auf die zwangsläufige Frage, ob wir irgendetwas für sie tun können, bat Maria mich nur, ihr einen Vorderreifen für ihr Motorrad in Lima zu besorgen, damit sie von ihrem Hotelzimmer in Nazca nicht mit einem öffentlichen Bus oder auf der Ladefläche eines Truck hinaus in die Wüste fahren müsse. Schlichte Wünsche! Leicht zu erfüllen. Ich würde ihr gerne einen Entwicklungshelfer als Assistenten zur Seite stellen. Aber ein solcher Antrag wird mir vom DED nicht genehmigt. Das wäre allenfalls ein Projekt für das Goethe-Institut. Mal sehen, was sich machen lässt...

Ein Stück weiter südlich, in Moquegua, hatte dann ein anderer dienstlich-privater Besuch angestanden. Hier wohnt und arbeitet als Entwicklungshelfer der Ingenieur Peter Jakobs mit seiner Familie. Dazu gehören zwei Kindern im Alter der unsrigen, eines davon ebenso adoptiert wie bei uns. Sie waren uns von Anfang an sympathisch, hatten auch die ersten 2 Wochen nach ihrer Einreise bei uns in Lima gewohnt. Also besuchten wir sie jetzt und besuchten gemeinsam eine Ausstellung von Nasca-Keramik (die wegen der attraktiven Scharrbilder gerne übersehen wird) und sahen uns die modernste Kupfermine der Welt an (sagen die peruanischen Ingenieure), wo das Gestein im Tagebau abgebaut wird und wo sie uns gewaltige Sprengungen beobachten ließen. Nach Verrauschen des entsprechenden Ur-Knalls waren als erstes die Jubelschreie der Kinder zu hören: Bravo! Bravo! Irres Volk – alle vier.

Ich muss jetzt leider abkürzen. Die Pflicht ruft, die Pflicht... Auch die Rückfahrt war an sich schon wieder spannend genug. Ich hoffe immer, dass wenigstens ein kleiner Teil

dieser Millionen-Eindrücke bei den Kindern hängen bleibt, um später ihre Zeit in Deutschland nicht als die einzige Form interessanter oder erfüllter Lebens anzusehen. ...

Eine spannende Reiseunterbrechung machten wir noch auf halber Strecke in Paracas. Nur Sand, wie überall hier an der vom Humboldt-Strom abgetrockneten Küste und Paracas heißt in der Sprache der vor-incasischen Bewohner „Sandregen“. Wir waren im „Sandregen“ allein mit ein paar hundert Palmstämmen und vielen tausend Pelikanen, großen und kleinen Möven, Pinguinen.

Abenteuerspielplatz „Sandregen“, Paracas

Leider gab es kein Museum, das uns genauer die sehr schönen Keramiken der Paracas-Kultur erklärt hätte oder die Gründe für die in Fötus-Haltung



und in Gruppen bestatteten Toten dieser Kultur.

Zurück in Lima war dann wieder das Gefühl da, dass wir bei solcher Freiheit und Problemlosigkeit des Reisens immer stärker in der Rolle der Super-Privilegierten hineingleiten. Denn gleichzeitig sehen wir die große Mehrheit der Bevölkerung anwachsen, die nicht weiß, wie sie die durchschnittlich 60% Preiserhöhungen auf alle wichtigen Konsumgüter kompensieren soll, die seit 1.1.81 von der Regierung in Kraft gesetzt wurden. Dem stehen für die staatlichen Angestellten lediglich 12% Gehaltserhöhung gegenüber und für die Arbeiter in Privatbetrieben wurden Empfehlungen (keine Verpflichtung) zur Anhebung um ca. 25% vom Mindestlohn ausgesprochen. Mit dieser Wirtschaftspolitik in enger Verbindung steht die Maxime der neuen Regierung, möglichst alle wirtschaftlichen Aktivitäten in private Hand zu geben und nur die Gesetze des sogenannten „freien Marktes“ gelten zu lassen. Dieser Markt ist allerdings zu 90% in ausländischer Hand (europäische, nordamerikanische und japanische Multis) und dort weiß man, wie solche Bilderbuch-Bedingungen zur Gewinnmaximierung zu nutzen sind.

Cajamarca, Symbol für europäische Habgier

(Brief-Auszug:)

Wir haben März, der Sommer klinkt also langsam aus. Dann kam früher in Cusco die schönste Zeit, monatelang nur Sonnentage (und kalte Nächte). Unten an der Küste liegt jetzt noch eine dicke Nebeldecke über Lima. 100 Kilometer nach Norden oder nach Süden ist man dann wieder im sonnig-trockenen Wüstenklima unterwegs. Aber nicht immer. Und auch nicht in diesem März.

Heute Nacht bin ich mal wieder von einer etwas längeren Dienstreise zurückgekommen, eine Tour, wie sie meines Großvaters Enkel gut ansteht: Von Lima nach Trujillo geflogen (ihr erinnert euch, dort oben im Norden hatten wir 1974 auch schon mal ein paar Monate gewohnt, als Nachbarn der Chimu-Lehmstadt Chan-Chan). In Trujillo 2 Tage Verhandlungen mit der Universität und der Planungsbehörde. Letztere arbeitet seit kurzem mit den Vereinten Nationen zusammen und möchte auch gern den DED in einigen Projektbereichen dabei haben. Obwohl ich ja die Projektplanungen zur Genüge kenne, die von den hiesigen staatlichen Stellen und von groß dimensionierten Organisationen, wie den UN vorgenommen werden, wollte ich die Geschichte vor Ort sehen. Also einen VW gemietet und mit dem Entwicklungshelfer Reinhard, der hier seinen Arbeitsplatz in der Universität hat und mit dessen direktem counterpart auf ins Landesinnere. Eigentlich nur 200 Km Strecke.

Gebraucht haben wir allerdings 10 Stunden. Grund: im Hochland war noch Regenzeit. Die Straßen, die eh ja nur eine Anreihung von Löchern mit Rand sind, verwandeln sich je nachdem in kleine Seen oder kleine Flüsse und verschwinden gelegentlich ganz, nämlich immer dann, wenn gerade mal wieder ein Berghang abgerutscht ist.

*Cajamarcsa-Strecke:
am besten, dem Bergrutsch
rechtzeitig ausweichen*



Hinzu kamen einige technische Problemchen, und zwar insbesondere in der Höhe oberhalb von 4.000 m, wo wir dann etwa 2 ½ Stunden lang nicht anders vorwärts kamen als in kleinen Schüben von jeweils 30 oder 50 Metern - dann ging regelmäßig der Motor wieder aus, das hieß: ein Weilchen warten, Motor abkühlen, Motor anlassen, 50 Meter fahren, Motor aus. Ab einem gewissen Punkt zieht man dann bei jedem Halt nur noch die Kapuze etwas fester über den Kopf und schüttelt sich vor Lachen. Alles filmreif. Natürlich sind unterwegs keine Tankstellen etc. Normalerweise reicht ein Tank auch gut für 200 Km. Das viele Starten hat aber doch viel Benzin gekostet. Die Nadel tendierte dann plötzlich ziemlich gegen Null. Bis zu unserem Örtchen fehlten sicher noch 30 Km, und dann senkte sich die Straße, wir fuhren praktisch nur noch bergab, mit fast leerem Tank, bester Stimmung und hoffnungsvoll, dass wir auch dort ankämen, wo wir eigentlich hinwollten. Und so war es zum Glück auch.



*Cajamarca-Strecke:
erst zuschauen, ob der
durchkommt
und dann selber versuchen.....*

Über das Projekt selber wurde dann in der Nacht und am nächsten Tag noch viel diskutiert. Eine Komponente darin heißt Biogas aus Gülle und Stallmist erzeugen und in Strom für einen Bauernhof verwandeln. Im Prinzip sehe ich schon Möglichkeiten, dort mit einer wissenschaftlichen

Fachkraft einzusteigen, um nicht nur der Universität, sondern vor allem den Bauern Mut für dieses neue Denken in der Energieerzeugung zu machen. Sie würden damit etwas weniger abhängig von den monopolistischen Elektrizitätswerken. Allerdings müssen noch einige Punkte abgeklärt werden, insbesondere die sozialen Komponenten, die mir bisher von Seiten der Uni noch zu wenig angemessen eingeschätzt werden. Aber der Projektträger gab sich enthusiastisch. Und Reinhard vertraut der Uni. Es könnte also etwas werden.

Einen Tag später fuhren Reinhard und ich weiter durch die Sierra, zu seinem eigentlichen Projektort Cajamarca, wo es Verträge zu unterzeichnen galt und einige andere Gespräche geführt werden mußten. Für peruanische Ohren hat **Cajamarca** einen eigenen starken Klang: wurde doch um diese Stadt auf angenehmen 2.700 m Höhe die letzte große Schlacht zwischen Incas und Spaniens Conquistador Francisco Pizarro geschlagen und zugleich der schmerzlichste Verrat der Spanier begangen. Denn der gefangene Inca-Herrscher Atahualpa sollte gegen einen auf Kopfhöhe mit Gold aufgefüllten Raum frei gelassen werden. Die Incas lieferten das Gold und Silber, aber Pizarro ließ seinen Gefangenen dennoch erwürgen. Das fand übrigens praktisch genau 405 Jahre vor meiner Geburt statt, am 16. November 1532.

Die Strecke nach Cajamarca hatte sich nicht geändert. Dieselben Bedingungen, wie bei unserem letzten Familienbesuch hier oben im alten Inca-Land und genau so, wie wir es vor ein paar Jahren noch mit unserem grauen VW-Bus erobert hatten. Wenn es gerade nicht regnet, ist in den weiten Tälern im Vor-Anden-Land die alte Terrassenkultur gut erkennbar. Das haben bei anderer Gelegenheit auch die kids schon miterleben

können. Aber diesmal war es besser, dass der Rest der Familie nicht dabei war.

*Umland von Cajamarca
an schönen Tagen für
einen Familienausflug
geeignet*

Der Nachgang zu diesen Dienstgesprächen ist schnell erzählt und weit weniger spannend, wirft vielmehr ein kleines Schlaglicht auf die Alltäglichkeiten des hiesigen Lebens: ich



war von Cajamarca wieder zur Küste hinunter, nach Trujillo, zum Flughafen. Hatte den Wagen wieder abgegeben. Der Flug hatte zunächst eine Stunde Verspätung, dann noch eine und wurde dann ganz abgesagt für diesen Tag. Das Landewetter sei zu schlecht. Na ja. Ich hatte nun aber keine Lust mehr, das Risiko einzugehen, dass am nächsten Tag die gleiche Geschichte wieder ablaufen würde. Denn das Wetter konnte morgen genauso trübe sein wie heute. Dann standen dort zufällig 2 deutsche Touristen etwas ratlos im Flughafen herum und schienen das alles gar nicht so richtig verstanden zu haben.

Da sie, wie ich auch, schnell nach Lima wollten, haben wir uns zusammengetan und wieder ein Auto gemietet und sind damit über die Traumstraße der Welt nach Süden gefahren. An die Laster, die auch nachts ohne Lichter unterwegs sind oder an Menschen die in kleinen Orten nachts schon mal vor ihrer Haustür auf dem warmen Asphalt liegen und bei dem fehlenden Mondlicht nicht immer gut zu sehen sind, bin ich inzwischen einigermaßen gewöhnt. Zum Glück hatte immer mal wieder eine Tankstelle die Nacht über auf, so dass wir sowohl unser Benzin als auch einen Kaffee ordern konnten. Mit der aufgehenden Sonne im Rücken und noch bevor die Stadt richtig erwachte hatten wir die rd. 600 Km geschafft und ich konnte bei dem richtigen Frühstückskaffee zu Hause in Monterrico entspannt durchatmen. . .



*Cajamarca-Umland
kann auch stachelig sein*

Vom Pazifik zum Amazonas: Identitäten treffen aufeinander

(Brief-Auszug:)

Um den Muttertag im Mai herum waren wir für etwa 10 Tage in die Urwaldzone gefahren, eine Exkursion von Lima (Meereshöhe) über den höchsten Straßenpass des Landes (bei der Hüttenstadt La Oroya, 4.800 m) und wieder hinunter an den wichtigen Zufluß des Amazonas, den Ucayali bei Pucallpa. Es ist Perus Carretera Central. Ein paar Orte lagen am Weg, die auch nicht so ganz unwichtig und nicht so ganz uninteressant für uns waren. Das ist zum einen das Coca-Anbaugebiet zwischen Tingo Maria und Tarapoto und zum anderen die deutschen Auswandererstädtchen Pozuzo und Oxapampa.

*Tarapoto ist zwar auch der Arbeitsplatz eines unserer Entwicklungshelfer, aber einen Besuch konnte ich jetzt nicht einbauen. Es ist nicht immer gesundheitsförderlich, im Land der Drogenbosse zu lange unterwegs zu sein....Ohne zwei kleine Kinder und mit einem Jeep lässt sich eine solche Fahrt zwangsläufig anders gestalten als in unserem Fall, mit den Flöhen und unserem normalen Stadtauto (vergleichbar einem VW-Passat). Aber wir denken, dass die unermesslichen Eindrücke von anderen Menschen, ihren Häusern, ihren Städten; einer Natur, die sich nirgends in Europa findet; Eindrücke von den gewaltigen Dimensionen der Berge und der Flüsse und der Wälder - dass all dies bei den Kindern letztlich zu einem offenen Geist, zu Toleranz und auch zu Selbstbescheidung gegenüber dem Anderen beiträgt (vielleicht auch zu so etwas, wie Ehrfurcht vor der gewaltigen Natur). Ich denke, dass Moni und ich durch unsere vielen vorherigen Reisen durch viele unterschiedliche Länder und deren Kulturen bei uns selbst solche Wirkungen feststellen. Und die Kinder sollen später nicht denken, dass Bonn, die Hauptstadt der reichen Bundesrepublik, der Nabel der Welt sei. In dem Sinne waren und sind unsere vielen Reisen auch immer **Goethe'sche Bildungsreisen**. Damit war es wieder eine von den Fahrten, bei denen wir immer ein wenig bedauern, dass die Lütten nicht schon etwas älter sind, um mehr mit ihnen über diese Dinge zu sprechen.*

Carretera Central, in Richtung Amazonas

*Wir bilden inzwischen eine erfahrene Familienfahrgemeinschaft. Da hat es sich z.B. eingebürgert, dass die beiden Strolche sich an der 3000 Meter Höhenlinie kurz melden mit "Papi (oder Mami), ich brauch die Tüte" und dann kurz einen Teil der letzten Mahlzeit wieder abgeben. Und das war es dann schon. Ich muss deswegen schon gar nicht mehr anhalten. Es gibt auch kein Geschrei. Später, in tieferem Gelände, gibt es dann irgendeine kleine Belohnung – am liebsten ein leckeres Mango-Eis oder so. Kurz hinter der höchsten Stelle dieser Straße, dem Ticlio-Paß auf 4.850 m Höhe und hinter der abgrund hässlichen Hüttenstadt **La Oroya**, wo ich bei*



jeder Durchfahrt an Charles Dickens und den englischen Frühkapitalismus mit seinen menschenverachtenden Lebensbedingungen denken muss, also bald hinter dieser Stadt, in der es nur noch vergiftete Landschaft, vergiftete Flüsse, toxische Berge gibt, teilt sich der Weg. Wir nahmen die Strecke am Ostabhang der Anden hinunter nach Tingo Maria, dorthin, wo auf den ärmeren Böden die Coca-Sträucher bestens gedeihen. Einige der Coca-Plantagen sind sogar vom Auto aus zu sehen. Dorthin zu gehen, wo die Coca-Blätter geerntet und vor allem wo sie anschließend mit viel Chemie zum Grundstoff für Cocain verarbeitet werden, können wir uns aus Sicherheitsgründen jetzt nicht leisten.

*La Oroya, toxisches Land
auf fast 5000 m Höhe*

Coca – gut für Medizin und für Krieg

Obwohl ich sehr langsam fahre, muss ich mich selber dennoch voll auf die regengefüllten Löcher

in der Strasse konzentrieren. Es bleibt weiterhin wirklich nur Jeep-Strecke. Aber nicht nur hier im Alto Huallaga Gebiet, in dem wir unterwegs sind. In all den anderen Regionen am Ostabhang der Anden, in denen ebenso die kleinen Drogen-Laboratorien zu Hauf im Regenwald versteckt stehen, ist es nicht anders. Ich bin deswegen sicher, es steckt Methode dahinter, diese Straßen in schlechtem Zustand zu belassen. Damit wird es für die kleinen einmotorigen Coca-Flugzeuge praktisch unmöglich, die Autostraße als Lande- und Startpiste zu nutzen, wenn sie ihre illegalen Coca-Ladungen abholen wollen, um sie nach Kolumbien zu fliegen oder die Chemikalien für die vielen kleinen illegalen Labors heranschaffen, mit deren Hilfe aus den Coca-Blättern das Kokain-Vorprodukt „pasta básica“ gebraut wird.



*Coca-Ernte und Verarbeitung zur Pasta Basica, dem Grundstoff für Cocain
(Fotos: DER SPIEGEL)*

Peru ist derzeit immer noch das Land mit der größten Produktion an Coca-Blättern und die Region, in der wir entlang rollen – und das Tal des Oberen Huallaga ist wiederum eine der wichtigsten Produktionszonen in Peru.

Über unsere Botschaft hatte ich inzwischen erfahren, dass auf Seiten der USA an intensivere und umfassendere Sprühaktionen gegen die Coca-Plantagen gedacht wird, in die natürlich das peruanische Militär einbezogen werden muss. Da die peruanischen Streitkräfte ohnedies schon wegen der drohenden Guerrilla-Kämpfe verstärkt US-amerikanische Militärhilfe erhalten und bei einem Anti-Drogenkrieg ein zweites starkes Standbein mit amerikanischer Unterstützung gewinnen, wird ihre Macht im Staate möglicherweise noch über die aus der Epoche 1968-70 hinaus anwachsen. Das kann weder für die peruanische Demokratie besonders gut sein, noch für die Zehntausende von Kleinbauern, die hier in den tropischen Anden als Subsistenzbauern ihre Coca-sträucher bewirtschaften, aber vor allem hier am Ostabhang der Anden ihren Lebensmittelpunkt haben. In Wirklichkeit ist alles noch ein Stückchen komplexer. Denn diese eingesessenen Kleinbauern im Huallaga-Tal und weiter nördlich sind schon jetzt einem wachsenden Verdrängungsprozess ausgesetzt, der von den verarmten Kleinbauern des Hochlandes ausgeht. Im Hochland hoffen sie nach der gescheiterten Agrarreform und dem Verarmungsprozess, dem sie seit Jahrzehnten ausgesetzt sind, hier unten im tropischen Tiefland und an den Ostabhängen der Anden auf eine bessere Zukunft.

Die Regierung nimmt natürlich diesen Migrationsprozess vom Hochland ins tropische Tiefland wahr, ohne allerdings weder die Lage im Hochland zu verbessern noch den Bauern hier die notwendige Ausbildung für die Bewirtschaftung dieser ganz anderen Naturräume anzubieten. Die Bodenbebauung mit Kartoffeln und Hochlandgemüse, die Bewässerungstechniken, die Viehzucht mit Llamas und Alpacas können nicht eins zu eins für die tropischen Landschaften übernommen werden. Das muss scheitern. Dieses Scheitern bringt aber automatisch auch eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Bedingungen für die schon ansässigen Bauern mit sich. Gleichzeitig wird der Druck der Coca-Händler und der Cocain-Mafia nicht nachlassen. Es hat etwas von einer Endlosschleife. Vor allem aber hat es viel mit fest geschlossenen Augen der Regierung zu tun. Wieviel Korruption im Spiel ist, kann ich nur vermuten.....

Ohne das alles noch weiter aufzudröseln, lässt sich - glaube ich - sagen, dass die sozialen und die politischen Spannungen auf der Ostseite der Anden schon in naher Zukunft deutlich zunehmen werden. Über den harmlosen Familienausflug hinaus wollte ich selber daher ein bisschen beobachten, wie viel sich von diesem Szenario schon zeigte. Im Rückblick könnte man vielleicht fragen, ob der Familienausflug nicht so etwas wie eine getarnte Erkundungsreise in die Coca-Region war und daher vielleicht ein bißchen zu naßforsch. Jedenfalls fuhren wir nur bei vollem Tageslicht zunächst bis Huanuco, wo einer der Entwicklungshelfer mit seiner peruanischen Frau und Kindern arbeitet. Sie spürten sehr wohl atmosphärische Veränderungen, allerdings zunächst durch solche indirekten Indikatoren, wie eine Zunahme der Viehdiebstähle und andere kriminelle Akte. Die Bauern, die gelegentlich aus dem Tiefland auf den Markt von Huanuco kommen, wirken verunsichert und auch ängstlich. Dem einen war seine kleine Holzhütte am Rande des Coca-Feldes abgebrannt worden; anderen war ihre Ernte von einem bewaffneten Trupp gestohlen worden. Verletzt oder getötet worden war dabei niemand. Aber die Täter hätten von der Drogen-Mafia, von der Guerrilla, von den zugewanderten Neuen aus dem Hochland oder sogar von der staatlichen Gesellschaft ENACO sein können, die eigentlich Coca-Blätter ankauft und daraus (davon gehen alle offiziell aus) medizinische Produkte und Coca-Tee herstellt. Allenthalben also viel Unklarheit und Unsicherheit und daher auch Angst.

*Antidrogen-Soldat im
Alto Huallaga
(Medien-Foto)*



Ucayali : Regenwald- Geschichten

Auf der "Carretera Marginal de la Selva" (Urwaldrandstrasse) rollten wir weiter bis in das Örtchen Tingo Maria und mieteten uns erstmal in ein nettes kleines Holzhotel ein, nicht weit vom Zusammenfluss des Huallaga mit dem Monzón. Aber die Versuche, mit dem Hotelpersonal ein wenig tiefer in die Coca-Thematik einzusteigen, war nicht erfolgreich. Das blieb ein No-Thema.

Es war auch ungewöhnlich genug, dass sich eine "Gringo"-Familie hierher begab. Der Blick der Besitzerin las sich ungefähr so: Was wollen diese Ausländer wirklich? Das Reisen mit kleinen Kindern ist doch wohl nur Tarnung?

Die Kellnerin bzw. Tochter der Besitzerin war etwas zugängiger. Sie hatte immerhin schon von Sprühaktionen aus der Luft gehört und wusste, dass eine Menge fremder Leute mit ihren Jeeps auf "ihrer" Straße unterwegs waren, von denen selten einer bei ihnen eine Kaffeepause einlegte. Aber mehr war nicht zu erfahren, ohne die freundliche Atmosphäre in dieser Herberge zu belasten. Man riet uns noch, "mit den kleinen Kindern nicht allzu weit vom Hotelgelände" wegzugehen. Das konnte als Warnung vor den Schlangen oder vor den großen Mücken gemeint sein oder auch anders

*Miriam und Dani
nahe Tingo Maria:
deutlich ohne Angst vor Schlangen*

Wir hatten eigentlich die Höhlen der Eulen ("Cueva de las Lechuzas") aufsuchen wollen, die vor allem von Tausenden von Fledermäusen besetzt sind. Davon hatten uns die Kollegen in Huanuco erzählt. Aber die Warnung der Hotel-Menschen galt auch für diese Touristenattraktion. Vielleicht 30 Kilometer hinter Tingo Maria bogen wir daher von der "Carretera Marginal" nach Nordosten in Richtung Pucallpa ab. Bis hierher hatten wir uns konti-



nuierlich von 4.850 auf gut 600 m Höhe heruntergeschraubt. Und seit Tingo Maria ging es noch weiter bergab und wurde vor allem immer wärmer und feuchter.

Unten bei Pucallpa, wo auch die Autostraße endet und alles nur noch per Boot weitergeht, erreicht man eine Höhe von lediglich 150 Meter über Meeresspiegel und hat gewisse Schwierigkeiten, sich vorzustellen, dass von hier bis zur brasilianischen Atlantikküste die ganzen riesigen Urwaldströme des Huallaga, des Ucayali, des Marañon und ihr gemeinsamer Zusammenschluss, der Amazonas selbst, über weit mehr als 6.000 Kilometer

lediglich diese 150 Meter zu bewältigen haben, um in den Atlantik zu münden.

Ucayali-Ufer bei Pucallpa



Wir hatten jetzt den Ucayali

erreicht. Damit fuhren wir also schon am zweiten der drei Quellflüsse des Amazonas entlang. Der dritte, der Marañon, verläuft weiter nördlich; ihn auch noch zu begrüßen wäre dann doch zu viel Fahrerei geworden. Automatisch kommen einem so überflüssige Vergleiche in den Sinn: der Ucayali, der hier zur Gründung von Pucallpa geführt hat und nur einer von drei kleinen Quellflüssen des großen Amazonas ist, zieht sich über 1.600 Km durch die östlichen Anden. Unser Vater Rhein bringt es, glaube ich, auf etwa 1.300 Km. Es sind diese wirklich irren Dimensionen auf diesem Kontinent, die immer wieder auch mein eigenes Lebensgefühl beeinflussen: die endlose Weite der Hochland-Pampa; die Höhen der Anden, die dir die Luft nehmen, dich aber auch mit Energie auffüllen; die endlose Länge der Flüsse, die unergründlichen Tiefen der Regenwälder, an deren Rand wir jetzt gerade ein wenig scharren. Vor 2 Jahren war ich genau hier mit meinem Amtsvorgänger gewesen. Jetzt wiederholten wir den Trip in Form einer Familienreise plus einer kleinen Programmweiterung um das Amazonas-Hospital in Pucallpa. Also das Hospital, in das sich die deutsche Juliane Köpcke 1971 nach vielen Tagen allein im Urwald gerettet hatte. Sie war die einzige Überlebende nach einem Flugzeugabsturz im Urwaldgebiet von Pucallpa gewesen (und eigentlich waren damals auf denselben Flug auch die Filmer Kinski und Herzog gebucht gewesen als sie hier „Aguirre, der Zorn Gottes“ abdrehten; sie hatten wegen ihrer ewigen Streitereien nur den Flug verpaßt).

Für uns Ruhrgebietler gibt es übrigens eine verblüffende Gleichheit der Namen: Pucallpa heißt in der Indianersprache "Rote Erde" - genauso wie das Fußballstadion in Dortmund. Und letztlich ist die sachliche Verwandtschaft größer als man meinen mag: die roten Lateritböden am Amazonas entstehen, wenn der Urwald gerodet wurde und die wenigen Nährstoffe im Boden vom Regen ausgespült und vom Wind weggetragen sind und diese Waldgebiete in Nullkommanix unfruchtbar werden und zu Mini-Wüsten degenerieren. Die rote Erde im Ruhrgebiet - unsere Hochofenschlacke - genauso un-

fruchtbar und wenn du dir beim Fußballspiel die Beine aufreißt, vergiften dich die Schwermetalle sogar noch. Es sind die vielen Stunden Autofahrt, in denen mir solche Parallelen durch den Kopf schießen...

Nach dem ersten Belohnungs-Eis und dem schnellen Einchecken in unserem „Urwald-Hotel“ mussten endlich mal die Beine bewegt werden.



unsere Lodge auf einer Insel im Ucayali

Es reichte zunächst nur zur Stadtwanderung durch die vom Regen getränkten Schlammstraßen von Pucallpa. Dann kam ein konkretes Ziel in Sicht: die Pucallpa-Klinik. Wir wollten uns einen Eindruck von diesem Hospital verschaffen, das mit der ausdrücklichen Maß-

gabe errichtet worden war, den umliegenden Indianervölkern kostenlos zur Verfügung zu stehen. In den 1970er Jahren war es mit deutschen Hilfsgeldern und von deutschen Ärzten unter der Leitung des Dr. Binder als Muster-Hospital organisiert und aufgebaut worden. Der Geist von Albert Schweitzer schwebte über diesen einfachen Holz- und Wellblechgebäuden, nicht weit vom Ucayali-Ufer, im Schatten einiger großer tropischer Bäume, die sich abends in die Schlafplätze von Tausenden kleiner Papagaien verwandelten. Ebenso wie bei unserer authentische Urwald-Lodge, die wir als Unterkunft gefunden hatten.

Auch als interessierte Deutsche konnten wir leider keinen Spontantermin mit der Hospitalleitung erreichen. Aber ein freundlicher peruanischer Assistenzarzt lud uns zu einem Glas kaltem Wasser und einem Gespräch über das Hospital und seine soziale Außenarbeit ein. Dabei ließ er uns in einige Krankenzimmer schauen, die gerade nicht belegt waren und in die Küche.

Wir hatten den Eindruck, dass der bauliche Zustand gut erhalten wurde, dass die Mehrbettzimmer einfach ausgestattet und nach demselben Desinfektionsmittel rochen, wie auch die Holzhotels, in denen wir unterwegs übernachteten.

Schließlich befanden wir uns mitten im Urwald mit vielen seiner dazu gehörigen Insekten und Kleintieren. Ich weiß gar nicht, wie die Waschküche einer kleinen deutschen Klinik aussieht. In Pucallpa liefen jedenfalls noch einwandfrei die Miele-Waschmaschinen der Erstausrüstung von vor 20 Jahren. Und auch in der Küche waren die Herdplatten sicher nicht jünger, haben aber alle bisher dem Tropenklima gut widerstanden. Weniger gesprächsbereit zeigte sich unser Führer bei den Fragen nach der medizinischen Prävention, nach der Kostenträchtigkeit einer Behandlung der Shipibo-Patienten oder anderer Indianervölker und nach der finanziellen Unterstützung durch den peruanischen Staat. Es schien uns, als verlief sich das peruanische Gesundheitsministerium sehr auf die guten Beziehungen, die Dr. Binder nach Deutschland unterhält und auf die Spendenfreudigkeit des deutschen Freundeskreises dieses "Indianer-Hospitals". Ich würde sehr gern an dieser kulturell hoch interessanten

Schnittstelle zwischen Indianerkultur und sensibler europäischer Moderne unsere DED-Arbeit anbieten. Aber das muss noch sorgfältig geprüft werden.....

Unsere Unterkunft - fast schon wie bei Shipibos auf einer Insel im Ucayali – gehörte einem schweizer Ehepaar, das hier vor 18 Jahren angelandet ist und uns mit einem Shipibo-Töpfer bekannt machte, dessen Keramik-Arbeiten uns so begeisterten, dass



wir ihm eine Schüssel mit den klassischen Shipibo-Zeichnungen sofort abkauften – obwohl noch viele hundert Kilometer Autofahrt vor uns lagen und niemand sagen konnte, ob wir dieses fragile Gefäß je heil nach Lima bringen würden.

*Krug aus Shipibo-Töpferei
bis heute gut erhalten*

Für Monika und die Kinder war dies die erste Reise in diese Gegend und alle waren sowohl von dem ganzen Ambiente begeistert als auch von unserer Bootsfahrt zu einem der Indianerdörfer flussab. Für unsere beiden Flöhe ist das lebendige Naturkunde. Sie sehen die Tiere und Pflanzen, die Häuser ohne Wände, die Kanus statt Autos auf Flüssen statt Straßen und sie sehen die Menschen, die ein bisschen anders daher kommen als in Lima.



Völkerverständigung: Germanen vom Rhein treffen auf Shipibo am Ucayali

Ich selber war bei all dem letztendlich sehr zufrieden mit „Kind und Kegel“, denn niemand hat sich unterwegs über das Essen oder die Hitze oder die Mücken beklagt und niemand ist krank geworden, nur neugierig. Wir begegneten dem einen und anderen Fischer, der zwischen die Luftwurzeln seine Angel ausgelegt hatte. Wir sahen

immer mal eine Holzhütte am Ufer. Und ich dachte dabei erneut an Juliane Köpcke, die – meine ich – erst nach über einer Woche Fußmarsch zerstoßen und mit Maden in den Wunden auf die erste dieser Hütten getroffen war – und dann ins Hospital nach Pucallpa gebracht wurde und überlebte. Würden wir das schaffen?? Selbst ohne die Kinder ??

Die diversen Fotos vermitteln insgesamt sicherlich den Eindruck von unentwegter Ferienstimmung bei uns. Aber natürlich hält man nur solche schönen Augenblicke im Bild fest, bei anderen Gelegenheiten ist es entweder nicht opportun zu fotografieren oder gerade keine Kamera zur Hand. Als wir in einer kleinen Shipibo-Siedlung an Land gingen, hatte ich die Kamera zur Hand. Welchen Eindruck die Urwaldbewohner auf unsere beiden Flöhe machten und umgekehrt, läßt sich ohne lange Erklärung am Foto ablesen.

Abbiegen nach Pozuzo und Oxapampa

Die Rückfahrt nach Lima war nicht einfach der ganze Film rückwärts, sondern enthielt noch ein ganz besonderes Bonbon. Dessen Geschichte beginnt in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals hatte es eine **starke Migration aus landwirtschaftlichen Regionen des deutschen Sprachraums nach Südamerika** gegeben. Das Schicksal dieser Migranten, die dabei nach Peru gelangten, war sehr ähnlich dem der deutschen Auswanderern, die zur gleichen Zeit in den Süden Chiles, in den Süden Brasiliens, nach Argentinien, nach Venezuela und in weitere Teile Südamerikas vordrangen und dort mit ihren europäischen landwirtschaftlichen Techniken und den Erfahrungen in der Kommunalpolitik und der regionalen Entwicklung die "wilden Landstriche" an die Zivilisation der jeweiligen Hauptstadt heranführten. Mit all den Problemen, die Kolonisierung immer mit sich bringt, nicht zuletzt, weil es meist „gottesfürchtige“ Siedler waren, die sich immer auch als christliche Missionare mit einbrachten.

Hier am Ostabhang der Anden zeigen sich die Spuren von etwa 70 Familien aus Preussen und Tirol, die sich zu einem langen Migrationsabenteuer zusammengeschlossen hatten und 1853 mehrheitlich in Antwerpen an Bord gegangen waren, um sechs Jahre später am Ostabhang der Anden eine große Lichtung in den Wald zu roden und ihren neuen Ort, ihre neue Heimat Pozuzo dort aufzubauen.

Während der Vorbereitung beim DED hatte ich auch Zeitungsberichte über die Auswanderer und ihre beklemmenden Schicksale während der großen Migrationswelle gelesen. Hängen geblieben war mir vor allem ein Artikel aus der Deutschen Auswanderer Zeitung in Bremen, der Mitte 1852 etwa so gelaute hatte: eine große Zahl von Auswanderern hatte die 4-monatige Überfahrt um Kap Horn nicht überlebt, andere waren im neuen Land Peru an Fieber und unerkannten Krankheiten verstorben. Und da, wo es sich um Protestanten gehandelt hatte, waren die sterblichen Überreste außerhalb des katholischen Friedhofs in Löcher geworfen worden. Andere, die gegen die erniedrigende Behandlung in der neuen „Heimat“ protestierten, waren kurzerhand in Gefängnissen gelandet.

Natürlich gab es kein Internet oder Telefone, nicht mal Brieftauben. Also dauerte es sehr lange bis solche Nachrichten andere Auswanderungswillige in Deutschland erreichten und warnen konnten. Die professionellen Anwerber (heute sagen wir deutlicher: Schleuser oder Menschenhändler) wurden in Deutschland eher selten behelligt oder gar zur Verantwortung gezogen. Denn es gab als Produkt der neuen Industrialisierung jede Menge Modernisierungsverlierer (in Marx' Sprache Bauern, die ihr Produktionsmittel Boden verloren hatten und industrielles Lumpenproletariat). Und keinen

Sozialstaat. Ein Endprodukt dieser langen Odyssee war nach Jahren der Odyssee also Pozuzo geworden.

Wir nahmen jetzt von Pucallpa aus die erst 1976 eingerichtete Autostraße zwischen Lima und Pozuzo unter die Räder.



*„unter die Räder nehmen“ war leicht gesagt:
ER beim Freimachen einer Fahrrinne für unseren Pkw, auf der Pozuzo-Strecke;
das Publikum wettet, ob wir´s schaffen*

Pozuzo ist wie Pucallpa ein Begriff aus einer der hiesigen Indianersprachen und bedeutet „Fluss mit salzigem Wasser“. Die Häuser an diesem Fluß könnten irgendwo im Alpenraum stehen. Wir waren sozusagen nach der Coca-Metropole Tingo Maria und der Shipibo-Metropole Pucallpa jetzt in einem tiroler Städtchen, in einer Landschaft des ewigen Frühlings, auf etwa 800 m Höhe und konnten gut verstehen, dass vor 120 Jahren ein Teil der ursprünglichen Auswanderer unter großen Entbehrungen bis hierher gekommen waren. Dann aber auch sehr gerne hier bleiben wollte.

Für die Peruaner ist das bis heute ein **deutsches Städtchen**. Denn die Besucher oder Durchreisenden orientieren sich an den immer noch deutschen Namen an Geschäften und Pensionen (Kohel, Budweiser, Gstir). Wir hielten uns allerdings nur einen halben Tag hier auf und fuhren dann weiter in die ursprüngliche Außenstelle von Pozuzo, nach **Oxapampa**.

Das liegt nicht nur 80 Km weiter südlich, sondern gleichzeitig auch 1.000 m höher in dieser paradiesischen Landschaft, die man hier den Hohen Dschungel (Selva Alta) nennt. Oxapampa ist heute eindeutig der dominante Ort dieser Region mit lukrativen Weideflächen, entsprechend gesund und kräftig ausschauenden Milchkühen. Offenbar florieren ebenso gut die Holzwirtschaft und der Kaffeeanbau. In dem kleinen Cafe Schütz wurde uns außerordentlich gerne der eigene Kaffee serviert. Hier bedauerten sie, dass wir zu früh gekommen seien, denn der Höhepunkt im Jahr ist das Fest der Schneefrau (Virgen de las Nieves) Anfang August.

Natürlich haben wir geantwortet: na dann, vielleicht kommen wir dann wieder. Aber wir

haben es so gesagt, wie vieles in Peru gesagt wird: als pure Freundlichkeit gegenüber dem anderen, er soll sich freuen; und beide Seiten wissen, dass es nicht so ernst gemeint ist.

Als wir gerade die Inschriften an der Kirche lasen, kam der diensttuende Pfarrer Kapp vorbei und ließ es sich nicht nehmen, ein paar zusätzliche Erläuterungen zum Schicksal dieser deutschen Migranten anzufügen: Pozuzo, wo wir zuerst waren, war schon 1859 von dieser gemischten Siedlergruppe aus Preussen und Tirol gegründet worden, nachdem sie fast drei Jahre gebraucht hatten, um von Huacho bei Lima aus nach etlichen bürokratischen Fallstricken den mühevollen Aufstieg in die Anden zu wagen und irgendwie auch noch den Abstieg in das tropische Tiefland geschafft hatten.

Der Grossteil der Familien hielt bis zum Endpunkt ihrer via dolorosa durch. Andere waren unter-wegs schon abgesprungen oder hatten sich sonstwie als Hilfskräfte verdungen. Etwa 170 Personen von den 300, die in Huacho aufgebrochen waren, kamen am Rio Pozuzo an und verwandelten die kleine vorhandene Siedlung in die "**deutsche Stadt in den Anden**". Nicht ohne Stolz betonte der Pfarrer, dass sein damaliger Kollege, dessen Namen wir in Pozuzo auf einer Gedenksäule gelesen hatten - Josef Egg - seinen unbedingten Glauben an die Zukunft von Pozuzo auch erfolgreich auf Unternehmer in Lima übertragen konnte. Und so entwickelte sich Pozuzo allmählich in ein wichtiges **Viehzuchtzentrum**. Aber wie schwer dieser lange Weg hierher für die Menschen aus dem Rheinland, von der Mosel und aus Tirol wirklich gewesen sein muß, lassen die Berichte und Artikel aus den Migrationsjahren erahnen, die Pfarrer Kapp uns dann zeigte. Und besonders aus dem **Pozuzo-Lied** der Tiroler, dieses heimat-liebenden Volkes, sprechen die akute Not der Zeit und die verzweifelte Hoffnung, am Ende der Welt neues Glück zu finden.

Eine Generation später zog dann eine Gruppe der Nachgeborenen weiter flussauf und gründete eben dieses Oxapampa, in dessen Zentrum wir jetzt also standen. Ich dachte an die vielen anderen Orte in Lateinamerika, in die Deutsche auch aus dem Hunsrück, der Eifel, aus Sachsen nach Brasilien, Argentinien und Chile oder in die Andenmetropole Tovar in Venezuela gezogen waren. Den einen hatte die bürgerliche Revolution der 1848er Jahre den Schub versetzt; andere wurden von den Gastländern als fleißige Neusiedler angeworben. Kaum irgendeine dieser deutschen Siedlungen hat die wirtschaftliche Prosperität, die nach einigen Jahren meist einsetzte auch politisch genutzt. Sie wurden nur selten Teil der führenden Eliten in ihren neuen Ländern. In ihrer späteren Diplomarbeit nennt **Miriam** die Zahl von 250 - 300.000 Menschen, die allein in Chile während einer Generation



von dieser Migration betroffen waren.⁴⁷ Und genau wie im Süden Chiles wurden in Pozuzo/Oxapampa die Einheimischen („Indianer“) immer weiter zurück gedrängt und somit diese Region für die Landesregierung auch politisch integriert, europäisiert. Erst in unserer Zeit kamen dann noch zwei wichtige Migrantengruppen nach Lateinamerika: die Juden, die vor dem Faschismus flüchteten; und etwa 12 Jahre nach ihnen die überlebenden Faschisten selber. Von denen mischten sich dann allerdings einige deutlicher in die Geschehnisse ihrer Gastländer ein und konnten dadurch gelegentlich auch aufgespürt und sogar (illegal) außer Landes verbracht werden, wie etwa Adolf Eichmann, den der israelische Geheimdienst im Mai 1960 aus Buenos Aires entführt hatte.

Aber das war schon Gesprächsthema während der Rückfahrt. Für unser Stadtauto nicht immer einfach, denn es hatte erneut geregnet und die Flüsse waren weiter angestiegen und nicht immer von einer befahrbaren Brücke gekrönt.

Und noch eine Pozuzo-Anekdote:

2012 hatte ich eine Kollegin aus alten Zeiten in Tirol besucht. Auf der Rundfahrt nach Innsbruck hatte am Ortseingang der Gemeinde Silz das überdimensionale Schild mit dem Pozuzo-Lied gestanden. Wir waren vors Rathaus gefahren. Ich bat um ein Gespräch mit dem Bürgermeister. Er war so erstaunt wie erfreut, ausführlich über seine Städtepartnerschaft mit Pozuzo mit jemandem plaudern zu können, der sich dort in Peru auskannte. Und der Bürgermeister zeigte mir die Zeitung „Pozuzo-Aktuell“, die sie hier herausgeben. Nach wie vor finden regelmäßige Partnerbesuche in beide Richtungen statt in Erinnerung an die tiroler und die deutschen Siedler im peruanischen Regenwald



GRUMMELN BEIM DED UND BEIM SENDERO LUMINOSO

(Brief-Auszug:)

da nun Ostern schon wieder vorbei ist und wir hier im Übrigen sowieso nicht so recht die abendländischen Feste in abendländischer Stimmung feiern können, verwischt auch deren sonstige Bedeutung rasch. Uns liegen derzeit die Fragen der Wasserversorgung und der Lebensmittelpreise näher und erscheinen gewichtiger. Oder die vielen Dinge, die der job mit sich bringt.

So bin ich gerade gestern von unserer diesjährigen DED-Vollversammlung aus Cusco zurückgekehrt. Eine durchaus spannende Veranstaltung, insofern als erhebliche Risse im Gesamtgefüge DED aufgebrochen sind und aufgrund einer Reihe von nicht zu klärenden Konflikten die Vollversammlung schließlich abgebrochen wurde.

Diese Vollversammlung war die hohe Zeit der Abrechnungen. Jeder mit jedem. Die Zentrale mit mir, ich mit ihr. Die Entwicklungshelfer mit mir und der Zentrale etc. Einige EHs waren noch sauer auf mich, weil ich vor ein paar Monaten einen der Entwick-

⁴⁷ Miriam hat später dieses Thema für ihre Diplomarbeit an der Uni Köln gewählt: „Die wirtschaftliche Entwicklung Südchiles und die deutsche Einwanderung (1846-1912)“ im Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Köln 2008

lungshelfer zurück nach Deutschland geschickt hatte. Das passiert selten genug. Er war menschlich sympathisch, aber politisch ein Kind und hatte sich mit seinem dicken Dienstjeep in seinem Dorf schon so dümmlich auffällig benommen, dass er auf dem Bildschirm der Staatspolizei geraten war. Und das wurde mir dann endgültig zu heikel, weil es unser gesamtes Programm gefährden konnte.

Denn in Peru ist der Staatsapparat schon ein bisschen verunsichert seit es die Bomben-Attentate im Land gibt und die maoistische Linke vom Geheimdienst dafür verantwortlich gemacht wird. Es liegt Rauch in der Luft, aber man sieht nicht genau, wo es (schon) brennt. Was „meine“ Entwicklungshelfer nicht klar genug erkennen können, ist der ständige stress, den ich mit dem Staat, konkret der Planungsbehörde habe, die beständig alle möglichen Informationen über unsere Projekte, die dort eingesetzten Materialien und Finanzaufweisungen sowie Daten über die Partnerorganisationen anmahnt. Bisher habe ich durch persönliche Gespräche in der Behörde und andere Hinhaltenaktiken vermeiden können, dass die zu erwartende Kontrolle unserer Partnerorganisationen durch den Staat greifen kann. Um nicht plötzlich auch noch die Staatspolizei im Nacken zu spüren, die weniger an den Deutschen als an unseren peruanischen Partnern interessiert ist, musste ich diesen einen EH leider aus dem Verkehr ziehen. Darin liegen allerdings nicht die entscheidenden Ursachen für die Verärgerung unter den EHs. Vielmehr liegt seit 1979 ein Konflikt zwischen der Mehrheit der Entwicklungshelfer weltweit und der DED-Zentrale ungelöst auf dem Tisch und hat auch in Peru schon im letzten Jahr zu sehr klaren Forderungen der EHs nach mehr Mitbestimmung beim vorgesehenen Strukturwandel des DED geführt. Die EHs fühlten sich nicht ausreichend ernst genommen. So mündete alles in einen Streikaufruf.

Nach Diskussionen mit der gesamten EH-Belegschaft und nach einer ganzen Reihe von Einzelgesprächen habe ich heute jedenfalls nicht mehr den Eindruck, dass die gesprengte Vollversammlung in erster Linie ein Misstrauensvotum gegen mich als den Landesdirektor oder gegen die Führungsmannschaft im Büro Lima bedeutet. Unser Innenverhältnis in Peru hat sich in dem Sinne gegenüber den Anfangsmonaten sogar deutlich verbessert.

Ich wage zu behaupten, dass es bei der klaren EH-Mehrheit Anerkennung der offenen Diskussionskultur von Christoph und mir gibt, aber auch für die Art, wie unsere Kollegin Carmen die theoretische Landeskunde für neu eingereiste EHs vermittelt oder wie ich - wann immer zeitlich möglich - neue EHs selber in ihre Projektorte fahre und dabei praktische Einführung ins Land leiste – z.B.:

Neue Entwicklungshelfer : Einführungsfahrt in den „roten Süden“ Perus

„Einführungsfahrten“ für neu eingereiste EHs müssen keineswegs immer spannungsfrei sein, wie z.B. bei den letzten 3 EHs, die im Raum Cusco eingesetzt werden sollten, im sogenannten „roten Süden“ Perus. Wir hatten zu viert diese 1.300 Km von Lima über Huancayo und Ayacucho nach Cusco mit dem Dienstwagen in Angriff genommen und hatten eine ausgezeichnete Stimmung an Bord. Ich hatte, wie ein gewöhnlicher Reiseführer ein paar Bausteine zur historischen und zur aktuellen Bedeutung der Zonen, durch die wir unterwegs waren, vorbereitet. Damit ging es schon kurz nach der Ausfahrt aus Lima auf der Carretera Central los, die sich sehr schnell von Meereshöhe zum Ticlio-Paß auf 4.850 m hoch schraubt und die erste physische Bewährungsprobe für jeden EH darstellt. Neben der Straße schrauben sich unendlich mühsam seit mehr als 50 Jahren Dampfloks über Serpentina bis zur Minenstadt La Oroya (mit der

vielleicht größten Umweltverseuchung Lateinamerikas) und weiter am Río Mantaro entlang ins Hochland von Huancayo. Auf diesen ersten 300 Kilometern lässt sich nicht nur eine Menge darüber erzählen, weshalb Lima eine Oase ist und die Westabhänge der Anden so viel trockener als hinter La Oroya, wo schon die Regenwinde des Amazonas spürbar und für die Landwirtschaft hilfreich sind. Es werden gleich mehrere der ganz gravierenden Probleme des Landes deutlich sichtbar, spürbar und im Wortsinn begreifbar: da wir sehr früh aufgebrochen waren, hatten wir bei drei oder vier Haarnadelkurven der Carretera Central auch die abgestürzten Holzlaster gesehen.

*jeden Morgen gibt es Verluste
auf der Carretera Central*

Es sind meist die gewaltigen Trucks mit den tropischen Baumstämmen, die 2 Tage lang auf der anderen Seite der Anden hochfahren, wobei der Fahrer kaum zum Schlafen kommt, weil er die Tour in der Minimalzeit schaffen muss, sonst ist der Arbeitsplatz hinterm Steuer weg. Der Fahrer kommt also übermüdet auf 4.850 m am Paß an, die Luft ist sauerstoffarm, er muss hier oben trotzdem in einer großen Auto-



waschanlage den Truck vom Schlamm der Piste befreien bevor der Wagen hinunter in die Hauptstadt darf statt ein bisschen auszuruhen. Den Fahrern bleibt nur die alte Indio-Gewohnheit, getrocknete Coca-Blätter zu kauen, um nicht im Stehen einzuschlafen. Dann geht es die Carretera Central steil abwärts. Entweder hatten die abgestürzten Wagen dann heißgelaufene oder abgefahrene Bremsen, die nicht gut funktionierten oder der Sekundenschlaf hat gesiegt und den Fahrer schnell hinübergetragen in den ewigen Schlaf.

Bei jeder meiner Fahrten auf dieser Strecke waren diese Schicksale zu sehen. Bevor ich den neuen Kollegen dann noch ein bisschen über die illegale Holzwirtschaft, den damit verbandelten Drogenschmuggel und die Korruption in der ganzen Handelskette erzählen konnte, hatten sie erst einmal Gelegenheit, die vergiften Luft der Minen-Stadt La Oroya (die Peruaner sagen in einem Atemzug: La Oroya-La Horrible (die Schreckliche)) einzuatmen. Die Luft beißt in die Lungen, die Abwässer der Minen fließen in ein gewaltiges Auffangbecken (einen Giftteich), von dem niemand glaubt, dass er gegen das Grundwasser abgedichtet ist. Und so fließen seit Jahrzehnten hochtoxische Abwässer direkt oder indirekt in den photogenen Río Mantaro. Aber dieser Río ist nur noch eine schöne Leiche. Und flussabwärts werden die Weiden und Felder und Lebewesen, die seine Wasser nutzen möchten, krank. Die Statistiken, die in Berlin-Kladow durchgearbeitet werden, können diese Realität nicht erfassen, weil diese Realität von den peruanischen Behörden nicht erfasst wird oder geschönt ist. Deswegen sind mir die Einführungs-Touren für die neuen EHs so wichtig. Sie müssen von Anfang an die verschiedenen Gesichter Perus sehen lernen. Ja, und dann sind wir in Huancayo mit seiner eindrucksvollen Altstadt und den ausgezeichneten Forellen-Gerichten. Huancayo hatte sehr den Erwartungen meiner Neuen an eine andine Provinzhauptstadt entsprochen. Hinter Huancayo verlief die Straße ziemlich gerade und erlaubte dem einen und anderen Kollegen ein kurzes Verdauungsnickerchen. Aber besonders auf dem Abschnitt zwi-

schen Huancavelica und Ayacucho reihten sich wieder dutzendweise engere und engste Kurven aneinander. Wir hatten diesen alten Inca-Weg genommen (eigentlich, weil die einzige alternative Route - weshalb auch immer - gesperrt war). Unser Weg führte uns immer wieder auf die 3.500 m Höhenlinie und gelegentlich deutlich über die 4.000 m. Anders als bei Ausflügen mit unseren Kindern hatte ich den Coca-Tee vergessen. Folglich kam es zu Kopfschmerzen und gelegentlichen Brechreizen bei zwei der Kollegen. Aber auch das gehörte schließlich zum Einführungsprogramm im neuen Land. Wir hatten ungefähr 700 Km geschafft, dafür den ganzen Tag gebraucht. Es wurde schon Abend. Wir rollten über einen Dorfplatz, wo an der Mini-Kirche in großen Lettern gepinselt stand: „Tod den falschen Kleinbauern“. Wir hielten hier nicht an, aber die Fragen der neuen Kollegen kamen sofort, was ist da los?



„Tod den falschen Kleinbauern“, auf dem Weg nach Ayacucho 1980

Ich erzählte ein bißchen davon, dass sich immer noch hinter dem Begriff „Kleinbauer“ das genaue Gegenteil versteckt und dass die Agrarreform gerade nicht für die echten Kleinbauern durchgeführt wurde / wird. Dazu paßten auch meine alten Geschichten aus Quillabamba und die Agro-Revolutionäre um Hugo

Blanco. Aber die Szene machte deutlich, dass es im Hochland offenbar deutlicher rumorte als man in Lima wahrhaben wollte. Die Strasse zeigte jetzt wieder abwärts ohne scharfe Kurven. Über uns klarster Sternenhimmel und perfekter Vollmond. Ein guter Moment, um über die fehlgeschlagene Agrarreform zu sprechen, über die willkürliche Aneignung von Ländereien durch Zwischenhändler, die den echten Kleinbauern Kredite zu Wucherzinsen angedreht hatten und dabei von den lokalen Behörden gedeckt wurden, weil der Beamte dabei sein eigenes Schärfflein verdiente. Steuer- und Preiserhöhungen, die die Kleinbauern durch ihre Ernteerträge kaum auffangen können. Bezahlte Arbeit, die die Männer z.B. als Holzfäller im Tiefland eingehen müssen, damit etwas Bargeld in die Familienkasse kommt, während die Frauen und die Kinder versuchen, den Acker zu bestellen. Sich aus dieser Lage zu befreien kann nur dann gelingen, wenn diese Bauern sich professionell weiterentwickeln und finanzielle Rücklagen erwirtschaften, um die Verschuldungskette brechen zu können.

Auch meine drei Neuen hatten über diese Bauern-Problematik während ihrer Vorbereitung in Kladow schon einiges gelesen. Jetzt waren wir mitten drin in der Problemzone, angekommen in der Wirklichkeit. Und ihre Aufgabe als EH lautete jetzt, genau diese Bauern bei der Wiedererlangung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Stabilität zu

unterstützen.

Um mehr Strecke zu schaffen, fuhren wir auch in die Nacht hinein. Und dann ging das Licht aus. Die Lichtmaschine hatte den Geist aufgegeben. Hier oben zwischen den Felsen konnte uns keiner helfen. Ich hoffte auf die nächste Stadt, auf Ayacucho. Zum einen lag sie auf angenehmeren 2.700 oder 2.800 Meter und zum anderen müsste es dort eine richtige Autowerkstatt geben. Wir rollten also ohne eigenes Licht, aber bei vollem Mondschein immer bergab, niemand kam uns entgegen oder überholte uns. Wir rollten buchstäblich bis in die Stadt hinein. Inzwischen war es weit nach Mitternacht, vielleicht 2.00 morgens. Wir klopfen an drei oder vier Hoteltüren. Nichts bewegte sich, nirgends ging Licht an. Erst in der letzten kleinen Pension näherte sich jemand von innen der Tür. Es kostete uns mehr als eine halbe Stunde, den Besitzer durch die geschlossene Tür hindurch davon zu überzeugen, dass wir keine Banditen, sondern harmlose Touristen aus Deutschland waren, die nur noch ein paar Stunden Schlaf auf einer seiner Matratzen suchten. Endlich ließ er uns hinein und half auch am nächsten Morgen, einen Auto-Mechaniker aufzutreiben. Die ungeplante Wartezeit brachte die ungeplante Einführung in ein typisches peruanisches Frühstück auf dem Lande: das weiche Weizenbrot pan francés mit Frischkäse vom Bauern um die Ecke und einem Spiegelei, ein Klecks Butter und Marmelade, eine Schüssel gekochte Quinoa und den eingedickten Kaffee-Sud, der mit einer Tasse heißen Wassers und viel Zucker trinkbar gemacht wird. Draußen auf der Plaza kam später noch ein Schluck vom unvermeidlichen emoliente dazu, das überall im Lande von ambulanten Händlern angeboten wird, der klassische Morgentrunk aus gerösteter Gerste mit Extrakten aus diversen Medizinpflanzen, ein bisschen Zitronensaft und einiges an Zucker.



*Emoliente-
Verkäuferin auf der
Plaza, Ayacucho*

Nicht wirklich nahrhaft, aber Energie-stark diese Emoliente und sehr beliebt bei Groß und Klein.

Als wir vom zweiten Morgenkaffee – unserem Ayacucho-Brunch – ins Hotel zurückkamen, hatte

die Autowerkstatt schon gemeldet, dass sie noch einen Augenblick brauchten. Der Kellner gesellte sich, mangels anderer Gäste, gerne zu uns, um mit uns über sein Land und seine Stadt zu plaudern. Wir verstanden dabei allmählich, dass die Stadt gestern Nacht aus Angst verschlossen war. Denn in Ayacucho hatte sich seit der Machtübernahme der Militärs 1968 still und heimlich eine Bewegung organisiert, die jetzt angesichts der Parlamentswahlen zum bewaffneten Kampf gegen die herrschende konservative Regierung mobilisierte. Natürlich hatten wir auch im fernen Lima von einzelnen Bombenattentaten gegen Strommasten und ähnlichem gehört. Aber für uns in der Hauptstadt war die Provinz Ayacucho weit weg. Nur, jetzt erzählte der Kellner von Überfällen auf Polizeistationen und von verbrannten Wahlurnen in einem kleinen

Dorf nicht weit von hier. Bisher wusste ich von Ayacucho vor allem, dass die niederländische Entwicklungshilfe schon über viele Jahre finanzielle und materielle Hilfe an die Universidad de Huamanga in Ayacucho geleistet hatte. Und gerade einer der Professoren dieser Uni, der Philosoph **Abimael Guzmán** war jetzt der Kopf dieser neuen Guerrilla. Sie nannte sich - wie es sich für einen Akademiker gehört - nicht Tupac Amaru oder ähnlich, sondern nach Perus einflußreichem linken Schriftsteller Mariátegui : „**Partido Comunista del Perú – por el Sendero Luminoso de José Carlos Mariátegui**“. Ich vermute, unser Kellner gehörte letztlich mit zur PR-Mannschaft des **Sendero Luminoso** („Leuchtender Pfad“, wie die Guerrilla kurz genannt wird) und wollte uns positiv eingestimmt ins Bild setzen. Sehr wohl war mir allerdings nicht, wenn ich an die etwa 20 Stunden Fahrt dachte, die wir noch bis Cusco vor uns hatten, von denen uns einige Stunden durch das neue Guerrilla-Gebiet des Sendero Luminoso führen würden. Das Auto wurde schneller fertig als gedacht. Wir konnten noch am späten Vormittag weiterfahren und hatten es eilig. Am späten Nachmittag rollten wir über die Stadtgrenze von Andahuaylillas und verbanden eine kurze Pause mit einem kurzen Besuch dieser einzigartigen vergoldeten Holzkirche aus spanischer Zeit. So viel Zeit musste einfach sein! Eine der vielen Kirchen, die über die Fundamente einer Inca-Anlage errichtet wurde und innen ihre alte Holzkonstruktion mit Goldbemalung fast unbeschädigt über die Jahr-hunderte bewahren konnte. Das war das kleine Häppchen regionale Kulturgeschichte.



vergoldete Holzkirche aus spanischer Zeit, Andahuaylillas

Danach auf schnellstem Wege (es gab ja nur einen) weiter in die kleine Hauptstadt der Provinz Apurímac, Abancay. Wir kamen noch bei Tageslicht an und ich sprach mich klar gegen eine erneute Nachtfahrt aus, auch wenn gar nicht mehr so viel bis Cusco fehlte. Monika und ich haben früher von Cusco aus immer mal wieder einen Ausflug nach Abancay unternommen. Es liegt 1000 m tiefer als Cusco, ist entsprechend mit einem Frühlingsklima gesegnet, es wachsen Zitronen und Zuckerrohr, und die Chumbera-Pflanze, auf der die Cochinilla-Läuse sitzen, die seit alters her den roten Farbstoff für die Wollfärbung der Hochlandbewohner liefern. Und Abancay bietet dem Besucher die wahr-

scheinlich einzige erhaltene Strassenbrücke aus dem 16. Jahrhundert. Einzig nicht nur für Peru. Die Reiseführer behaupten, sie sei einzig in ganz Südamerika. Wie auch immer, ich wollte den neuen Kollegen diesen Anblick nicht vorenthalten. Wir rollten ein paar Kilometer durch Abancay hindurch bis zu der Brücke, dem **Puente Pachachaca** und liessen uns abends in einer kleinen Pension von unserem Kellner anstelle der Sendero-

Luminoso-Neuigkeiten die Geschichte der kriegswichtigen Brücke über den Río Pachachaca erzählen:

die "spanische Brücke" von Abancay

*Hier hatte der erste **Machtkampf zwischen zwei spanischen Conquistadoren** um das Inca-Erbe getobt. Der eine, Francisco Pizarro, verlor zwar die Schlacht von Abancay gegen Almagro, gewann aber letztlich diesen „spanischen Bürgerkrieg“ in Peru. Heute, behauptete unser Kellner, passieren noch immer problemlos 20-Tonnen-Laster diese alte, schöne Brücke. Hoffentlich hält sie weiter durch. Er*



erzählt eine lange Geschichte. Ich höre zu, aber nur mit einem halben Ohr, weil ich an die schweren Unruhen hier im peruanischen Süden denken muß, an den jetzt wirklich „roten Süden“. Und die neuen EHs sollen gerade jetzt ihre neuen Arbeitsplätze einnehmen. Aber zunächst müssen wir erst noch bis Cusco problemfrei durchkommen. Also, schau'n wir mal

Wir hatten uns einstimmig gegen eine weitere Nachtfahrt bis Cusco ausgesprochen. Damit wurden die fehlenden 150 Km bis zur Inca-Metropole zur Tagesreise, was mir auch sehr lieb war. Denn ich konnte dadurch zur üblichen Arbeitszeit zwei der neuen EHs bei ihren Organisationen in Cusco selbst übergeben. Und für den Nachmittag blieb auch noch Zeit, um mit dem dritten Kollegen die knapp 50 Km bis zu dessen Projektort zu schaffen. Obwohl wir ja damals lange genug in Cusco gewohnt hatten, um mich hier "zu Hause" zu fühlen, packte mich allmählich eine gewisse Unruhe, und nicht nur wegen des Sendero Luminoso. Ich war zwar heilfroh, dass alle gut an ihrem jeweiligen Projektort angekommen waren. Aber diese Einführungs-Tour hatte deutlich länger gedauert als geplant. Und vor allem wollte ich jetzt vom Büro aus schnellstens abklären, ob in irgendeinem der abgelegenen Projektorte schon ähnliche Vorkommnisse wie in Ayacucho erkennbar waren. Denn unsere sehr heterogene EH-Truppe besteht aus Einzelkämpfern im Coca-Gebiet (Aucayacu, Tingo Maria) und in der Drogenexportregion von Iquitos; aus Familien in Moquegua und der Guerrilla-Konfliktzone Huanuco und jetzt die neuen Standorte im „roten Süden“ Perus. Wir unterstützten die Bauernbewegung in Cajamarca mit unseren EHs ebenso wie in der inter- ethnischen Konfliktregion im Hochland am Titicaca-See – dort mit dem Blick über die Grenze nach Bolivien. Eine Pandora-Büchse, das Ganze. Ich erledigte alles, was erledigt werden musste und trat noch am späten Nachmittag die Rückfahrt an - allerdings auf der anderen Route, über Puquio und Nazca, sozusagen in Schussfahrt direkt hinunter zum Pazifik.

Bei der schon erwähnten DED-Vollversammlung in Cusco hatten die beteiligten EHs und ich selber solche Einführungsfahrten natürlich sehr präsent und sie waren nicht

mehr aus der gemeinsamen Erinnerung zu löschen. Die Vertreter der Zentrale interessierten sich nicht so sehr für solche Aspekte des DED-Alltags in Peru, sondern vor allem für die quantitative Vergrößerung der EH-Zahlen, weil dies wiederum in Deutschland bei der Haushaltsverhandlung im BMZ entscheidende Argumente liefern würde. Andersherum bedeutete das, dass die Zentrale meinen Programmansatz und die Ausrichtung der von mir angelegten Projekte nicht in erster Linie unter entwicklungsrelevanten Gesichtspunkten bewertet, sondern eher bürokratische Prioritäten setzt. Durch meine aktuell peruanische Brille nahm ich die DED-Zentrale jetzt so wahr, dass der relativ hohe DED-Zielanspruch zur Unterstützung für die am meisten Unterprivilegierten und in Formen, die ihnen ihre Menschenwürde und ihre Organisationsfreiheit gewährleistet, nicht allzu wortwörtlich verstanden werden muß. Nun gut, wir haben uns also über solche immanenten Widersprüche bei der DED-Vollversammlung gestritten. In der Zentrale hat man dann auch gleich versucht, mir Fehler in unserer Programmverwaltung nachzuweisen, um den Konflikt zu objektivieren. Wer es darauf anlegt, hat es leicht, in der Verwaltung von 30 Projekten irgendwelche Fehler aufzuspüren. Insbesondere dann, wenn man mit einem preussischen Verwaltungsbewusstsein an die Bewältigung dieser Unzahl nicht-preussischer Probleme in Ländern wie Peru herangeht.

Im Vergleich dazu habe ich dann mit großem Interesse und natürlich auch mit einem gewissen Schmunzeln den späteren Kontrollreisebericht eines anderen Vertreters der DED-Zentrale gelesen, in dem wesentliche Punkte der tatsächlichen Problemlage unseres Peru-Programms angesprochen werden. Es wird sichtbar, dass ich für die DED-Zentrale und auch für einige EHs kein glatt gebügelter Kollege bin. Aber das hatte ich auch nie behauptet. Weil es das Gesamtbild vervollständigt, zitiere ich einfach einen kurzen Abschnitt aus dem Abschlußbericht der Kontrollreise des Kollegen aus der Zentrale, der z.T. von mir selber hätte geschrieben sein können:

Aus einem *Kontrollreisebericht der DED-Zentrale, 1981:*

Makro-Widersprüche oder Strukturproblem des Gesamt DED:

Formale Eigenständigkeit des DED als Organisation besteht; aber **reale** Autonomiebeschränkung durch Vielzahl von Einzelhemmnissen durch Vertreter des BMZ, BMI und der "Konkurrenz" AGEH (sitzt im Verwaltungsrat des DED).

Verringerung des latenten Konfliktpotentials zwischen DED und Bundesregierung dringend erforderlich. Konkret:

- a) Der **DED-Anspruch** (Grundsätze und Kriterien) steht der **DED-Abhängigkeit** vom BMZ / Bundestag / Bundeshaushaltsordnung diametral entgegen. In der Praxis wird der DED-Anspruch der kameralistischen Buchhaltung untergeordnet.
- b) Der **DED-Anspruch** (Grundsätze und Kriterien) steht der **Gastland-Entwicklungsplanung** entgegen ("freie Marktwirtschaft").
- c) Der **DED-Anspruch** (Grundsätze und Kriterien) steht den **Interessen der Bundesrepublik Deutschland** in der Dritten Welt entgegen. (Rohstoffsicherung, Direktinvestitionen, Verlagerung von Umweltkosten usw.).

Mikro-Widersprüche sind insbesondere :

I.1. Die Konflikt-Vermeidungsstrategie führt dazu, dass als wesentlicher konkreter Konflikt der Rollenkonflikt des Beauftragten (= Landesdirektor, BA) als Hauptamtlichen mit den EH-Kollegen übrig bleibt. Dazu gibt es weitere Elemente, die diesen Rollenkonflikt verstärken:

- a) durch künstliches Aufheizen der EH's während ihrer Vorbereitung in Berlin,
- b) durch funktionsbedingte Unterschiede bei der Interpretation derselben Vorgänge bei

- BA und EH's,
- c) durch unterschiedliches Verständnis von qualifizierter Mitbestimmung bei den jeweiligen DED-Mitarbeitern.
- 1.2. Aufgrund des Rollenkonflikts zwischen BA und EH's entwickelt sich unvermeidlich ein Schwund der persönlichen Vertrauensbasis und ergibt sich eine Verschlechterung der Kommunikationsfähigkeit zwischen BA und einzelnen EH's, wie auch von EH's untereinander.
- 1.3. Widersprüche zwischen Projektentscheidungen der Zentrale aufgrund direkter persönlicher Beziehungen zwischen Mitarbeitern der Zentrale und einzelnen DED-Mitarbeitern im Gastland, die nicht immer im Einklang mit den objektiven Bedingungen in den Projekten stehen.
- 1.4. Widerspruch zwischen romantischer Vorstellungen eines Entwicklungshelfers (Rucksack-EH) und den realen Anforderungs- / Erwartungsniveaus von Trägern in Perú. Widersprüche zwischen der entwicklungspolitischen Analyse Perus und den entsprechenden Schwerpunktmaßnahmen einschließlich Träger und Zielgruppenfrage zwischen Programmabteilung und BA.
- III.1. Widersprüchliche Gewichtung von qualitativen und quantitativen Arbeitserfolgen zwischen DED- Zentrale und BA (insbesondere Frage der EH-Zahl).
- III.2. Umsetzung des DED-Anspruchs (Grundbedürfnisse, Selbstverwirklichung) verläuft in anderen (längeren) Zeitintervallen als sie die Rentabilitätsprüfung der Finanz- und Personalverwaltung fordert.

Trotz dieser hier angesprochenen vielschichtigen Konfliktlage aus all diesen unterschiedlichen Elementen bot mir die Zentrale später zwar eine Vertragsverlängerung an. Die habe ich aber nicht angenommen, weil die Grundeinstellungen zu den gesellschaftlichen Problemen in Peru und sinnvollen Lösungswegen doch zu weit auseinander gedriftet waren. Stattdessen habe ich gerade soviel an Zeit über meinen bisherigen Vertrag hinaus als Verlängerung zugestimmt, die es mir ermöglichen sollte, meinen Nachfolger einigermaßen einzuarbeiten.

Die ins Auge gefaßte Vorlesungsreihe an der Uni-Lima konnte ich am Ende aus zeitlichen Gründen dann leider doch nicht umsetzen. Stattdessen wurde mein Buch "*Internationale Umweltpolitik und Nord-Süd-Beziehungen*" (die Dissertation) gerade ins Spanische übersetzt und wird mit Unterstützung der Uni herausgegeben. Mein deutscher Verlag hat dazu übrigens geschrieben, dass dieses Buch vom Börsenverband des Deutschen Buchhandels neben drei anderen deutschen Veröffentlichungen für eine Ausstellung in Australien und Neuseeland ausgewählt wurde. Nicht schlecht, oder



Über BONN und BRÜSSEL nach HAITI

Millionenauftrag und schwelgen in Korruption



Dorfschule, oder was ?.....

INHALT

Politisch-bürokratisch Beschlüsse gegen die Gesellschaft	265
Port au Prince, Hauptstadt von was eigentlich	268
Die Fülle an offen gebliebenen Fragen für Haitis Entwicklung	273
NACHLESE: 29 JAHRE SPÄTER.....	278

Politisch-bürokratisch Beschlüsse gegen die Gesellschaft

Der DED-Einsatz in Peru war beendet und die Familien-Rundreise von Peru durch Bolivien und Argentinien hinunter nach Chile ebenso.

Im ausklingenden deutschen Sommer würden wir wieder in Deutschland sein, die ganze Familie, einschließlich dem zugelaufenen großen Kater. Eine neue Arbeitsstelle hatte ich noch nicht und eine neue Wohnung hatten wir alle noch nicht, weil es noch keine neue Arbeitsstelle gab. Monikas Schwester Ingeborg und ihr Mann Eckart boten uns eine luxuriöse Notunterkunft in ihrem Haus im bayerischen Teising an. Teising neben Altötting. Also tief-katholisch, päpstlich, von engen Seilschaften aus dem Umfeld von F.J. Strauss beherrscht. Der Strauss-Spezi Gerold Tandler hatte das 700 Jahre alte Hotel zur Post gerade gekauft, das, welches davor mit öffentlichen Mitteln und Geldern eines anderen Strauss-Spezi bestens renoviert und als größtes Haus am Platze neben der Altöttinger Wallfahrtskirche prangte. In diesem Umfeld war der Protestant Eckart Chefarzt der Anästhesie im örtlichen Krankenhaus. Eckart und ich waren im selben Jahr am selben Tag geboren, teilten unsere politischen Ansichten, teilten auch die Fernsehfreuden nach Mitternacht, wenn alte Western gezeigt wurden, waren sportlich etwas anders aufgestellt. Und Ingeborg freute sich, dass ich mich freute, wenn ich irgendwo im Haus handwerklich helfen konnte. Die beiden Buben des Hauses waren ein paar Jahre älter als unsere beiden, nahmen die unsrigen daher gelegentlich ein bißchen auf den Arm, waren aber insgesamt ebenfalls sehr nette Verwandte.

Ich meldete mich ringsum im Lande, wenn ich von einer Stelle hörte, die für mich passen könnte. Es gab auch manches Vorstellungsgespräch zwischen Bonn, Hamburg und Berlin. Immer nah dran, aber dann doch nicht nah genug. Das zog sich etliche Wochen so hin. Zwischendurch fuhr ich zum VW-Werk nach Wolfsburg, kaufte einen fabrikneuen Passat, nutzte die Gelegenheit zu einer Werksbesichtigung, war sehr angetan von der Entwicklungsabteilung, wo man nicht nur über neue Karosserien nachdachte, sondern auch über eine **zukunftsfähige Verkehrspolitik** und den möglichen Beitrag als Autobauern. Als Familie und ich selber waren wir jetzt erheblich flexibler und eigenständiger. Weil es aber mit einem Arbeitsplatz am liebsten in Bonn offenbar schwieriger war als gedacht, nahm ich eine Stelle in der Consulting-Firma „PROIND“ in Köln an. Dabei ging es in erster Linie um Lateinamerika als Region und ganz speziell um Haiti.

Der **Haiti-Auftrag**, der mir von PROIND Ende 1981 angeboten wurde, enthielt eigentlich nur 2 Kernpunkte: (a) Identifizierung eines integrierten regionalen Entwicklungsprojekts irgendwo in Haiti; und (b) der finanzielle Gesamtrahmen dafür sollte etwa bei

20 Mio Dollar liegen. Mit diesem Auftrag und dem Flugticket in der Tasche war ich dann mehrmals für insgesamt 2 Monate in Haiti intensiv unterwegs; von der Wüste im Norden bis zur dominikanischen Grenze im Südosten. Mein Hauptquartier hatte ich in einer kleinen Pension in Petionville, am oberen Ende von Port-au-Prince eingerichtet. Wenn ich in der Stadt war, traf ich abends auch gerne andere Reisende und Experten für alles Mögliche in dem alten knarrenden Holzbau des Hotel Oloffson.



*Hotel Oloffson,
Port-au-Prince*

Es gab modernere Hotels in der Stadt, aber Graham Greens Roman „Die Stunde der Komödianten“ hatte gerade diesen Kolonialbau berühmt gemacht. Es war einer der Schauplätze, die Graham Green - ehemaliger Spion seiner britischen Majestät - als Kulisse diente, um die Gewaltherrschaft von **Papa Doc** und seiner äußerst brutalen Gestapo, den **Tontons Macoutes**, bloßzustellen. Und auch unter dem jetzigen Präsidenten, Papa Docs Sohn, **Baby Doc**, war die Bedrohung durch die Tontons Macoutes noch genauso zu spüren, wie auch der staatlich kontrollierte Drogenhandel, das ganze Milieu aus Korruption, Straßenraub und Voodoo unter den alten Plüschsesseln des

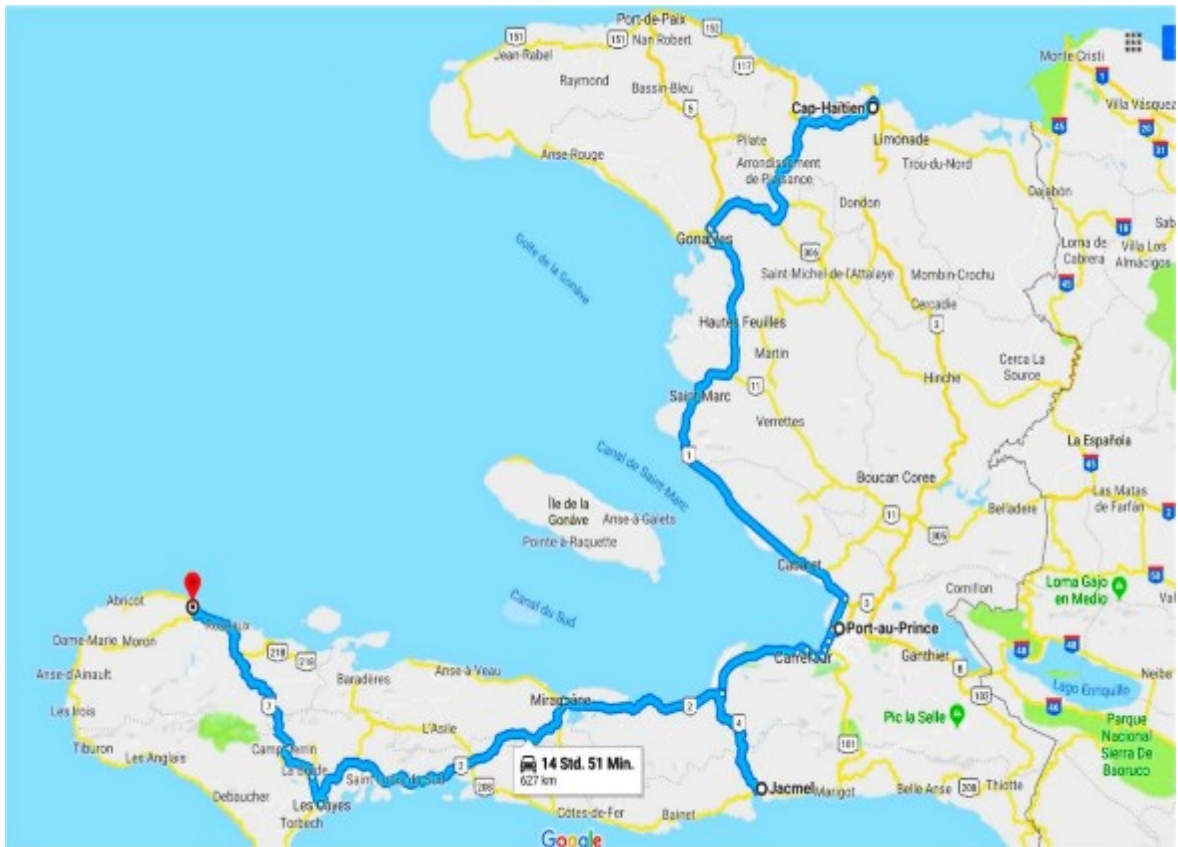
Oloffson und zwischen den Holzbalken der hohen Decken. Das war nun seit 25 Jahren so, seit Vater Duvalier - Papa Doc - 1957 irgendwie mit Hilfe der Militärs die Wahlen gewonnen hatte. Sein Sohn – Baby Doc – war erst 19 Jahre alt als der Vater 1971 starb und ihn zum politischen Erben machte. Wir wissen alle, dass dieses „Baby“ sich vor allem als Playboy der Welt offenbarte und die Mutter derweil die Interessen des Duvalier-Clans absicherte. Nur war unter den Händen von Simone Ovid Duvalier und ihrem Sohn Jean-Claude das Land zu einer **Kleptokratie** verkommen, zu einem sprichwörtlichen Hort der Armut und maßloser Korruption und existierte zu Anfang der 1980er Jahre nur noch dank US-amerikanischer Finanzhilfen. Der stärkste Wirtschaftssektor, der einzige funktionierende, war die Tabakproduktion und –verarbeitung. Und weil sie noch funktionierte, bereicherten sich die Duvaliers genau hier, entzogen dem Tabaksektor privat hunderte von Mio Dollars und liessen das eigene Land „vor die Hunde gehen“. Das war das Szenario, das sich mir bot und wie es mir einige vertrauenswürdige Gesprächspartner gleich zu Anfang zu verstehen halfen.⁴⁸ Trotzdem

⁴⁸ Im folgenden Jahr (1983) hatten sich die Verhältnisse in Haiti so zugespitzt, dass Papst Johannes II. einen offiziellen Besuch Haitis nutzte, um das Regime Duvalier unmissverständlich zu verurteilen; gewissermaßen der Auslöser für die immer stärkeren Unruhen im Inselstaat und

traf man sich im Oloffson und entspannte sich in seinem dekadenten Charme. In Cuba hatte Ernest Hemingway in den 50ern den *Daiquiri* mit weißem Rum und Grapefruitsaft berühmt gemacht. Hier, im Oloffson, war es der *planters punch*, auch mit weißem Rum, aber mit dem Saft der Granatäpfel, den fast jede der trägen Gestalten im Windschatten der Ventilatoren in sich hineinschlürfte. Wir hatten ganz bestimmt alle Graham Green gelesen und ich hörte mit großen Ohren bei den Geschichten aus Voodoo und einer Nacht zu, die die alten Haiti-Fahrer mit abgesenkter Stimme erzählten. Der eine hatte dann mit eigenen Augen auf einer Kaffeeplantage nachts Zombies arbeiten sehen; ein andere hatte davon nur gehört, glaubte aber genauso felsenfest daran, dass die ins Land strömenden Baptisten und Adventisten keinerlei Chance bei der nur formal katholischen Bevölkerungsmehrheit haben würden. Fast alle Einheimischen hielten schließlich am Voodoo fest (ich dachte an Cuba und die Santería). Also, äußerst exotisch, dieses Land. Aber es war für mich nicht Afrika, wie für manchen US-Bürger, den ich zwangsläufig auch traf und der auf Haiti entweder seine ethnographischen („Afrika“-) Studien verfolgte oder - noch viel schlimmer - den vielen protestantischen amerikanischen Sekten eine weitere hinzufügen wollte. Mindestens aber eine weitere Holzkirche zur Missionierung der Heiden sollte es schon sein – wenn auch nur als steuerliches Abschreibungsobjekt in seiner amerikanischen Heimatstadt unter der Rubrik „Entwicklungshilfe“. Port-au-Prince, das Oloffson und alles, auf das ich hier traf, wurden zum Kuriosesten meiner bisherigen Reiseerlebnisse.

Besonders nach dem gewaltigen Erdbeben vom Januar 2010, bei dem unendlich viel in allen Landesteilen zu Bruch ging, geriet das abseits liegende Haiti eine Zeitlang als Ziel für internationale Hilfe ins Visier. Haiti überlebte aber auch zuvor schon seit Jahrzehnten nur am Tropf internationaler Infusionen – US-amerikanischer wie auch europäischer. Dabei hat das Land eine hoch spannende politische und soziale Geschichte, eigentlich die spannendste ganz Lateinamerikas. Denn auf der französischen Sklaveninsel hatte es schon vor der Französischen Revolution rumort und erst recht aufgrund der Französischen Revolution. Die Erklärung der Menschenrechte von 1789 fiel auf extrem fruchtbaren Boden im damaligen St. Domingue, führte zu heftigen Befreiungs- und Unabhängigkeitskämpfen der schon freien und noch unfreien Sklaven gegen die weißen französischen Herren. Und nach einigem Hin und Her gibt es seit dem 1. Januar 1804 die **unabhängige Republik Haiti** – also etwa 15 Jahre bevor der Mestize Simon Bolivar die ersten tragfähigen Aktionen zur Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken abschließen konnte. Als ich damals im venezolanischen Ciudad Bolivar meine Erhebungen zur Erwachsenenpolitik durchführte, hatte ich einmal Gelegenheit, mit Venezolanern darüber zu sprechen, dass die Republik Haiti dem venezolanischen Nationalhelden Simón Bolívar die entscheidende Unterstützung für seinen Befreiungskampf von der spanischen Kolonialmacht geleistet hatte. Die Venezolaner wussten natürlich, dass Bolívar vom haitianischen Süden, vom Hafen Aux Cayes aus mit haitianischen Waffen und Mannschaften nach Venezuela übersetzen konnte und genau ihre Stadt, Ciudad Bolívar, als erste Stadt einnahm – die zu der Zeit noch Angostura hieß. Aber irgendwie war meinen venezolanischen Gesprächspartnern diese „Haiti-Connection“ nicht ganz recht, sogar ein bisschen peinlich. Vielleicht auch nur, weil von dieser großartigen Energieleistung einer unabhängig gewordenen Sklavenrepublik fast 200 Jahre später nur noch ein Häufchen Elend übrig ist. Mein Auftrag half mir zu verstehen, dass das heutige Haiti nicht noch mehr Caritas benötigt,

sondern eine zweite große Revolution, um endlich seine Würde zurückzugewinnen. Und dafür Anknüpfungspunkte zu finden, verstand ich jetzt als den Kern meines Arbeitsauftrags.



*Mein Bewegungsprofil zur Projektfindung:
von Cap-Haïtien über Port-au-Prince und Jacmel bis Jérémie*

Port au Prince, Hauptstadt von was eigentlich

(Brief-Auszug, 10.07.82:)

für die Öffentlichkeit bin ich gerade aufgestanden und sichtbar geworden, jetzt um ½ 8 morgens. Aufgewacht bin ich allerdings pünktlich um 5.00, wie jeden Morgen hier. Habe meine kleine Glühbirne angeknipst und habe den Roman zu Ende gelesen, den ich schon aus Deutschland genau zu diesem Zweck mitgebracht habe, die „Explosion in der Kathedrale“. Darin geht es um die Spiegelung der Französischen Revolution auf den karibischen Inseln, darunter gerade auch Haiti. Natürlich auch mit Schauplätzen, die ich jetzt in wenigen Stunden mit dem Auto anfahren kann. Wenn ich nicht selber durch die Märkte gehen könnte oder die Nase in eines der alten Handelshäuser (Comptoir) stecken würde und nicht die bunt drapierten Haitianer und Blüten und Gerüche um mich hätte, wären die gedruckten Buchstaben sicher nicht mal halb so lebendig. Zumindest für mich.

Die eigentliche Arbeit gehe ich diesmal erheblich ruhiger an als beim ersten Besuch. Neben den schon bekannten Leuten suche ich das eine oder andere neue Gesicht auf, um die eine und andere politische und technische Frage durchzusprechen, die für die Umsetzung meines Projektvorschlags ansteht - es muß auf jeden Fall ein mehrdimensionales Programm werden.

Für mich persönlich hat dabei sowohl der Umfang der vorgesehenen EG-Finanzierung von 20 Mio. Dollar wie auch deren überstürzte Bereitschaft, überhaupt in dieses in Korruption und Unfähigkeit schwelgende Land einzusteigen, einen hohen Grad von Absurdität. Auch Indonesien oder Peru oder was ich in Afrika zu hören bekam, klang nie wirklich nach Nonnenkloster. Aber das hier ist die Krone. Ich war durch die Geschichten über den Präsidenten Baby Doc vorbereitet. Dass er sich nicht um sein Land, nur um sein Konto kümmert (bzw. tut das seine Mutter), weiß sowieso jeder. Dass auch die eigentlichen Regierungsgeschäfte vor allem seine Mutter betreibt, ist ebenso bekannt. Aber dass der Staatspräsident internationale Entwicklungsprojekte, die von der Weltbank finanziert werden, im wörtlichen Sinne nur genehmigt, um die neuen Anlagen umgehend zu liquidieren und das erzielte Geld seinem Privatvermögen zuzuschlagen, das habe ich erst hier erfahren.

Als konkretes Beispiel für Baby Docs Aktivismus erzählte man mir von einer Zuckermühle, die die Weltbank für soundsoviele Millionen Dollar in die Nähe von Port-au-Prince auf die grüne Wiese zu stellen half. Sie wurde von Baby Docs Handlangern sofort ihrer technischen Anlagen und Maschinen entkleidet, um diese weiter zu veräußern und das Geld einzustreichen. Die Zuckermühle hätte allerdings auch nicht sonderlich viel Sinn gemacht, da es in der Nähe gar keine Zuckerrohrplantagen gibt. Ob sich alles genau so verhielt, kann ich natürlich nicht sagen. Immerhin ein starker Hinweis, wie internationale Zusammenarbeit wahrgenommen wird. So vorgewarnt ging ich mit meinem Projektvorschlag in ein Gespräch zu viert: der Landwirtschaftsminister, der Wirtschaftsminister und einer, dessen Portefeuille ich nicht ganz verstanden hatte (Haitis STASI, die *Tontons Macoutes* ?). Dazu ich selbst. Ich hatte gerade mal fünf Minuten für ein paar generelle Vorbemerkungen. Dann kam schon die direkteste aller direkten Fragen, nämlich wie viel jeder der drei von den 20 Mio Dollar für seine eigenen Aufwendungen nutzen können werde. Weil ich nicht wusste, was die *Tontons Macoutes* mit mir anstellen würden, blieb ich höflich. Das Gespräch war trotzdem schnell zu Ende und ich eilte in mein Hotel, um ein Fax über das Kölner Büro nach Brüssel zu schicken. Kern der Botschaft: das ganze Vorhaben abbrechen, mich nach Hause kommen lassen und das Geld in andere, sinnvollere Projekte zu stecken. Drei Tage später kamen dann zwei Vertreter der EG aus Brüssel eingeflogen. Schon auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt lautete ihre Kernbotschaft: "Wir müssen das Projekt auf jeden Fall realisieren". Sie hatten drei Tage Zeit mitgebracht und ich hatte Zimmer im Oloffson für sie reserviert – direkt neben der Standard-Suite von Jackie (Kennedy) Onassis.

Zum Anwärmen schlenderten wir über den großen Markt von Port-au-Prince mit seinen Szenen pittoresquer als jedes Rubens-Gemälde. Ich beschrieb ihnen dabei auch ein bisschen den Norden, auch um festzustellen, in welcher Stimmung sie die überaus rasche Reise von Brüssel nach Port-au-Prince angetreten hatten (also: wieviel Tourismus hatte sie angetrieben?)....

Der Norden steht schließlich für die äusserst spannende (politische) Geschichte dieses Landes. Und der Norden hat seine äusserst attraktiven Anziehungspunkte für den internationalen Tourismus, vor allem Cap-Haïtien und die Schlösser bzw. Festungen in unmittelbarer Nähe.

Ich erzählte ein bisschen über San Souci und den haitianischen König des Nord-Staates zwischen 1810 und 1820 und die Ruine seines Schlosses, die zu den Attraktionen im Norden gehört. Und ich ergänzte das Bisschen, was ich selber wußte, um eine paar Anmerkungen zu der Festungsanlage Laferrière, die ebenfalls zum Profil des damaligen Nord-Reiches gehörte.

San Souci, einst Sitz des haitianischen Königs

Ich hielt mich auch nicht mit meinem – vielleicht etwas kuriosen – Vergleich zwischen der Festung *Laferrière* dieses Königs Henri Christophe und Machu Picchu zurück. Für mich hatte die Citadelle Laferrière, etwas südlich von Cap-Haïtien, jedenfalls sofort die Erinnerung an die Inca-Festung am Urubamba



geweckt. Allerdings wurde schnell deutlich, dass der Brüssel-Besuch nicht wirklich an touristischen Leckerbissen interessiert war.



... Citadelle Laferrière, Symbole des antiken Nord-Reiches um Cap-Haïtien

Sie standen offenbar unter erheblichem Druck, ein klares Ergebnis im Sinne der Brüsseler Direktive sicherzustellen. So gönnten wir uns nur ein wenig Minimaltourismus in

der Hauptstadt und nutzten die Zeit und fuhren zügig in die vergammelte Hafenstadt Jacmel an der Südküste (ich könnte natürlich auch sagen: ins pittoresque Jacmel mit seinen UNESCO-verdächtigen antik-moribunden Häusern).

en route ins Projektgebiet, Süd-Haiti

Von dort den Strassenverhältnissen angepasst in den äussersten Westen der Insel, nach Jérémie. Hier im Raum



Jérémie wollte ich meinen Kontrolleuren tatsächlich keinen pittoresquen Tourismus mehr anbieten. Hier wollte ich ihnen zeigen, weshalb mir der Süden entwicklungs- politisch interessant erschien. Denn ich sah eine Chance darin, die noch vorhandenen natürlichen Ressourcen an Wald und Wasser durch ein internationales Programm zu erhalten und deren Nutzung sozial und ökologisch kontrolliert auszubauen – als erste Phase in dieser Region um Jérémie im Departement Grand’Anse.

Das integrierte regionale Entwicklungsprojekt, dessen Rahmenbedingungen ich identifizieren sollte, könnte in dieser abgelegenen, aber gut lebensfähigen Region Haitis in einem von europäischen Fachleuten begleiteten Prozess einen dicken entwicklungs- politischen Pflock einschlagen und sich von hier aus allmählich nach Osten und vor allem nach Norden entfalten – und in 20 Jahren vielleicht sogar Cap-Haïtien erreichen. Ich wollte also dort beginnen, wo noch akzeptable Lebensbedingungen für die Land- bevölkerung bestanden, diese durch europäische Begleitung (und Kontrolle!) stabi- lisieren und dabei die vernachlässigten Böden, Berghänge, Wasserläufe rekultivieren.



*Erosionsschutz für den größten Teil des Landes ist dringend nötig und machbar
– allerdings nur selten anzutreffen*

Als Prozeß sollte dieser Pro- jektansatz kontinuierlich weiter ausgebaut werden. Das Start- kapital von 20 Mio \$ hatte ich grob auf fünf Jahre aufgeteilt – allerdings ohne Korruptions- tantiemen einzurechnen. Bei der langen Fahrt in dem gemie- teten Jeep hatte ich die Zeit, einiges mehr über die Ver- hältnisse im Lande zu erzählen, über die Wüstenbildung im Nor- den bei Cap Haitien und viele andere Zonen im Norden, deren Bekämpfung das Langfristziel unseres Projektes sein müßte

und sollte. Hier im Süden müsste nicht nur die Basis für ein landesweites Programm gelegt werden. Wir sollten auch alle die kleinen Bemühungen um Erosionsschutz und Bodensicherung, die ich immer wieder bei der Landbevölkerung beobachtet hatte, ihre lokalen Initiativen best möglich vernetzen und den Menschen der Region damit auch Mut machen. Die Herren aus Brüssel sollten verstehen, weshalb ich diese Süd- Ecke, die noch halbwegs ökologisch intakte Region ausgewählt hatte: wenn schon Entwicklungshilfe, dann eine Hilfe, die verhindert, dass der Süden des Landes ebenfalls sinnlos übernutzt und ökologisch so zerstört wird, wie der Norden. Das Projekt könnte mit einem integrierten Maßnahmenpaket arbeiten: massive Aufforstung (food for work für viele lokale Mitarbeiter), Anti-Erosions-Arbeiten an den Berghängen; Nahrungs- mittel durch Permakultur (d.h., ohne teure Chemikalien), Wegebau zur Vermarktung von Holzkohle und Nahrungsmitteln; aber alles begleitet von genossenschaftlicher

Organisation und von systematischer Erwachsenenbildung. Und noch ein paar weitere Elemente. Nach meiner Meinung könnten wir von hier, vom abgelegenen Südwesten nationale Wirkungen anschieben.

Ich kam mir wie ein Papagai vor, so oft wiederholte ich den Kerngedanken in immer neuen Varianten. Dabei wurden wir drei uns um diesen Ansatz herum grundsätzlich einig. Und dann machten sie mir klar, dass es hier um die Makro-Widersprüche ging (wie wir beim DED gesagt hatten). Die EG (in dem Fall: Frankreich) will ein politisches Signal gegen die überdeutliche Vorherrschaft der USA in Haiti setzen. Dabei geht es nicht vorrangig (oder überhaupt nicht) um die entwicklungspolitische Wirkung, sondern um einen Betrag auf einem Scheck. Der Betrag ist das politische Signal an die Regierung in Port-au-Prince. Der muss beeindruckend sein. Wen? Ja, sicher, die haitianische Regierung und vielleicht noch die karibischen Nachbarregierungen. Auch die Rückfahrt dauerte wieder einige Stunden. Die Hitze im Auto machte zwar ein bisschen schläfrig. Aber das Thema war zu brisant, um es einfach wie unsere Schweißperlen abtropfen zu lassen. In politischen Fragen gibt es zum Glück immer auch Kompromisse.



*Port-au-Prince,
ein Markt-Gemälde*

Ich bestand bei der Rückkehr ins pittoresque Port-au-Prince nicht mehr auf meiner Rückreise nach Deutschland. Die EG-Vertreter akzeptierten, dass wir bei der Finanzausstattung des Projekts deutlich unter den 20 Mio Dollar bleiben müssten. Ich erzählte von der Zuckerfabrik, die Baby Doc veramscht hatte und schlug 6-8 Mio Dollar als Obergrenze vor. So gingen wir am nächsten Tag in die gleiche intime Gesprächsrunde mit den Kabinettsmitgliedern. Die EG-

Vertreter schrieben 6,5 Mio Dollar für das Projekt fest. Ich sah das als persönlichen Erfolg an - obwohl ich sicher war, dass auch hiervon immer noch ein erheblicher Teil

der Mittel versickern würde.

*auf 6,5 Mio Dollar korrigierte
ER-Projekttempfehlung*

Aber für die europäischen (gerade auch die deutschen) Steuerzahler hatte ich gewissermaßen 13,5 Mio Dollar gerettet. Die Chance, auch diese 13,5 Mio noch für Haiti auszugeben, blieb ja bestehen. Aber nur dann, wenn sie auch dem angedachten Zweck der regionalen Entwicklung zuflossen. Maximale Kontrolle war erforderlich. Einen solchen Anschluß-

auftrag hätte ich jetzt tatsächlich für einige Zeit gerne selber übernommen. Nicht nur die Idee entwickeln, sondern auch die Umsetzung begleiten und kontrollieren. Nur bot man mir das nicht an (ich hatte ja das politische Signal der Europäer deutlich verkleinert und damit auch die Provision für die Beraterfirma in Köln). Aber ein neuer Arbeitsplatz kam in Sicht, in Bonn.

Zurück in Port-au-Prince hatte ich abends im Oloffson wieder etwas zu erzählen. Die Diskussion zog sich hin; ein paar planters punch mehr als sonst, denn wir versuchten auch herauszufinden, wie die am wenigsten schädlichen Alternativen von "Entwicklungshilfe" für Haiti aussehen könnten. Leider musste ich ja irgendwann wieder abreisen. Aber einige Kollegen diskutieren sicher noch immer über die Alternativen.... Für die guten Freunde in Deutschland nahm ich mir jetzt die Zeit, sonnige Grüsse von der Insel zu verschicken, auf die Kolumbus mit seinem europäischen Fuß als erster trat, die von ihm noch Hispaniola (Kleines Spanien) genannt wurde und wo der Conquistador ein paar Autostunden östlich, in Sto Domingo, heute von einem mächtigen Monument herübergrüßt. Unklar bleibt, ob er auch dort begraben ist Ich habe später nie wieder nach diesem Projekt gefragt und mich mit der schriftlich korrigierten Mittelangabe zufrieden gegeben. Aber ich blieb ein kritischer Haiti-Beobachter und bin mir bis heute sicher, dass sehr viele meiner eigenen offenen Fragen auch in nächster Zukunft noch nicht beantwortet werden....

..... darunter diese:

Die Fülle an offen gebliebenen Fragen für Haitis Entwicklung

wenige Fotos sagen hier mehr als viele Worte

- 3 -

décision sur ce point sera prise en fonction des résultats des différentes interventions et des recommandations issues de l'évaluation régulière du programme.

L'embarquement financier de la CEE se chiffre à environ 4,5 millions de \$ US. La contrepartie du Gouvernement Haïtien a été réduite à moins d'un million, ceci a fin de permettre une mise en œuvre sans entrave du Programme-Pilote.

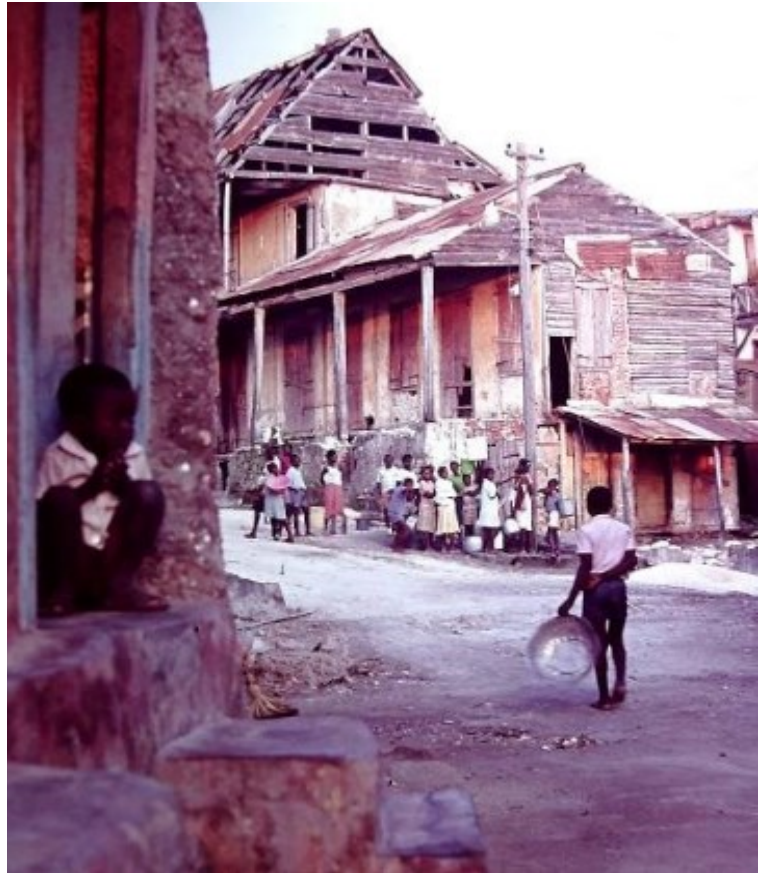
Un résumé plus détaillé a été remis à la CEE le 15.8.82 en version anglaise.*)

Ci-après, quelques données essentielles sur Haiti (Croquis 1) et sur la structure de l'Administration, notamment en milieu rural (Croquis 2).

z.B. sauberes Trinkwasser

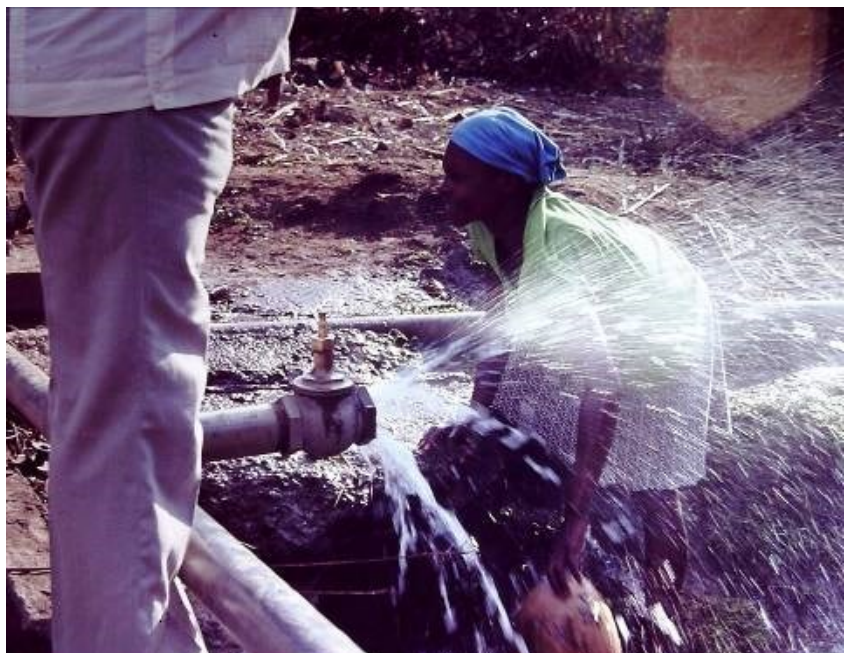
Die desolate Versorgung
bleibt zentrales Problem

.... wie allerdings auch



die immer wieder ineffiziente Nutzung von knappem Trinkwasser

*..... weil es keine
Wasserleitung
zu den Häusern gibt*



z.B. zentrale soziale Fragen



attraktiv „wohnen“ auf dem Friedhof



oder
alternativ :

*schäbig
unter einer
Brücke*

z.B. zentralen ökonomischen Fragen

Tabakproduktion im Familienbetrieb muß sich behaupten gegen



*Tabakproduktion für ausländische Konzerne ohne Mehrwert fürs Land,
aber mit „Handsalben“ für eine korrupte Elite*





Subsistenz-Landwirtschaft der Kleinbauern bleibt nur schwer abgrenzbar von

.... prekärem Fischfang, der leicht in riskanten Schmuggel abgleitet



Insbesondere Entwicklungshilfe

..... stellt den größten Widerspruch von allen dar, wenn die Reisfelder für den Export in die Überfluggesellschaft der USA produzieren – während aus den USA Nahrungsmittelspenden als Entwicklungshilfe nach Haiti geschickt werden !



NACHLESE: 29 JAHRE SPÄTER.....

Themenabend „Von der Katastrophenhilfe zur Entwicklungszusammenarbeit? Das Beispiel Haiti „



Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

14.03.2011

Themenabend: Katastrophenhilfe am Beispiel Haiti im EineWeltHaus

Im Rahmen der Aktionstage für Haiti veranstaltet das Nord Süd Forum München e.V. am Mittwoch 16. März, 19:30 Uhr im EineWeltHaus München (Schwanthalerstraße 80) einen Themenabend „Von der Katastrophenhilfe zur Entwicklungszusammenarbeit? Das Beispiel Haiti – eine kritische Bilanz“. Angesichts einer weltweiten Zunahme von Katastrophen wird am Beispiel von Haiti diskutiert, welche Faktoren den Erfolg von Soforthilfe, Wiederaufbau und Entwicklungszusammenarbeit beeinträchtigen und welche Rollen dabei Regierungen, internationale Organisationen, Spender-/innen und Medien spielen. Henning Reetz, Entwicklungsexperte, Tübingen hält ein Impulsreferat, weitere Gäste sind Eva- Maria Heerde-Hinojosa, MISEREOR-Arbeitsstelle Bayern, François De Keersmaeker, Geschäftsführer von Handicap International Deutschland, Heinz Trebbin, Orthopädietechniker und Rehabilitationswissenschaftler und Klaus Dreyer, Journalist. Der Abend wird von Entwicklungsexperte **Elmar Römpczyk** moderiert. Der Eintritt ist frei.

Die Einladung zur Moderation dieser Haiti-Veranstaltung in München hatte ich einem der Veranstalter zuliebe angenommen, dem Nord-Süd-Forum, geleitet von meinen jahrzehntelangen Freunden Trudi & Heinz Schulze (denen wir damals in Peru unseren

VW-Bulli verkauft hatten).

Vor allem aber war ich mit der Themenstellung sehr einverstanden: **„Von der Katastrophenhilfe zur Entwicklungszusammenarbeit? Das Beispiel Haiti – eine kritische Bilanz“**. Denn es durfte nicht länger darum gehen, in den reichen europäischen Gesellschaften nur immer weiter auf die christliche oder soziale Mitleidsdrüse des einzelnen zu drücken, um den „armen Menschen“ dort in der Karibik aus ihrer Not zu helfen. Die Diskussion sollte darum gehen, wie wir Haitis Menschen **tatsächlich** bei einer aktiven, identitätserhaltenden Entwicklung unterstützen könnten.

Denn in den 29 Jahren, die ich nun schon Haiti aus der Ferne beobachtete, war es das Musterbeispiel für *failed state* geworden; eher geblieben und würde es weiterhin bleiben, wenn das bigotte Helfer-Syndrom derer im Norden und das Lazarus-Syndrom derer in Haiti nicht endlich aufgelöst würden. Wie könnte ein Paradigmen-Wechsel aussehen? Dieser Frage wollte ich als Moderator vor allem nachgehen. Und ich wollte das nicht zuletzt solche Hilfswerke fragen, wie

Misereor und Brot für die Welt, die seit Jahrzehnten Haiti-Hilfe betreiben. Ich hätte auch sehr gerne die Deutsche Welthungerhilfe befragt, nachdem Stefan Loipfinger, der Chef der *Internet-plattform CharityWatch.de*, sich in einem Interview mit der Zeitschrift FOCUS wenige Tage nach dem Erdbeben so lobend geäußert hatte: *„Gute Arbeit in Haiti leistet zum Beispiel die Welthungerhilfe. Sie ist bereits seit den 70er-Jahren auf der Insel aktiv und hat allein im Jahr 2008 knapp drei Millionen Euro für Projekte vor Ort ausgegeben. Sie verfügt über 120 Mitarbeiter und eine gute Infrastruktur im Land. Ebenfalls gut aufgestellt sind Organisationen wie Plan International Deutschland oder Misereor“*⁴⁹ In meinen Augen eine Steilvorlage, um zu fragen, ist das nicht eine extrem peinliche Bilanz, nach über 30 Jahren ?? Aber die Hungerhilfe hatte ihre Teilnahme nicht zugesagt.

Mit dem Nord-Süd-Forum vereinbarte ich daher ein paar **konkrete Fragenkomplexe** als Diskussionsleitfaden, auf die insbesondere die schon viele Jahre im Lande tätigen Hilfswerke antworten sollten, nämlich:

- Von wem in Haiti werden ernstzunehmende Auswegs-Szenarien diskutiert oder daran gearbeitet (evtl. NRO-Plattformen in einzelnen Regionen Haitis)
- Welche internationalen NGOs sind bereit, zusammen mit nationalen regional angepasste Entwicklungsprogramme auszuarbeiten (es sollten vor allem NROs sein, die selber sagen, dass sie seit vielen Jahren in Haiti arbeiten: Deutsche Welthungerhilfe; Ärzte der Welt; Oxfam, Misereor ...). Sie sollten weniger ihre jahrelangen Massnahmen als vielmehr die Wirkungen ihrer Arbeit darstellen, um daran mit Programmen zur Landesentwicklung anzuknüpfen!
- Dabei hieße das Oberziel der Entwicklungsperspektiven: außer unmittelbarer Nothilfe gehen Unterstützungsmassnahmen einher mit der Bildung von Entwicklungs-Foci im Land. Solche Dezentralisierung nimmt Druck von Port au Prince und erleichtert damit auch eine Neuordnung (nicht zwangsläufig: Wiederaufbau) in Port au Prince
- Generelle Linie dieser regionalen Initiativen sollte gleichermaßen lauten: Aufbau von Demokratie, Wirtschaft, soziale Sicherung von unten nach oben; vom Land in die Stadt.
- Keine Nahrungsmittelexporte in die USA
- Internationale Hilfen über einheimische NGO-Plattformen kanalisieren, die das Monitoring der Entwicklungsprogramme leisten. Haitianische Regierungskanäle

⁴⁹ „Erdbebenkatastrophe Richtig spenden für Haiti“; Montag, 18.01.2010, FOCUS-Online

werden (nur) informiert und konsultiert, besitzen aber (wegen ihrer mangelnden Professionalität und dem hohem Korruptionsniveau) kein Veto-Recht

- Europäische NGOs mit längerer Erfahrung in Haiti könnten einen Pool von Kandidaten für öffentliche Ämter zusammenstellen und training on the job anbieten (Kommunalverwaltung, Kataster, Rechtsordnung, Landwirtschaft, Verarbeitendes Gewerbe, Genossenschaftsgründungen, Sparkassensystem und Typ Grameen-Bank)
- Aussenpolitischer Druck: EU bzw. Europaparlament muß mehr Eigengewicht gegenüber USA gewinnen. Das erfordert entsprechende Lobbyarbeit in Brüssel/Strassburg. EU / EP sollte CARICOM unterstützen, die eine unabhängige Untersuchung über Aristides „Entfernung“ aus Haiti fordert.

Spontan konnte ich noch eine authentische haitianische Stimme mitliefern. Denn am Tag meiner Zusage für diese Moderatoren-Rolle war ein Interview mit dem haitianischen Schriftsteller und Analysten Jean Saint-Vil in Le Monde Diplomatique abgedruckt gewesen. Darin hatten die Kernsätze gelautet: "One year after the earthquake, we are seeing the Haitian population being treated and seen as a threat, rather than as an asset," Saint-Vil says. "That's the major paradigm shift that must occur if we have to get out of this mess." (Le Monde Diplomatique, 12.1.2011).

In dem gesamten Interview bestärkte Saint-Vil meine skeptische Grundhaltung gegenüber der schon so lange so falsch betriebenen Hilfe für den sozialen und ökonomischen Umbau in Haiti. In seinen Sätzen spiegelt sich das ganze Elend der haitianischen Entwicklung über praktisch ein Jahrhundert wider – was auf das deutsche Publikum aber eher überraschend wirkte. Die Veranstaltung in München beförderte dann aus dem Publikum heraus einige Antworten auf die gestellten Fragen. Die professionellen Hilfsorganisationen liessen allerdings nicht erkennen, dass ihnen peinlich sei, bei ihren jahrzehntelangen Engagements in diesem Inselstaat zwar viele Spendengeldern, aber kaum etwas Nachhaltiges, Vorzeigbares präsentieren zu können. Mein Eindruck am Ende war, dass aus dem Publikum einige Teilnehmer etwas nachdenklicher nach Hause gingen als sie gekommen waren. Auch ein Ergebnis... wenn auch zu wenig.

Genau 9 Jahre nach der Katastrophe zeichnet ein Photograph für die Agentur Reuters die gewaltigen Schlampereien des haitianischen Staates nach, weil es den Menschen meist schlechter geht als vor der Katastrophe - obwohl inzwischen mehr als 120 Mio. US-Dollars an Spendenmitteln zusammengekommen waren:

Die Spender müssen endlich kritisch nach der Verwendung dieser gewaltigen Summen fragen und bei wem die Gelder in den Städten und auf dem Land tatsächlich angekommen sind, bevor noch mehr Hilfe versackt und dadurch auch die Bereitschaft zur Caritas versickert.



*2019: Feldarbeit mit
Primitivstwerkzeug und
kaum Chancen auf
Ernährungssicherung*

und

*die „Dorf-
Schule“ im
Dorf Boucan
Ferdinand, in
Haitis Süden*



**Wen kann es wirklich wundern, dass bei einem so verformten Haiti der
Staatspräsident Jovenel Moïse am 7.7.2021 in seinem Bett erschossen
wird ?**

Haiti steht vor einer neuen Form seines Bürgerkriegs.

EINGESTREUTE ABSTECHER



am Grenzübergang Argentinien - Chile

CUBA :	ein spontaner Revolutions-Besuch	283
BOLIVIEN ARGENTINIEN CHILE :	familiäre Süd-Süd-Rundreise	288
PARAGUAY :	zwischen Strössner und Mennoniten	297

CUBA : ein spontaner REVOLUTIONS-BESUCH

Peru hatte seine Revolution der „linken Militärs“ hinter sich. Die Gegenrevolution machte sich unter dem Namen „Leuchtender Pfad“ bereit. In Ländern, wie Brasilien oder Argentinien oder Uruguay hatte es Revolutionsversuche gegeben. Sie und die Tupamaros waren in der Regel am massiven Widerstand der nationalen Militärs gescheitert. Und die funktionierten immer mit Unterstützung der US-Regierungen und auf allen Ebenen.

Cuba war anders.

1980 hatte die cubanische Regierung eine breite internationale Tourismus-Kampagne gestartet. Denn die volkswirtschaftliche Lage war alles andere als berauschend. Die Revolutionäre um die Castro-Brüder mußten wirtschaftspolitisch neue Wege gehen. Die intensiven Diskussionen mit dem toten, aber nicht vergessenen Che Guevara waren nicht vergessen. Da wurde auch in Lima auf Plakaten nach Cuba eingeladen und in Zeitungsannoncen. Etwa so: „steigen Sie noch heute in den Flieger und besuchen Sie Havanna, die Perle der Karibik“. Hat Cuba wirklich andere Formen zur Weiterentwicklung des gesellschaftlichen Wandels gefunden – oder funktioniert die Insel nur wegen der massiven Abhängigkeit von der Sowjetunion (statt wie früher von den USA)? Monika und ich taten so als könne man Werbeplakaten unmittelbar folgen. Wir kauften sehr schnell bei Air Cubana die tickets für alle Vier, flogen nach Havanna – und wurden am Zoll erst einmal beiseite genommen. Wir hatten kein Visum. Wir hatten kein Hotel vorgebucht. Wir zitierten die Einladungsplakate in Lima und stellten uns dümmer als wir waren. Die Beamten brauchten eine Weile bis alle Passagiere kontrolliert waren und hatten dann Zeit, sich um unsere besondere Lage zu kümmern.

Wir wurden in das größte und teuerste Hotel von Havanna geschickt, das **Nacional**, genau das, das auch schon das Plakat in Lima geschmückt hatte. Genau das, das sich die US-Mafia (Cosa Nostra) in den 1940er und 1950er Jahren als Zentrale für ihre



Glücksspiele und Prostitution und Drogengeschäfte zum karibischen Hauptquartier erkoren hatte.

Hotel Nacional, Habana

Damit hatten wir zunächst das berühmteste Dach der Stadt überm Kopf, aber nicht auch schon die tägliche Verpflegung gesichert. Im Hotel konnten wir ohne Vor-

planung ein Sandwich kaufen. Immerhin etwas. Wir starteten den Gang durch die Altstadt und suchten einem Markt. Es gab einen Markt. Aber der Markt im tropischen Havanna hatte weder Apfelsinen noch Bananen noch Cocos-Nüsse. Es gab an jedem Stand eigentlich nur Wassermelonen. Eine Wassermelone ist in der Hitze nicht zu verachten, macht aber eine ganze Familie nicht langfristig satt. Wir zogen weiter durch die Altstadt, vorbei an der Kathedrale und wurden von einer kleinen Menschenschlange

aufgehalten. Die wartete geduldig vor einer Tür mit Aufschrift *Restaurant*. Moni blieb bei den Kinder, ich schaute durch die Eingangstür: im Restaurant gähnte mich mindestens die Hälfte der Tische mit leeren Stühlen an. Also Platz ohne Ende. Wir marschierten an der Schlange vorbei, setzen uns an einen Tisch und liessen den verblüfften Kellner gar nicht erst zu Wort kommen. Wir bestellten 4x das Tagesmenü (auf Englisch). Der Kellner kannte die revolutionäre Order: Tourismus fördern, Devisen beschaffen. Er verschwand in der Küche und brachte, was wir bestellt hatten.

Uns taten die Menschen da draussen in der Warteschlange durchaus leid. Aber für uns war es einer sozialistischen Revolution völlig unwürdig, die Menschen vor einem halbleeren Restaurant warten zu lassen, nur damit im Restaurant und der Küche keine kapitalistische Hektik aufkam. Eigentlich war bisher alles so gelaufen, wie wir es insgeheim erwartet hatten – als wir in Lima eine mögliche package-Tour abgelehnt hatten. Wir wollten ohne offizielle Begleitung sehen, ob wir im revolutionären Cuba nicht nur noch größere Plakate von Che und Fidel an allen öffentlichen Plätzen finden als wir sie früher in unseren Studentenheimen angepappt hatten. Cubas Schulbildung und ärztliche Versorgung werden ja weit über Lateinamerika hinaus als beispielhaft für die „Dritte Welt“ gepriesen. Aber die Versorgung auf diesem Markt?? Vom Hotel aus hatten wir den vollen Blick auf die Küstenlinie, den *Malecón*, auf den Hafen, auf die Altstadt. In jeglichem Sinne hervorragend.

Beim Schlendern zum *Malecón* kamen wir nicht nur an der altspanischen Kathedrale vorbei, sondern an manchem Tante Emma-Laden, in dem Kunden ihre Einkäufe machten, aber jedesmal ein kleines Heft vorlegten anstelle von Bargeld. Eindeutig ein Zuteilungssystem oder Bezugsscheine für eine festgelegte Menge bestimmter Produkte. Später erklärte uns jemand, wie das mit der „**Libreta**“ funktioniert (den Bezugsscheinen). Die Brotversorgung reiche normalerweise für den ganzen Monat, aber die meisten anderen Lebensmittel nur für den halben Monat. Und dann? Dann gibt es einige sogenannte freie Märkte. Dort bieten Bauern einen Teil ihrer Ernte zum freien Verkauf gegen Geld an. Es ist der Teil, der ihre obligatorischen Abgaben an den Staat übersteigt, der dann aber offensichtlich im Verteilungssystem des Staates fehlt. Kein leicht zu lösender Widerspruch. Aber wer hatte für den privaten Zukauf das Geld, und vor allem dann, wenn es nicht mehr nur um Lebensmittel ging, sondern um ganz bestimmte Produkte, wie Technik, Kleidung, Werkzeug. Bei einigen Passanten funktionierte ganz offensichtlich die Exilschiene nach Miami. Die Exilkubaner hatten z.B. attraktive Sportschuhe geschickt. Die wurden wie ein Status-Symbol getragen oder waren sie vielleicht sogar Symbol für Opposition und Systemkritik?

Kathedrale, Havanna

Unsere beiden Flöhe hatten längst den Eisladen entdeckt. Wir beiden Alten sahen die zahlreichen Buchläden und die Cafés mit den vollbesetzten Domino-



Tischen vor den Türen und wunderten uns ein bißchen, wieviele Männer im arbeitsfähigen Alter an diesen Tischen sehr engagiert herumsassen.



Altstadt Havanna

Paradies der Domino-Spieler



Dann, ziemlich nass gespritzt von einer überraschend hohen Welle, zockelten wir hinunter zum Malecón. Wir kommentierten unter uns alles, was es hier „im Schaufenster“ der Hauptstadt zu beobachten gab: die amerikanischen Strassenkreuzer der 1950er Jahre, blank poliert, aber wahrscheinlich mit einem ganz kleinen Motor nachgerüstet (die Sowjets halfen zwar mit Öl und Gas, aber für die Industrieproduktion, nicht für amerikanische Luxus Gefährte). Hübsche Mulattinnen stöckelten außerhalb der Wasserspritzer meist zu zweit an den Fassaden vorbei, die nur noch von den Erinnerungen an die goldenen Zeiten der US-Mafia und vielleicht auch an Hemmingways Besuche zusammengehalten wurden. Denn ihre Gründerzeit, die goldenen Jahrzehnte der Zuckerbarone waren offiziell längst in Vergessenheit geraten. Und trotzdem erlauben gerade sie, von *Havanna als Perle der Karibik* zu sprechen. Es ist dieser Neo-Barock des 18. Jahrhunderts, zu dem Marmoreingänge und Azulejos aus Portugal gehören, wie auch Türen und Treppengeländer aus importiertem Mahagoniholz und manchmal war sogar noch das Bleiglas der Fenster zu erkennen. Wien oder Riga hatten dann zu Anfang des 20. Jahrhunderts das reiche cubanische Bürgertum angelockt und sie waren mit den Ideen des ultramodernen Jugendstils zurückgekehrt. Auch davon waren noch Zeugen erhalten geblieben.

Viel moribunde Schönheit strahlte uns an, bei der man besser nicht nachfragt, ob denn die Wasserleitungen funktionieren oder ob das Dach dem jährlichen karibischen Hurrikan überhaupt noch Widerstand entgegen setzen kann...



moribunde Schönheiten an jeder Ecke, Altstadt Havanna

Filmreife Häuserfassaden, leidenschaftliche Domino-Spieler - uns machten allerdings immer wieder Männer oder Frauen neugierig, die ganz in weiß gekleidet mit einem Lappen oder einem Wischtuch um den Kopf in einigen Straßen von Alt-Havanna kurz zu sehen waren. Sie waren die Spur zur **Santería**, die ich durchaus gesucht hatte (und erst gut 1 ½ Jahre später viel deutlicher als **Voodoo** auf Haiti fand). Eigentlich waren alle Religionen auf Cuba noch geächtet und wir waren noch ganz weit weg vom ersten Besuch eines katholischen Papstes auf der Insel, den dann Anfang 1998 ausgerechnet der antikommunistische Pole, Johannes Paul II („Pillen-Paul“), vollzog. Wir fragten einen etwas älteren Mann. Er behauptete, dass die diversen Religionen nach der Revolution zwar offiziell abgeschafft seien, tatsächlich aber immer noch mehr als die Hälfte der Menschen religiöse Rituale pflegen, vor allem afrikanische Rituale, vor allem auf dem Land, quer durch alle Bevölkerungsschichten und Berufsgruppen. Kurz: die vielen Formen der Santería gehören zur cubanischen Identität und Fidel kann sie auch nicht ausmerzen („*ich glaube, er will es auch gar nicht wirklich*“). Der Mann zeigte uns noch den Weg zu einer Gasse, in der die Devotionalien verkauft werden, nicht sehr offen, aber hinter dem kleinen Gemüsestand gut erkennbar.



Es war tatsächlich die Spur zum **Santería-Markt** in Alt-Havanna.....



Die Bedeutung der auch sehr martialischen Symbole und des wilden Mix aus Alltagsgegenständen, Kerzen, Hühnerfedern, Ringen, Fläschchen etc etc, war für uns natürlich nicht durchschaubar und wir würden auch bei noch so guter Erklärung nicht den Zugang zur Yoruba- oder Bantú- Kultur finden, die den tieferen Zusammen-

menhang dieser Einzelteile bilden. Aber etwas wollte ich schon an Erinnerung mitnehmen und ließ mich von den Santería-Puppen ansprechen. Da war ich an die afrikanische Seele der Verkäuferin geraten: jeder Erwachsene brauche 2 unterschiedliche Figuren (wegen der 2 Seelen in der Brust; wegen Yin und Yan?) und jedes der noch kleinen Kinder kommt mit einer Figur aus. Also kauften wir insgesamt 6 Püppchen und die wachen noch heute über mein Seelenheil.....



die Römeczyk-Santería-Truppe

Für uns, für mich, blieb aus diesem Santería-Kontakt als wesentliche Erkenntnis, dass weder der studierte cubanische Jurist Fidel noch der große sowjetische Bruder die kulturellen afrikanischen Tiefen der cubanischen Seele erreicht oder gar wesentlich verändert hatten.

Was sich sonst noch alles als revolutionärer Prozeß auf Cuba entwickelt, wollte ich etwas genauer bei einer neuen Tour erkunden. Das dauerte dann allerdings bis 1998 und fand dann zusammen mit den alten Peru-Freunden Trudi & Heinz Schulze statt (die damals unseren grauen Bus mit geklebtem Motorblock gekauft hatten): ein Streifzug quer über die Insel mit der cubanischen Eisenbahn (Habanna – Santiago), mit sehr offen geführten Gesprächen u.a. in Santiago und Guantanamo und schon deutlich veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen, mit Bauernmärkten und gleichzeitig den sog. „Freihandelszonen“ mit ihrem kritikwürdig niedrigen Lohnniveau für die cubanischen Arbeiter.

Vor allem aber, weil es bis November 2020 immer noch diesen US-Präsidenten Trump mit seinem scharfen Embargo gegen alles Cubanische gab, war der Zustand Havannas 500 Jahre nach seiner Gründung immer noch bedauerlich und desolat wie seit vielen revolutionären Jahrzehnten..... Russland stellt heute keine neuen Raketen auf der

Insel auf und trotz mancher martialischen Reden übernimmt auch China nicht die frühere Rolle der Sowjetunion als anti-amerikanischer Vorposten. Daher setzt 2021 die Bevölkerung des revolutionären Cuba lautstark alle Hoffnung auf den neuen US-Präsidenten Joe Biden

*handfeste Proteste
gegen
Mangelwirtschaft,
Havanna, 16.7.2021*



**BOLIVIEN
ARGENTINIEN
CHILE :**
**familiäre Süd-
Süd-Rundreise**



Havanna am Sonntag: Die Polizei nimmt Demonstranten fest. Foto: Keron Espinosa/ap

(Brief-Auszug, Juni 81)

Vor der endgültigen Rückreise nach Deutschland irgendwann nach Jahresmitte steht jetzt noch die Kleinigkeit einer Rundreise durch Bolivien nach Argentinien und Chile in Danis Geburtsstadt Concepción auf dem Zettel. Dabei überwiegt das Prinzip Hoffnung, nämlich die, dass unser Stadt-Auto nach den vielen Touren durchs Land diese riesige Strecke von 11-12.000 Km gut durchhält und dass uns möglichst wenig gestohlen wird. Was Diebstahl anbetrifft, sind wir bisher eigentlich praktisch ungeschoren geblieben. Zum großen Teil wohl auch, weil wir fast immer im eigenen Auto unterwegs sind und uns nur selten dem Drängeln in den Bussen oder Sammeltaxis aussetzen, wo besonders gern Taschen und Börsen den Besitzer wechseln. Es ist nicht das Stehlen allein, sondern inzwischen auch die damit verbundene Gewalt. In unserer ersten Peru-Phase war Taschendiebstahl noch eine Frage der Fingerfertigkeit. Inzwischen spürst du ein Klappmesser auf den Rippen oder der Delinquent hält eine Rasierklinge zwischen den Fingern, mit der er dein Gesicht oder deinen Hals verzerren wird, wenn es Widerstand gibt.

Moni und ich sind jetzt u.a. gespannt, wie die Kinder die Umsiedlung in die BRD aufnehmen. Für sie, insbesondere für Dani, aber auch für den Spatz ist die Avenida Primavera 2370 in Monterrico (also das, was sie immer als ihre Heimatadresse gelernt haben) eben ihr Zuhause. Mit Deutschland verbinden sie wahrscheinlich noch eher eine der sonstigen Reisen, wo man eine Weile in einem netten Hotel wohnt und irgendwann dann wieder nach Hause fährt - zu ihrer Schaukel und den beiden Katzen und der Hängematte im Garten etc.

In jedem Falle haben beide durch ihren Kindergartenbesuch in Lima eine Menge an sozialer Offenheit dazu gewonnen, vor allem gibt es keine Dünkel gegenüber Kindern, die deutlich anders aussehen als sie selber etc. Wir sind sicher, dass auch die Folgen der Bluttransfusion kurz nach Miriams Geburt bis zur Einschulung voll abgebaut sein werden.

*Ganz besonders froh sind wir natürlich, dass der große **Tsunami** nicht eingetroffen ist, vor dem die gesamte Pazifikküste gezittert hatte. Auch wir hatten eiserne Vorräte für eine Woche zusammengetragen. Hatten Erste-Hilfe Massnahmen eingeübt, vor allem einen Verband anzulegen und eine Spritze in den Po zu setzen. Das Auto war praktisch immer voll aufgetankt, ein 20 l Reservekanister stand griffbereit und wir waren froh, ein paar Kilometer von der Küstenlinie landeinwärts zu wohnen. Von hier hätten wir sofort in die Berge losfahren können, ohne im Verkehrschaos der Stadt mitzukämpfen. Wir waren vorbereitet, aber: (vielleicht deswegen) der Tsunami kam nicht.*

Als wir dann tatsächlich unseren Toyota für die Abschiedsreise aus Südamerika reisefertig machten bestand die Hälfte der Ladung schon mal aus Windeln. Auf der Rückbank saßen unsere beiden Reisekinder in ihren Römer-Sitzen und alles, was man sonst noch so braucht für eine Fahrt durch den halben Subkontinent, musste im restlichen Kofferraum Platz finden. Wenn man nur will, geht das alles. Der Weg war zunächst der gut vertraute über Cusco nach La Paz. Hier klopfte ich natürlich bei meinem Kollegen Rüdiger Gumz an, dem DED-Landesdirektor für Bolivien. Für einen mate de coca (Kokatee) ist immer Zeit und wenn man dafür von der peruanisch-bolivianischen Grenze auf 4.000 m Höhe hinunterfährt in das Geschäftszentrum von La Paz auf 3.500 m, gibt es nicht einmal Kopfschmerzen. Rüdiger und ich hatten die ganze Zeit über im Tagesgeschäft unsere gute Kommunikation gepflegt und ich hatte einige seiner Entwicklungshelfer bei uns in Peru aufgenommen als der "Cocain-Putsch" vom Juli 1980 auch den DED überrascht hatte und etliche Kollegen in Sicherheit gebracht werden mussten. Jetzt war die Lage in Bolivien wieder ruhig. Rüdiger hatte daher auch keine Bedenken, dass wir unsere Tour, wie geplant, über Cochabamba nach Sucre und Tarija ins Tiefland und Richtung Argentinien fortsetzten.

Dann hakten wir uns doch noch einmal fest. Denn in einem der Sessel lag DER SPIEGEL von Mitte Mai (1981) mit dem Artikel „Bolivien: Mütze mit Hakenkreuz“. Ich hatte ihn schon in Lima durchgeblättert und war vor allem bei dem einen Satz hängen geblieben: „Für Garcia Mezas Putsch besorgte Arce Gomez die Dreckarbeit: Seine brutale Verfolgung von Oppositionellen, die Folterungen in den Räumen seines Ministeriums, brachten ihm den Namen **"Idi Amin des Anden-Hochlandes"** ein. Seine Lehrer im Fach Terror gehörten wohl zu den besten.“ Rüdiger hatte ihn auch unterstrichen und wir waren uns sofort über die Konsequenz dieses Satzes einig: Ein Oberst Arce Gomez macht nicht nur die Dreckarbeit und ist der Terror-Experte. Arce Gomez wird in allernächster Zeit selber putschen. Denn in Wahrheit geht es seit Jahren in Bolivien nur um die Interessen der Kokain-Mafia. Und da die USA den aktuellen Präsidenten Garcia Meza als Kopf des „Cocain-Putsches“ behandeln und seine Präsidentschaft nicht akzeptieren, hat Arce Gomez quasi automatisch einen Freibrief der USA für den nächsten Putsch. Er muß ihn nur besser vermarkten. Eigentlich waren wir in diesem Moment alle ziemlich frustriert. Denn was kann der kleine DED tun, wenn schon seit Banzers Zeiten der Staatspräsident (Hugo Banzer) auf seiner eigenen Hacienda El Portero das Kokain-Vorprodukt **pasta básica** zusammenbrauen läßt; wenn dessen Bruder viele Millionen Dollar in Immobilienprojekte in Florida fließen lässt, um sie dadurch "zu waschen" und wenn ein anderer Bruder derselben Oligarchenfamilie als bolivianischer Konsul in Miami die diplomatische Rückendeckung für die Drogenoperationen zwischen Bolivien, Kolumbien und Florida organisiert??!!

Es ist immer wieder die Geschichte, die uns als demokratiefördernde Entwicklungshelfer berührt. Wir hatten noch in bester Erinnerung, dass General Banzer sich zunächst selber an die Macht geputsch hatte und dann aber durch einen anderen Militär wieder weggeputscht wurde, woraufhin es in kurzen Abständen immer weitere Putsche

in immer kürzeren Abständen gab. Auf der Strecke bleiben der Staat, demokratische Institutionen, die Zivilgesellschaft. Erhalten bleibt die kleine Gruppe von Oligarchenfamilien, die sich ganz auf ihre Machtkämpfe konzentrieren. Gerade in Bolivien spielen an dieser Stelle auch ehemalige deutsche Nazis eine wichtige Rolle (etwa der frühere Gestapo-Chef von Lyon: Klaus Altmann-Barbie) oder zumindest hohe nationale Offiziere derselben Gesinnung. Bei dem halbdeutschen Banzer war das natürlich besonders offensichtlich; ähnlich wie bei dem paraguayischen Präsidenten Alfredo Stroessner. Wie beim berüchtigten Cocain-Putsch des Generals Meza im letzten Jahr heißen dann alle Putschgegner automatisch "Kommunisten", weil das die Formel ist, die die amerikanischen Freunde am leichtesten akzeptieren. Denn alle hohen Offiziere (auch Banzer und seine putschenden Offiziers-Konkurrenten) sind durch die Militärschule der USA am Panama-Kanal gegangen und bewegen sich daher in denselben ideologischen Sphären.

US-Ausbildung für Putsch-Generäle ⁵⁰

Bis 1984 funktionierte die berühmt berüchtigte **U.S. Army School of the Americas (SOA)** in Panamá und wurde dann nach Fort Benning im US-Staat Georgia verlegt.

„Das Programm der SOA lehrte Mitte der 60er Jahre beispielsweise Verfahren für militärische Geheimdienst- und Geheimdienstabwehraktivitäten, taktische Operationen gegen Dissidentengruppen, Polizeifunktionen in Koordination mit Aufstandsbekämpfung, Verhöre von mutmaßlichen Straftätern, Überwachung und geheime Polizeiuntersuchungen, Psychologie der Massen und des Mobs, Aufbau von Formationen zur Aufruhrkontrolle, Einsatz von Chemikalien und Gas, Gegensabotage, Operationen für unkonventionelle Kriegsführung in den Städten, Propagandaanalyse und Planung von Gegenpropaganda, Verwaltung von Gefängnissen und den Gebrauch von Religion als therapeutischem Hilfsmittel für die Rehabilitierung von Gefangenen“.

Über diese komplexen Zusammenhänge aus Drogen-Diktatur-Nazis-USA-Interessen hatten wir zuletzt auch in Lima viel diskutiert. Rüdiger erzählte mir jetzt in La Paz als Neuigkeit, dass es für die Hochschätzung dieser Nazis noch ein anderes prominentes Beispiel gab: ein Hans Stellfeld hatte bis 1980 die Privatarmee des Oberst Arce Gomez aus Söldnern und ehemaligen Häftlingen militärisch ausgebildet. Dann verstarb er etwas unerwartet an einer Überdosis Kokain und wurde mit militärischen Ehren auf dem deutschen Friedhof von Santa Cruz begraben! Auf die Nachfrage, wieso gerade Santa Cruz, empfahl uns Rüdiger, in **Santa Cruz** im deutschen Klub "Bavaria" reinzuschauen. Ein zentraler Nazi-Treffpunkt in Bolivien und wahrscheinlich darüber hinaus. Und immer wieder wurden die extrem engen Bindungen zwischen Nazis, oligarchischen Militärs und Drogenbossen deutlich: der Club Bavaria gehört einem Freund des **Mafia-Paten Suarez** in Santa Cruz. Suarez ist Vetter von Oberst Arce Gomez und Arce Gomez war - wie gesagt - Steigbügelhalter für den Putsch-general Meza, der dann als Staats-präsident - ähnlich wie Hugo Banzer zuvor - die Spielregeln neu ordnen sollte / wollte. Dieses Karussell hat sich mit Sicherheit noch nicht zu Ende gedreht. Hoffentlich sind wir vor dem nächsten Cocain-Putsch schon wieder außer Landes. Ein Foto in Rüdigers Büro brachte uns dann noch auf ein ganz anderes Thema: die Veränderungen, die der DED in Bolivien seit den Anfängen 1966 bis heute erfahren hatte.

⁵⁰ Quelle: *Wolfgang S. Heinz: Anleitung zur Folter in Lateinamerika. Die internationale Dimension.* Aufsatz in Zeitschrift für Politische Psychologie, Jg. 7, 1999, Nr. 1+2, S. 9 - 18

Das war nicht nur der Büro-Wechsel des Landesdirektors aus der Hauptstadt Sucre in die eigentliche Metropole La Paz. Das Foto aus diesen frühen Tagen zeigte eine junge deutsche Krankenschwester in einem der Dörfer, wie sie gerade einen (ihren) Esel mit Säcken belädt, in denen sich vor allem ihr Arbeitsmaterial für den Gesundheitsdienst befindet.



Mich erinnerte das daran, dass ich auch in Peru schon zwei Maultiere als "Dienstfahrzeuge" für abgelegene Projekte angeschafft hatte,

weil ein Auto dort überhaupt keinen Sinn gemacht hätte. Als Unterhaltskosten wurden eben nicht Benzin und Öl, sondern Heu und Gerste und vielleicht Veterinär abgerechnet. Rüdiger hatte - genau wie ich selber - allerdings die anfängliche Helfer-Philosophie deutlicher auf "Kooperation" mit einheimischen Organisationen im landwirtschaftlichen, im handwerklichen, aber auch etwa im gewerkschaftlichen Bereich umgestellt. Denn nicht der Mangel an medizinischen Kenntnissen der Landbevölkerung war das große Problem in „unseren“ Ländern. Die Bauern kennen sich bestens in der Naturmedizin aus, u.a. bei der vielfältigen medizinischen Anwendung der Coca-Blätter. Wir müssen auf die Änderung der gesellschaftlichen Existenzbedingungen hinwirken; wir müssen wenigstens einen Beitrag dazu leisten, dass die Mehrzahl der Menschen auf dem Lande und in den Stadtrandgebieten mehr direkten Einfluss auf die Ordnung im Staate und die Organisation der Gesellschaft gewinnen.

Unsere Legitimation besteht in nichts weniger als mitzuhelfen, die Machtverhältnisse zulasten dieser verkommenen politischen Oligarchien zu verändern. Nur hatte ich selber gerade in Peru erlebt, dass es nicht leicht ist, dafür immer auch die Rücken-deckung der eigenen Zentrale zu gewinnen, weil dort immer wieder ganz andere, politische und bürokratische, Rationalitäten die Oberhand gewinnen ...

Unser nächstes Etappenziel lag rund 420 Kilometer südlich und hieß **Sucre**, Boliviens offizielle Hauptstadt. Wir nahmen die Route über **Cochabamba**. Der größte Teil der ersten 250 Km war zwar eine Staubstraße, aber als solche in hervorragendem Zustand. Da mussten vor ganz kurzer Zeit schwere Caterpillar unterwegs gewesen sein, um die üblichen Spurrillen und das "Waschbrett" solcher Straßen zu glätten. Es gab nur eine ärgerliche Begegnung auf der Strecke: das war einer der üblichen alten Lkw, dessen Fahrer wahrscheinlich sturzbetrunken am Lenkrad saß und mit seinem schweren Gefährt entsprechend über die Piste von rechts nach links schwankte und dabei eine gewaltige Staubfahne hinter sich aufwirbelte, so dass ich ihn eine halbe Stunde lang einfach nicht überholen konnte.

Wir hatten alle Fenster und die Belüftung geschlossen, aber der feine Staub drang durch alle Ritzen. Wir sahen schon fast wie Bergleute auf der fünften Sohle aus. Es half nichts, ich musste an ihm vorbei. Wir hätten sonst alle eine Staublunge bekommen.

Unser Hupen und Blinken drangen nicht bis zum Lkw-Fahrer durch. Da die ganze Zeit über niemand entgegen gekommen war, ging ich das Risiko ein, zog an ihm vorbei und genau da machte die Straße eine scharfe Linkskurve über eine alte Brücke. Ich war

sicher, dass unser rechtes Hinterrad für 2 Sekunden über die Brückenplanken hinausragte, aber dann hatten wir sofort wieder festen Boden unter allen Rädern. Offenbar hatte keiner im Auto etwas bemerkt.

der Weg nach Cochabamba

Wie die gesamten letzten 30 Minuten kam auch jetzt kein Fahrzeug entgegen. Ich habe sehr tief durchgeatmet. Erst als wir in Cochabamba einrollten, gab es eine Straßensperre. Man teilte uns mit, dass diese Piste für ein Autorennen präpariert wurde. Das Rennen würde noch heute Nachmittag starten. Am anderen Ende der Strecke hatte man nur vergessen, ein Schild und eine Sperre für den normalen Verkehr zu errichten. Nur die Einheimischen wussten, dass die Strecke für heute tabu war und der Lkw-Fahrer hatte sich wahrscheinlich vor lauter Freude betrunken, dass er die Straße



heute ganz allein für sich haben würde. Wir mussten uns und das Auto zu allererst gründlich entstauben.

Also blieben wir diesen Abend auf angenehmen 2.500 Metern in der Stadt "See-Ebene", wie die Quechua ihr Cochabamba getauft hatten. Eine sehr lebendige, quirlige Stadt, eine Stadt wie ein einziger Markt mit gutem, angenehmem Klima. Am nächsten Morgen führte der Weg erstmal wieder höher in die Berge hinauf. Die Straße war nicht schlecht, nur sehr schmal und bestand nur aus Kurven. Die Sonne stand strahlend über allem. Ich hatte einen guten Überblick über viele Kurven voraus. Es gab schon eine ganze Zeit keine Fahrzeugbewegung vor uns. Und dann kam der kleine Lieferwagen doch so urplötzlich um die Kurve auf uns zu, dass kein Bremsen möglich war. Beide fuhren wir aus Vorsicht höchstens 30 Kmh. Aber auch das knallt, wenn die Autos aufeinander prallen. Und nichts anderes war möglich. Denn links reichten die Felsen steil hinauf, rechts ging es ein paar hundert Meter abwärts. Die Kinder saßen zum Glück ordentlich in ihren Römern angeschnallt. Wir beide vorn genauso. Kein Personenschaden. Nur unser Kühler war eingedrückt, genauso wie bei dem anderen Wagen. Der andere Fahrer war einer von den ärmlicher gekleideten und normalerweise völlig unterbezahlten Fahrern eines Händlers aus Cochabamba. Ich nahm ihm ab, dass er keine Versicherung hatte. Wenn sein Chef den Schaden sah, war er seinen job los und musste die Reparatur trotzdem bezahlen. Dann konnte er auch gleich hier in den Abgrund springen. In der Einöde um uns herum gab es natürlich keine Bank; unser Bargeld musste noch bis zur argentinischen Grenze reichen. Ich erklärte dem Mann, wer wir sind, dass ich einen guten Freund in La Paz habe, der ihm das Geld für die Reparaturkosten erstatten wird und drückte ihm meine Visitenkarte in die Hand. Darauf schrieb ich noch den Namen von Rüdiger Gumz und den Satz "erstatte bitte dem gentleman die Autoreparatur, Kennzeichen....; Grüße Elmar".

Der Fahrer vertraute den Alemanes, kümmerte sich um seinen Wagen, der nicht mehr fahrtüchtig erschien. Ich sah, dass auch unser Kühlwasser ganz ausgelaufen war und

kletterte hinunter zu einem Miniwasserfall. Unser Wagen fuhr wieder. Wir setzten etwas mühsam zurück, um so schnell wie möglich wieder nach Cochabamba zu kommen, wo es mit Sicherheit eine Werkstatt für uns gab. Ein schweißtreibendes Wendemanöver auf der engen Straße, dann standen wir in der richtigen Fahrtrichtung - nur, der Kühler war schon wieder leer. Zu viele Lamellen des Radiators waren kaputt. Das Wasser lief praktisch durch. Ich rieb Seife über die kaputten Stellen, holte neues Wasser. Nach ein paar hundert Metern dasselbe. Und jetzt kam die Geheimwaffe zum Einsatz: wir hatten noch zwei große Cola-Flaschen. Sie halfen, wenn die Kinder Durchfall bekamen. Ich goss die Cola in den Kühler, wir fuhren an - und rollten immer weiter und weiter und weiter. In dem heißen Kühler schmolz der Cola-Zucker und verklebte die Löcher der Lamellen. Es blieb jedenfalls hinreichend feucht in unserem Kühler. Wir schafften es bis Cochabamba und in eine Werkstatt und in eine kleine Pension ganz in der Nähe.

Cochabamba hat uns wieder, 1981

Wir hatten jetzt noch einmal 3 Tage Zeit, uns Cochabamba noch viel genauer anzuschauen als am Vortag.

Als das Auto "fertig" gemeldet wurde, war es wirklich fertig. Die Mechaniker hatten ausgezeichnete Arbeit geleistet, hatten auch unsere Frontpartie bestens ausgebeult. Nur neu lackiert hatten sie den Wagen nicht. Dazu fehlte der richtige Lack in der richtigen Farbe. Alles war bezahlbar. Später meldete



Rüdiger, dass auch der "gentleman" bei ihm gewesen und sich das Geld abgeholt hatte. Es war nicht viel Schlimmes passiert, hätte aber können. Anschließend zeigte uns Sucre ein paar sehr nette barocke, weißgestrichene Fassaden; war noch wärmer als Cochabamba, obwohl es sogar ein paar Meter höher liegt. Wir probierten (nur wegen der Kinder!) die berühmte Schokolade von Sucre und waren bald wieder auf der Süd-Tour nach Tarija und seinen Weinbergen, in denen sich ebenfalls Entwicklungshelfer tummelten. In Tarija zeigte der Höhenmesser 2.000 m. Wir waren jetzt mitten im Winter unterwegs. Das aber heißt in erster Linie Trockenzeit für die Region und die einzige Chance für unser Stadtauto, überhaupt auf diesen Wegen zu reisen. Jetzt kam uns auch wieder das Thema in den Sinn, das wir zwar mit Rüdiger gestreift hatten, das wir aber in Bonn bei der Ev. Zentralstelle mit meinem geschätzten Kollegen Heidulf des Öfteren diskutiert hatten: die Anfänge eines neuen Boliviens.

Das war damals, 1952, der markante Wendepunkt durch die linksliberale Revolution gewesen, angeführt von Ángel Víctor Paz Estenssoro und Hernán Siles Zuazo und getragen von der Revolutionären Nationalen Bewegung (MNR). Aber vor allem von den streikenden Minenarbeitern, die gegen die amtierende Regierung durchsetzten, dass Paz Estenssoro nach seinem Wahlsieg auch das Präsidentenamt antreten konnte. Beide Männer - Paz Estenssoro und Siles Zuazo - hatten zuvor den MNR gegründet, um mit der unendlichen Geschichte der Militärputsche in Bolivien endlich Schluss zu machen. Sie schafften es, abwechselnd 12 Jahre hintereinander das Land zu regieren.

Dann kam endlich wieder ein Militärputsch. Dieser Paz Estenssoro war jedenfalls hier in Tarija geboren und das war uns allemal einen Gedenksparade durch diese Stadt wert. Seit seiner Zeit und seit dem Chaco-Krieg zwischen 1932 und 1935, in dem er mitgekämpft hatte, hatte sich die Region Tarija allerdings von der bolivianischen Kornkammer zum Erdgas-Lieferanten für Bolivien und die Nachbarstaaten gewandelt. Paz Estenssoro hatte den äußerst brutal geführten **Chaco-Krieg** zwischen Bolivien und Paraguay oder genauer: zwischen der US-Firma Standard Oil und der englischen British Petroleum überlebt - anders als die 60.000 bolivianischen Soldaten und die 50.000 paraguayischen. Wenn wir es jetzt schaffen, durch den Chaco weiterzufahren, dann wäre das zum allergrößten Teil ehemaliges bolivianisches Territorium. Wir diskutieren mit zwei der Entwicklungshelfer intensiv, was für Bolivien schlimmer war: die verlorenen Erdöl- und Erdgasfelder im Chaco-Krieg oder die Verluste im sogenannten **Salpeter-Krieg** gegen Chile. Bei letzterem vor allem der Verlust der Hafenstadt Antofagasta am Pazifik und die dahinter liegende Atacama-Wüste mit ihren Salpeter- und Kupferreserven. In beiden Fällen hatten die europäischen und die nordamerikanischen Konzerne Stellvertreterkriege um strategische Rohstoffe angezettelt. Und beide Kriege hatten zu herben Territorialverlusten für Bolivien geführt und sind der Grund für den noch heute am Nationalfeiertag (im März, glaube ich) von jedem Präsidenten eingeforderten Zugang zum Meer – natürlich nur noch ein steriles Ritual.

In Tarija blickte man allerdings trotz Trockenzeit bedenklich auf unser schon rampo- niertes kleines Auto und die einhellige Meinung der deutschen Entwicklungshelfer drückte massive Zweifel aus, dass wir den Weg durch den Chaco ohne Vierrad und mit dieser geringen Bodenfreiheit schaffen könnten. Alle wohlmeinenden Ratschläge lauteten: nehmt den kürzesten Weg zur argentinischen Grenze über Villazón als Grenzübergang und laßt den Chaco mit Bermejo links liegen. Dann über Jujuy nach Salta und weiter nach Süden.

Das klang alles sehr vernünftig. Und so machten wir es dann auch. Jetzt waren wir allmählich neugierig auf die "Argentinos prepotentes", wie sie von ihren Nachbarn betitelt wurden, also die Mohammed Alis unter den Latinos. Über Salta bis nach Cordoba war es ein sehr angenehmes Reisen, obwohl wir mitten im argentinischen Winter unterwegs waren.

Aber statt über Schnee zu rutschen sahen wir blühende Bäume, Menschen in ihren Hausbooten auf verschiedenen Seen je mehr wir uns der Sierra von Cordoba näherten. Nur unsere Pullover erinnerten daran, dass es zum Baden in den Seen noch der falsche Moment war. Das Auto freute sich, dass die Staubpisten hinter uns lagen.

*zurück in der Zivilisation:
Sierra von Córdoba*



Die Kinder hatten mal kurzfristig eine leichte Erkältung. Aber bei so exzellenten (und zum Land passenden) Zwischenstops, wie ein Reitplatz für Kinder, gab es nur wenige Seufzer oder Gejammer.



Dani, auf dem Weg zum echten Gaucho, akzeptiert den Wechsel vom wackeligen Auto zum wackeligen Pferderücken in der Sierra von Córdoba

Dennoch waren wir - trotz aller täglichen neuen Eindrücke - allmählich die vielen Autostunden leid. Córdoba als Region und als Stadt waren jetzt sehr willkommen

als Rastplatz für Körper und Geist.

In Argentiniens zweitgrößter Stadt und der größten seit Cochabamba oder Sucre, in Córdoba also fühlten wir europäisches ambiente. Die Fußgänger hätten Spanier oder Italiener sein können. Die Geschäftsauslagen, die Anzüge, Hemden und Kleider hätten wir ähnlich auch in Bonn finden können. In Bonn gab es allerdings keine Überdecken aus Murmeltierfell oder Reisekoffer aus vollständigem Kuhfell. Der Kaffee und die Cafés dufteten gut und verführerisch. Selbst eine Hauptstrasse, wie die *Avenida Colón*, hatte wegen ihrer Bäume und einigen gemütlich wirkenden Oldtimern etwas Humanes, was uns gelegentlich in Lima fehlte.

Córdoba, Avenida Colón, 1981

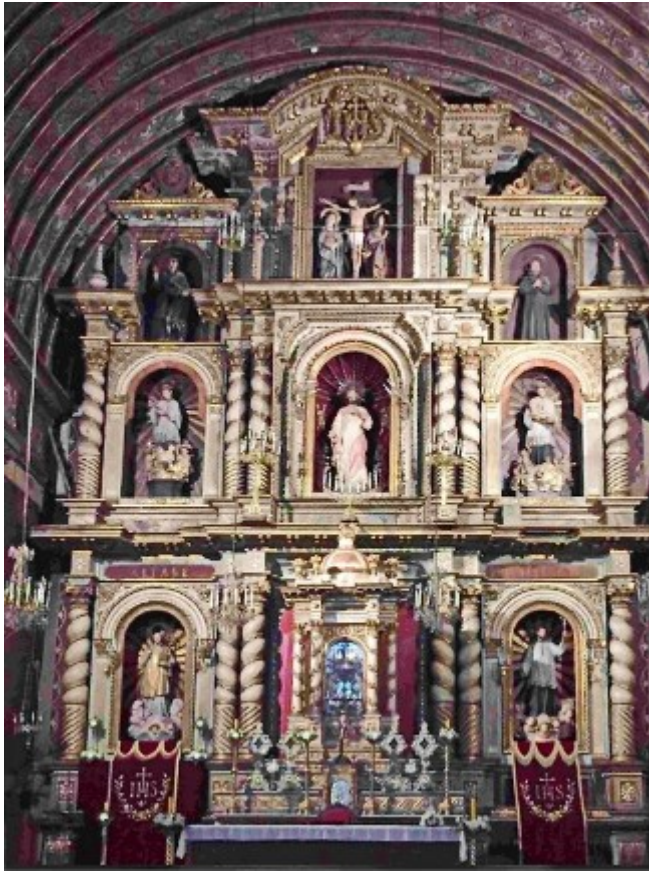
Was wir sehr schnell erkennen konnten, waren die unterschiedlichen Gesichter dieser Stadt, die mit vollem Namen Córdoba de la Nueva Andalucía heißt. Das

spanische Córdoba kennt jedermann wegen seiner Mezquita mit den fast 900 wunderschönen Marmorsäulen und wegen der atemberaubenden Architektur aus einer arabisch-jüdisch-christlichen Epoche.

In Córdoba/Argentinien sind die Bewohner zunächst stolz auf ihre Universitäten und Hochschulen. Das gab der Stadt den Beinamen **La Docta**, die Gelehrte. Allerdings hat sie einen zweiten Beinamen: **Ciudad de las Campanas**, Stadt der Glocken, wegen ihrer vielen Kirchen. Die beiden Orden der Franziskaner und der Dominikaner haben hier ganz offenbar im Wettstreit gelegen um die größte Zahl an eigenen Kirchen. Das Auto wurde abgestellt. Wir machten uns auf den Weg zu den argentinischen Fleischtöpfen. Sie standen ganz oben auf unserer gemeinsamen Wunschliste. Diese Riesenportionen Fleisch, vor unseren Augen am Spieß gebraten, so groß, dass sie weit über den Tellerrand hingen, das begeisterte uns alle Vier nach diesen vielen mageren Reisetagen. Aber vor dem Steakhaus blockierte die älteste Kirche der Stadt den Weg, die Jesuiten-



kirche *Compañía de Jesús*. Wir traten nicht allein der Kirche an sich wegen ein, sondern, weil ihr schön geschnitzter hölzerner Altarraum einst in Cusco gefertigt wurde. Das konnten wir uns nicht entgehen lassen.



Altarraum im Cusco-Stil, Jesuitenkirche Compañía de Jesús, Córdoba

Und dann ließ Córdoba, die Stadt der Glocken, nicht locker. Hinter einer Kreuzung im Stadtteil *Nueva Córdoba* zeigten sich zuerst viele junge Leute, dann erkannten wir die dazugehörige Nationaluniversität und einer der vielen grünen Parks gab den Blick auf die nächste spektakuläre Kirche frei, die Kapuzinerkirche (eigentlich: Iglesia del Sagrado Corazón – was aber offenbar kaum jemand so sagt). Einmal Rundgang um die Kirche, ohne Antwort, weshalb dem einen Turm seine Spitze abhanden gekommen war. Und dann vor allem hinein in diese eher ungewöhnlich farbige Domhalle der Bettelmönche. Sie hatten offenbar sehr erfolgreich

für dieses prächtige Bauwerk gebettelt.....

Kapuziner Kirche, Córdoba außen, amputierter Turm

Die Kapuziner-Kirche wirft beim spontanen Besuch Fragezeichen auf. Dass ein Bettelorden, der zu der Familie der Franziskaner gehört, zur Zeit der Weltwirtschaftskrise, ab 1926, ein solches Bauwerk in Angriff nehmen und finanzieren kann, ist eines der Fragezeichen. Der farbliche Innenraum mit viel (neu-)gotischer Bauweise hat zwar viele europäische Anklänge, hebt sich aber kolossal von den anderen großen Kirchen in Córdoba ab. Ist das die Profilierungssucht der einen Christen gegenüber den anderen (Franziskaner-Dominikaner-Jesuiten)



Kapuziner-Kirche, innen

Jemand erklärt uns jetzt, dass der unvollständige Turm bewußt so gebaut wurde zur Mahnung an die Vergänglichkeit. Interessant ist allerdings, dass die jeweils unterschiedlichen Säulen, die das Kirchendach tragen, die unterschiedlichen vorchristlichen Kulturen (und Religionen?) repräsentieren sollen.

Natürlich wäre ich gerne noch etwas tiefer in die Gedankenwelt des Architekten und der Bauherren eingestiegen, aber das Steakhouse rief.....



Was uns mit gut gefülltem Magen dann auch noch auffiel: Irgendwie scheinen die Winde in Córdoba anders zu wehen als in Lima. Denn auch hier stehen viele Fabriken etc. im Stadtgebiet und knattern viele Busse und stinken die Lkw-Diesel, aber die Luft kam uns dennoch erträglicher vor als in Lima. Vielleicht auch, weil die feuchten Nebel des Humboldt fehlen, wer weiß. Auf jeden Fall gefiel uns eine ganze Menge an Córdoba - darunter die Fußgängerzone, die wir in den Andenstaaten eigentlich überall vermissen. Dazu die Parks und die vielen Alleen mit hohen, schattenspendenden Bäumen (die Sommer hier auf etwa 400 m Höhe werden offenbar heiß). Beim Schlendern durch das Zentrum stößt man immer wieder an eine der Windungen des Rio Suquía, der sich sicher gut eignen würde, um der Stadt noch mehr ökologische Qualität zu sichern. Derzeit dient er allerdings ganz offenbar mehr der Abwasserentsorgung als der Erholung der Bürger. Córdoba hat einfach sehr viele Gesichter und die meisten davon sind attraktiv und einladend.

Eigentlich hatte ich noch zwei andere Punkte auf meinem Reisezettel, die ich gerne angefahren wäre. Der eine Ort war **Villa General Belgrano**, eine kleine Stadt 70 oder 80 Kilometer von Córdoba entfernt. Das Besondere an Villa Gral Belgrano ist sein ähnlich deutsch-schweizer Charakter, wie wir ihn in Oxapampa, in den peruanischen Anden kennengelernt hatten. Es heißt, auch Überlebende des deutschen **Panzerschiffs Graf Spee** hätten sich hier niederlassen dürfen. Aber die Gruppenmehrheit hatte eine klare Meinung: wir wissen doch, wie das aussieht... Auch bei dem zweiten Ort konnte ich mich nicht durchsetzen, **La Rioja**. So heißt schließlich mein spanischer Lieblingswein und ich war einfach neugierig, was man in Argentinien aus dem spanischen Rioja gemacht hat. Irgendwo hatte ich Weinflaschen aus Rioja gesehen, und zwar aus dem argentinischen. Ich konnte keine Mehrheit für meinen Vorschlag organisieren. Aber man muß auch mal verlieren können

Jetzt fehlten nur die letzten 1.000 Kilometer über Mendoza hinunter nach Santiago

de Chile. Die Erholungspause in Cordoba hatte allen sehr gut getan. Die Kinder waren immer noch bestens dabei und ließen sich immer wieder neu motivieren durch Ponyreiten hier oder einen argentinischen Spielplatz dort, durch das leckere Essen (vor allem Dani war von den Fleischtellern restlos begeistert), durch das spontane Bauen von Mini-Schneemännern am Fuß des Aconcagua am Grenzpass zwischen Argentinien und Chile und viele andere Mini-Abenteuer unterwegs. In Santiago wurden wir von einer alten Freundin aus Studentenzeiten in Bochum erwartet. Es gab keine Frage, wir mussten zu ihr in ihr chilenisches Holzhaus ziehen - egal wie eng es dadurch wurde. Sie hatte - wie die meisten Häuser und Wohnungen - keine Heizung in den Zimmern, sondern zwei elektrische, fahrbare Heizkörper. Je nachdem, in welchem Raum man sich länger aufhalten wollte, konnte man diesen Apparat hinter sich herziehen und deswegen nicht erfrieren. Es war schön, nach dieser langen Reise ohne wirkliche Probleme ans Ziel gekommen zu sein.



PARAGUAY : Reminiszenz an eine Militärdiktatur

Ich selber hatte nur noch eine kleine Verabredung mit jemandem, der wie ich an der Bonner Uni eine zeitlang einen Lehrauftrag in Politischer Wissenschaft ausgeführt hatte. Er war wieder zurückgekehrt in sein Heimatland Paraguay. Hernán Kratochwil wollte ich dort in Asunción wenigstens kurz besuchen. Natürlich hatte keiner Lust, mich zu begleiten und ehrlich gesagt, war es auch gut, dass jeder unserer kleinen Gruppe wieder einmal seine Seele und seine Beine nach eigenem Gusto baumeln lassen konnte. Ich ließ das Auto bei Monika und den Kindern und flog diesmal über die Anden in die Stadt, die für mich mit dem Namen General Strössner verknüpft war und ein bißchen mit dem Völkchen der Mennoniten, bei denen wir ganz sicher vorbei gekommen wären, wenn wir uns für die Fahrt durch den Chaco entschieden hätten. Das Stichwort Mennoniten steckte noch tief im Hinterkopf aus meiner Zeit bei der Evangelischen Zentralstelle (EZE) in Bonn. Es war für mich immer schwierig gewesen, die inhaltlichen Unterschiede zwischen Mennoniten, die aus der deutschen Täuferbewegung der Reformationszeit hervorgegangen waren, den Hutterern und den von den Mennoniten abgespaltenen Amischen zu verstehen. In der EZE wurden die Mennoniten in Paraguay beim Auf- oder Ausbau ihrer Landwirtschaft unterstützt. Da die Amischen inzwischen nur noch in den USA aktiv sind und die USA von der EZE nicht als Entwicklungsland eingestuft wurden (obwohl man das in manchem Sinne durchaus könnte), gab es keine Amischen-Projekte. Die Mennoniten waren dann auch die ersten, die ich auf dem Weg vom Flughafen Asunción in die Stadt wahrnahm. Sie fuhren allerdings einen zweiachsigen VW-Bus und kein zweiachsiges Pferdegespann, wie ihre ideologischen Verwandten in Pennsylvania. Hernán zeigte mir sofort die Verkaufsläden der Mennoniten an mehreren Stellen der Stadt undklärte mich auf, dass sie äußerst erfolgreiche Geschäftsleute in Paraguay sind und ihre Handelsbeziehungen vom Chaco nach Bolivien, nach Brasilien und natürlich nach Argentinien ausstrahlen. Als Soziologe hatte er gerade angefangen, den politischen Einfluss der Mennoniten auf die nationale Politik zu untersuchen. Obwohl wir in Bonn viel miteinander diskutiert hatten, wollte er mir zu dieser Untersuchung noch keine ungesicherten Vorabinformationen geben. Aber wir waren jedenfalls sofort wieder mitten in den Themen, die uns auch früher bewegt hatten: wie lässt sich in der heutigen Zeit Zivilgesellschaft gegen eine institutionelle Diktatur so stärken, dass sich letztendlich demokratische Strukturen durchsetzen?

Lateinamerika bietet ausreichend viele Diktaturen, auf die diese Frage angewendet werden kann – insbesondere nachdem die US-Regierungen auf Castros Revolution mit der systematischen Diktaturisierung ihres "lateinamerikanischen Hinterhofs" reagiert hatten. Und Strössner war dafür noch mehr das lebende Beispiel als sein Kollege Pinochet drüben in Chile.

Strössner, paraguayischer Briefmarke, 1981

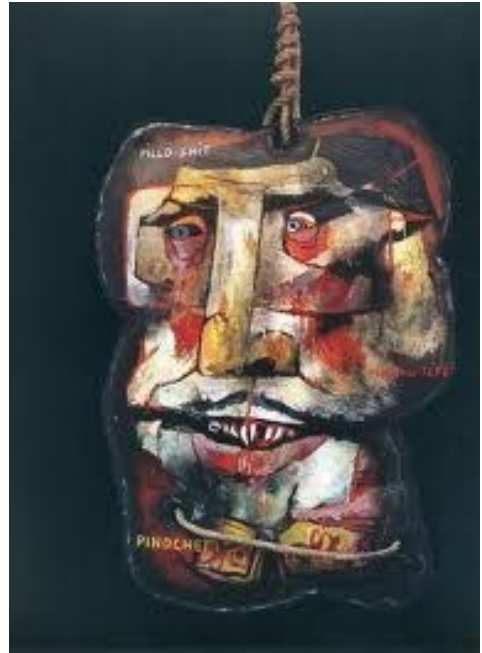


Strössner war jetzt seit 27 Jahren absoluter Alleinherrscher in dem Land, in das sein Vater zur Jahr-hundertwende aus dem bayerischen Hof an der Saale eingewandert war. Wir wussten alle, dass er während seiner langen Amtszeit nicht nur die finanzielle Unterstützung der USA erhalten hatte, um sein strikt antikommunistisches Regime abzusichern. Ohne die US-Hilfen wäre Paraguay möglicherweise das ärmste Land des Kontinents und nicht Bolivien oder Haiti. Aber Strössner erbrachte dafür auch seinerseits unterstützende Dienstleistungen für die Militärdiktaturen in Uruguay (seit 1973), Argentinien (erneut seit 1976), und auch für Pinochet in Chile (seit 1973) - vielleicht auch in Bolivien, in den mittelamerikanischen Staaten und dem perversen Regime in Haiti. Ich denke, die brasilianischen und auch die peruanischen Militärs sind der eigentliche, gewissermaßen fortschrittliche, Gegenpol zu Strössner. Ihre jeweiligen Militär-Hochschulen (ESG in Brasilien; CAEN in Peru) besitzen starke Züge einer Ausbildung zur Entwicklungsdiktatur und stützen sich dabei - im Vergleich zu Strössner - nur noch begrenzt auf ideologischen Antikommunismus. Wobei durch die Terrorakte des Sendero Luminoso in Peru auch die Stimmen gegen diese „Kommunisten“ wieder lauter wurden. Zumindest erschien die gesellschaftliche Überwachung durch Staatsorgane in Peru noch abgeschwächer als zeitgleich in Paraguay. Strössner bewegte sich problemlos im diktatorialen mainstream Lateinamerikas. Die Zusammenarbeit Strössners mit Pinochet bestand allerdings sehr wohl im gegenseitigen Lernen, um gesellschaftliche Kontrollmechanismen und besonders die Verfolgung linker Oppositioneller zu optimieren. In den Lateinamerika-Kreisen in Bonn hatten wir den Verdacht, dass gerade der Chef des paraguayischen Geheimdienstes, Sabino Montanaro, der führende "hardliner" unter seinen lateinamerikanischen Kollegen war - vielleicht auf einer Ebene mit Manuel Contreras, seinem Pendant in Chile. Aber jetzt in Asunción ließ Hernán das so stehen. Er wollte diesen Verdacht nicht weiter kommentieren. Das galt übrigens auch für meine Frage nach Paraguays Rolle bei der "Operation Condor", in der sich die Geheimdienste der 6 südlichen Länder Südamerikas zusammengeschlossen hatten, um grenzübergreifend alles, was "Opposition" genannt wurde, zu verfolgen und auszuschalten. Bei meinen eigenen Recherchen zu Chile war überhaupt kein Zweifel aufgekommen, dass die bis heute spektakulärste Aktion unter dem Dach von „Operation Condor“ die Autobombe gegen Allendes früheren Verteidigungsminister Orlando Letelier gewesen war. Es war durch Erklärungen des amerikanischen Außenministers Henry Kissinger und durch glaubhafte Artikel von US-Zeitungen klar, dass die CIA bei diesem Attentat im September 1976 in Washington entscheidend mitgewirkt hatte.⁵¹

⁵¹ Im REISEBAND II, über unsere Zeit in Chile, gehe ich etwas genauer auf die Rolle der USA bei „Operation Condor“ und den Aufbau der Militärdiktaturen in Südamerika ein

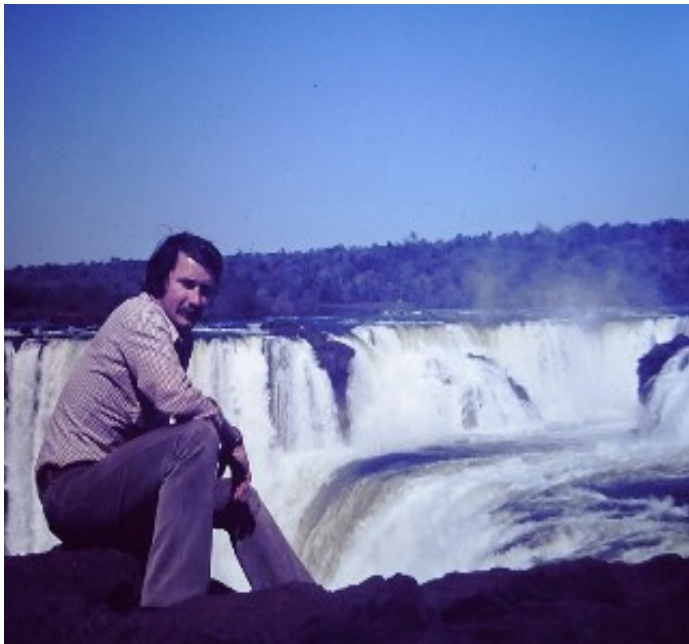
*Pinochet-Konterfei
des ecuadorianischen Künstlers Guayasamin*

In unserem Gespräch darüber erinnerten wir uns gegenseitig, dass die CIA unter Präsident Nixon freilich auch zuvor schon für schwerste Attentate gegen loyale Allende-Mitarbeiter verantwortlich gewesen war, vor allem beim Attentat gegen den chilenischen Oberbefehlshaber General René Schneider im Oktober 1970 und bei dessen Nachfolger, General Carlos Prats, der bei einem Attentat 1974 in Buenos Aires sein Leben verlor. Aber welche Rolle Paraguays Sabino Montanaro bei solchen Aktionen gespielt hatte, darauf wollte Hernán jetzt nicht weiter eingehen. Für mich war interessant zu beobachten, wie extrem vorsichtig Hernán sich auch mir gegenüber verhielt. Es war



nur eine Testfrage, ob es in Paraguay - wenn schon nicht bei den regimetreuen Mennoniten - dann vielleicht auf Seiten der katholischen Kirche so deutliche Oppositionsstimmen gäbe, wie z.B. den Bischof im brasilianischen Recife, Dom Helder Câmara. Denn hier könnte der Versuch ansetzen, mit der Zivilgesellschaft zusammenzuarbeiten. Hernáns Antwort hierzu war ein klares Nein. Aber irgendwie war unsere Kommunikation blockiert. Ich hatte den Effekt unterschätzt, wie frei sich jemand im Ausland (Bonn) geben kann und wie restriktiv die Bedingungen im eigenen Land (Asunción) für dieselbe Person sein können. Wir hatten noch ein sehr schönes gemeinsames Abendessen – allerdings in einem Restaurant, nicht bei ihm zu Hause. Das war ein klares Signal. Er wollte kein fremdes Gesicht in sein Haus lassen, vielleicht wurde er beobachtet.....

Am nächsten Tag reiste ich mit dem Bus ein Stückchen weiter in Richtung brasilianische Grenze, um die größten Wasserfälle der Welt zu bestaunen. Die 300 Kilometer Busfahrt zogen sich etwas hin, obwohl es schon der Express-Bus war. Aber wir kamen schließlich an und aller Schweiß und aller Staub und alle Müdigkeit der Fahrt waren augenblicklich vergessen. Die Guarani-Indianer nennen sie "Großes Wasser" (Iguaçu). Im Reiseführer steht, dass die Iguaçu Wasserfälle breiter sind als die Victoria-Fälle in Afrika und höher als die Niagara-Fälle in den USA. Auf jeden Fall sind sie das beeindruckendste Naturschauspiel, das ich bisher gesehen habe. Auf einer Breite von gut 2700 Metern stürzen 200 oder mehr einzelne Wasserfälle inmitten einer einzigartigen Urwaldszenerie mit tosendem Lärm bis zu 80 Meter in die Tiefe. Diese Wasserfalllandschaft bildet die Grenze zu Argentinien und Brasilien und beide Länder sind durch eine Brücke über die Cataratas de Iguaçu miteinander verbunden. Es ist kein Problem, hier zwischen den Ländern hin und her zu wandern. Eindeutiges Touristenland. Wer gleichzeitig diese offene Grenze für Schmuggelaktionen nutzt, kann das ungeübte Auge so nicht feststellen. An beiden Seiten der Fälle haben die Länder die Region zum Nationalpark erklärt. Aber die lange Liste an tropischen Pflanzen und Dschungeltieren, die der Reiseführer aufzeigt, bleiben diesen Touristenmassen natürlich verborgen. Da muss man schon seine eigene Phantasie einsetzen, um irgendwo zwischen den Lianen auch noch einen Puma zu entdecken.



*ER schwer beeindruckt
von Iguazú und von Itaipú,
wie jeder andere Besucher auch
1981*

Kurz nachdem der Iguacu in den Paraná mündet ist dann das größte Stauwerk der Welt teilweise noch im Bau. Es wird Brasilien, Argentinien und Paraguay mit Strom versorgen. Paraguay ist zu arm, um sich an der Finanzierung der Baukosten zu beteiligen. Es zahlt später seinen Kostenanteil in Form von Strom an die

beiden großen Nachbarn.

Trotz der Monumentalität dieses Naturraums steckte mir die Begegnung mit Hernán wie ein Klotz im Hals. Das entwicklungspolitische oder auch das politische Gespräch mit ihm war leider nicht die Fortsetzung unserer bonner Beziehung gewesen. Ich hatte eigentlich etwas ganz anderes erhofft - sonst hätte ich sicher den Flug von Santiago aus nicht angetreten. Dennoch hatte ich indirekt eine Menge über die Stimmung und die Verhältnisse im aktuellen Paraguay erfahren und wenigstens Iguazú war die Reise wert gewesen. Nach einer Woche war ich wieder in Santiago und war zunächst ein bisschen zurückhaltend beim Bericht über diesen Absteiger. Aber kein Problem: die Familie mit Freundin Sylvia und Tochter Kim und weiteren Nachbarn hatten ganz offensichtlich auch eine schöne Zeit in Santiago gehabt und sich in der lang vermissten Zivilisation sehr wohl gefühlt.



Inhalt REISEBAND II

- Teil 7 : Politische Bildungsarbeit für FES – Bonn**
- Teil 8 : CHILE - holperige Re-demokratisierung**
- Teil 9 : AUSTRALIEN als Absacker**
- Teil 10 : Umweltbeauftragter der FES**
- Teil 11: KOLUMBIEN - Geschichten vom gewalttätigen Frieden**

Inhalt REISEBAND III

- Teil 12 : BALTISCHE STAATEN - Was fehlt eigentlich an guter EU-Mitgliedschaft ?**
- Teil 13 : Annäherung an Skandinavien durch die OSTSEE-ANRAINER**
- Teil 14 : SKANDINAVIEN im Gespräch und die Chancen für eine zukunftsfähige EU**
Bedingung : *China auf Abstand halten*
- Teil 15 : ZYPERN & PORTUGAL als Evaluierungsauftrag der FES-Programme**





Dienstreise in den peruanischen Anden